

DER
KALTE
PSYCHOTHRILLER
SOPHIE
HANNAH
SCHLAF

BASTEI ENTERTAINMENT ■■■■■

Sophie Hannah

DER KALTE
SCHLAF

Psychothriller

Aus dem Englischen von
Anke Angela Grube

BASTEI ENTERTAINMENT

Vollständige E-Book-Ausgabe

des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Bastei Entertainment in der Bastei Lübbe AG

Deutsche Erstausgabe

Für die Originalausgabe: Copyright © 2012 by Sophie
Hannah

Titel der englischen Originalausgabe: »Kind of Cruel«

Originalverlag: Hodder & Stoughton Ltd, a division of
Hodder Headline, London

Für die deutschsprachige Ausgabe:

Copyright © 2014 by Bastei Lübbe AG, Köln

Textredaktion: Anja Lademacher

Titelillustration: © plainpicture/PhotoAlto

Umschlaggestaltung: Pauline Schimmelpenninck Büro
für Gestaltung, Berlin

Erstellung E-Book: Urban [SatzKonzept](#), Düsseldorf

ISBN 978-3-8387-4576-3

Sie finden uns im Internet unter

www.luebbe.de

Bitte beachten Sie auch: www.lesejury.de

FÜR JULIET EMERSON, DIE MIR GEHOLFEN
HAT,
VIELE RÄTSEL ZU LÖSEN,
AUTOBIOGRAPHISCHE WIE FIKTIONALE

Wenn Sie jemanden nach einer Erinnerung fragen und er daraufhin eine Geschichte erzählt, lügt er.

Ich mit fünf Jahren, zusammengekauert in meinem Versteck hinter dem Puppenhaus, voller Angst, von der Lehrerin entdeckt zu werden, im Wissen, dass genau das unvermeidlich war und ich mich innerlich darauf vorbereiten musste – das ist eine Erinnerung.

Daraus gemacht habe ich folgende Geschichte: An meinem ersten Schultag war ich wütend auf meine Mutter, weil sie mich an einem unbekannten Ort mit fremden Leuten alleinließ. Weglaufen war keine Option, denn ich war ein braves Mädchen – das versicherten mir meine Eltern ständig. Aber diesmal hatte ich so starke Einwände gegen das, was mir da zugemutet wurde, dass ich beschloss zu protestieren, indem ich mich so weit wie möglich dem Geschehen entzog. In einer Ecke des Klassenzimmers stand ein großes Puppenhaus, und als keiner hinsah, schob ich mich zwischen das

Puppenhaus und die Wand. Ich weiß nicht, wie lange ich in meinem Versteck hockte und zuhörte, wie meine Klassenkameraden unerfreulichen Krach veranstalteten und die Klassenlehrerin versuchte, Ordnung herzustellen – aber es war lange genug, um mich allmählich unbehaglich zu fühlen. Ich bereute, dass ich mich versteckt hatte, aber wenn ich jetzt plötzlich wieder auftauchte, würde das einem Geständnis gleichkommen, und so etwas Unüberlegtes wollte ich nicht tun. Ich wusste, irgendwann würde ich entdeckt und streng bestraft werden, und meine Nervosität und

Angst wuchsen. Ich weinte, so leise, dass mich keiner hören konnte. Gleichzeitig dachte ein Teil von mir: »Sag nichts, rühr dich nicht von der Stelle – vielleicht kommst du ja doch damit durch.«

Als ich hörte, wie Mrs Hill die Schüler aufforderte, sich im Schneidersitz auf den Teppich zu setzen, um die Anwesenheit zu überprüfen, geriet ich in Panik. Obwohl ich noch nie in der Schule und auch nicht im Kindergarten gewesen war, ahnte ich, was das bedeutete. Sie würde unsere Namen aufrufen, einen nach dem anderen. Wenn ich meinen Namen hören

würde, musste ich mich melden. Wo auch immer ich mich befand, ich würde »Hier, Mrs Hill« sagen müssen. Der Gedanke, einfach nichts zu sagen, kam mir gar nicht, denn ein solches Ausmaß an Täuschung und Rebellion konnte ich mir noch nicht einmal vorstellen, geschweige denn in die Tat umsetzen. Trotzdem rührte ich mich nicht in meinem Versteck. Ich bin immer schon eine Optimistin gewesen, und so war ich nicht gewillt aufzugeben, bevor es unbedingt sein musste. Es könnte schließlich noch irgendetwas passieren, das die Klassenlehrerin

davon abhalten würde, die Anwesenheit festzustellen, dachte ich. Vielleicht fliegt ja ein Vogel durchs Fenster herein, oder einer meiner Klassenkameraden erkrankt plötzlich und muss sofort ins Krankenhaus gebracht werden. Oder mir würde in den letzten drei Sekunden irgendein brillanter Einfall kommen – irgendein Ausweg aus dem Schlamassel, in den ich mich da manövriert hatte.

Natürlich geschah nichts von alledem, und als die Klassenlehrerin meinen Namen aufrief, entschloss ich mich zu einem Kompromiss. Ich sagte nichts, aber hob die Hand,

sodass sie über dem Puppenhaus deutlich zu sehen war. Ich habe meine Pflicht erfüllt, dachte ich – ich melde mich. Aber es bestand ja immer noch die Möglichkeit, dass ich wundersamerweise nicht entdeckt werden würde und als Belohnung für mein Pflichtbewusstsein den ganzen Tag nicht am Unterricht teilnehmen musste. Und dann konnte ich das Ganze am nächsten Tag noch einmal wiederholen. So weit meine Phantasie. Natürlich bemerkte Mrs Hill meinen hochgestreckten Arm sofort und verlangte, dass ich hinter dem Puppenhaus hervorkam. Nach dem Unterricht berichtete sie meiner

Mutter, was ich getan hatte, und ich wurde bestraft, in der Schule und auch von meinen Eltern. Wie genau, daran erinnere ich mich nicht mehr.

Was ist wahr an dieser Geschichte? Das meiste, würde ich vermuten. Wahrscheinlich neunzig Prozent. An wie vieles davon erinnere ich mich noch? An kaum etwas. Eigentlich nur an zwei intensive Gefühle, an die Mischung aus Angst und Trotz, die ich empfand, als ich hinter dem Puppenhaus hockte, und an die schreckliche Demütigung, die es für mich bedeutete, herauskommen und mich der Klasse stellen zu müssen. Jeder wusste, dass ich ein Risiko

eingegangen war, dann aber die Nerven verloren und mich selbst aufgegeben hatte. Ich spüre noch, wie sehr die Erinnerung daran mich beschämte, bereits Sekunden danach – eine Erinnerung in einer Erinnerung an meine dämliche Geste, im Versteck zu bleiben, aber dennoch stumm die Hand zu heben. Ich war auf Nummer sicher gegangen. Einfach jämmerlich, das war ich. Zu brav, um unartig zu sein, und zu unartig, um brav zu sein. Ich erinnere mich, wie sehr ich mir wünschte, jedes andere Kind in der Klasse zu sein, nur nicht ich selbst. Ich bin mir einigermaßen sicher,

dass ich all diese Gefühle empfand, obwohl mir mit fünf Jahren vermutlich der Wortschatz fehlte, sie auszudrücken. Allerdings kann ich mir bei alledem nicht ganz sicher sein, da die Geschichte, die ich aus dem Vorfall gemacht und mir vierzig Jahre lang erzählt habe, meine Erinnerungen niedergetrampelt und sie mittlerweile effektiv ersetzt hat. Wahre Erinnerungen sind zerbrechliche, fragmentarische Erscheinungen, sie können nur zu leicht von einer robusten Erzählung eingeschüchtert werden, die gewebt wurde, damit die Erinnerung schön im Gedächtnis bleibt. Fast

unmittelbar nach einer Erfahrung beschließen wir, wie wir sie interpretieren wollen, und dann konstruieren wir eine dementsprechende Geschichte. Die Geschichte enthält den Teil der Erinnerungen, die diesem Zweck dienen – strategisch platziert, wie bunte Broschen auf dem Revers eines schwarzen Jacketts –, während die Erinnerungen, die nicht ins Konzept passen, weggelassen werden.

Jahrelang habe ich eine andere Version dieser Episode erzählt, eine Version, in der ich mit einem dreisten

Lächeln auf dem Gesicht aus meinem Versteck herauskam und selbstsicher erklärte: »Was ist denn? Ich habe mich nicht versteckt. Ich habe schließlich die Hand gehoben, nicht wahr? Keiner hat gesagt, dass wir uns nicht hinter das Puppenhaus setzen dürfen.« Und dann, eines Tages, dachte ich mitten in meiner Erzählung: Kann das wirklich so passiert sein? Manchmal müssen wir die Geschichten, die wir uns ununterbrochen selbst erzählen, zerstören, um an die wahren Erinnerungen zu kommen. Es ist, als würde man Farbschicht um Farbschicht von einer

Backsteinwand entfernen. Darunter finden sich die ursprünglichen Backsteine – verfärbt und in schlechtem Zustand, weil sie jahrelang nicht atmen konnten.

Das Komische ist, heute erscheinen mir beide Versionen der Geschichte wie Erinnerungen, weil ich beide so oft erzählt habe, mir selbst und anderen. Jedes Mal, wenn wir eine Geschichte erzählen, vertiefen wir die Bahnen, die sie in unserem Gedächtnis gegraben haben, und so erscheint sie uns mit jedem Erzählen realer.

Eine wahre Erinnerung dagegen ist

eher das flüchtige Bild eines roten Mantels, ein Zitronenbaum, von dem man nicht mehr weiß, wo er stand, ein starkes Gefühl, der Name eines Menschen, den man einmal gekannt hat – nur der Name, weiter nichts. Richtige Erinnerungen haben keinen Anfang, keine Mitte und kein Ende. Es gibt keinen Spannungsbogen, keinen offensichtlichen Sinn, ganz bestimmt keine Moral, also nichts, was das Publikum zufriedenstellen könnte, und mit »Publikum« meine ich den Erzähler oder die Erzählerin, die immer das erste Publikum für die eigenen Geschichten sind.

All das gilt auch für Weihnachten 2003 und das, was in Little Orchard geschah, wobei es sich – wie Sie vermutlich mittlerweile erraten haben – nicht um eine Erinnerung, sondern um eine Geschichte handelt. Hoffen wir, dass diese Geschichte sich dafür eignet, ein paar der darin eingebetteten Erinnerungen aufzuspüren und vielleicht auch ein paar der verworfenen Erinnerungen, die nicht in die Geschichte passten und derer man sich entledigt hat.

Machen wir also folgendes Experiment: Ich werde vorerst davon ausgehen, dass die Little-Orchard-

Geschichte eine Geschichte ist, an der nichts stimmt, dass nichts von alledem jemals passiert ist. Dass niemand am Weihnachtsmorgen aufgewacht ist, um festzustellen, dass vier Mitglieder der Familie verschwunden waren.

1

DIENSTAG, 30. NOVEMBER 2010

Es ist kein besonderer Ort. Die Backsteine der Torpfosten haben Lücken, dort wo der Fugenputz herausgebrochen ist. Die Fenster haben hässliche Kunststoffrahmen. Es ist kein Ort, an dem Wunder geschehen.

Und ja, auch ich habe Anteil an dieser Atmosphäre, das will ich nicht leugnen, auch ich bin nichts Besonderes. Ich bin niemand, an dem sich Wunder vollbringen ließen.

Es wird nicht funktionieren. Ich darf also nicht enttäuscht sein, wenn es nichts bringt.

Ich bin ja auch nicht hier, weil ich glaube, dass es helfen könnte. Ich bin hier, weil ich es satt habe, ein strahlendes Lächeln aufzusetzen und erfreute, erstaunte Laute von mir zu geben, wenn mir mal wieder jemand erzählt, wie wunderbar es bei ihm geklappt hat. »Probieren Sie es doch mal mit Hypnose«, sagen praktisch alle, die mir begegnen, von den Kollegen bis zu meinem Zahnarzt, den Eltern in der Schule und den Lehrerinnen der Mädchen. »Ich war ja zuerst sehr skeptisch, und ich bin nur hingegangen,

weil es der letzte Ausweg war. Aber dann war es wie Zauberei – ich habe nie wieder Zigaretten/Wodka/Sahnetorten/Wettscheine angerührt.«

Mir ist aufgefallen, dass alle, die eine hochgradig unseriöse Lösung für ein Problem propagieren, stets betonen, wie skeptisch sie anfangs waren. Niemand verkündet: »Ich war und bin ein verzweifelter Idiot, ich würde wirklich alles glauben. Merkwürdigerweise hat Hypnose bei mir dann wirklich funktioniert.«

Ich sitze im Auto an der Great Holling Road, vor dem Haus von Ginny Saxon, einer Hypnotherapeutin, die ich ziemlich zufällig ausgewählt habe. Na ja,

vielleicht nicht ganz. Great Holling ist das schönste Dorf im Culver Valley. Wenn ich schon mein Geld zum Fenster rauswerfe, dann doch wenigstens in schöner Umgebung, dachte ich. Wenige Orte sind derart idyllisch, dass man sich nur herablassend über sie äußern kann – »eine Scheinwelt« oder »bevölkert von arroganten Arschlöchern«, sagen die Leute dann. So ist es fast zu einem Klischee geworden, über die idyllische Abgeschiedenheit von Great Holling die Nase zu rümpfen und sich für einen Wohnort mit etwas mehr Lärm und Dreck zu entscheiden, in dem zufälligerweise die Immobilienpreise niedriger sind. »Selbst wenn ich es mir leisten könnte, in Great Holling zu

wohnen, ich würde dort nie hinziehen.
Es ist einfach zu perfekt.« Ja, natürlich!

Aber vielleicht sollte ich nicht so
misstrauisch sein. Es gibt schließlich
viele Leute, die genug Geld haben, es
aber bewusst nicht dafür einsetzen, um
ihre Lebenssituation zu verbessern.
Einige mir bekannte Volltrottel geben
Quacksalbern ihr sauer verdientes Geld,
um sich mesmerisieren zu lassen, in der
Hoffnung, dass all ihre Probleme
verschwunden sein werden, wenn sie
wieder zu sich kommen.

Ginny Saxons Adresse ist aber
offensichtlich genauso ein Schwindel
wie die von ihr angebotene
Therapieform. Wie sich herausstellt,

wohnt sie gar nicht in Great Holling. Ich bin extra hier rausgefahren, nur um festzustellen, dass es eine Vortäuschung falscher Tatsachen war – und nicht nur die alberne Placebo-Behandlung, die sie anbietet, meine ich. Wenn ich mir die Adresse etwas genauer angesehen hätte, wäre mir vielleicht die doppelte Portion Dorfnamen darin aufgefallen – Great Holling Road 77, Great Holling, Silsford. Ich befinde mich gar nicht in Great Holling, sondern auf der Landstraße, die dorthin führt. Auf einer Seite befinden sich Häuser, unter anderem das von Ginny Saxon, auf der anderen Seite graubraune, matschig aussehende Felder. Das ist Agrarland, das sich als Landleben tarnt. Auf einem

der Felder steht ein Schuppen mit Wellblechdach. Es ist eine Landschaft, die mich an Gölle erinnert, obwohl das nicht nett sein mag und ich keine Gölle rieche.

Du bist unfair. Was kann es schon schaden, ganz unvoreingenommen an die Sache heranzugehen? Vielleicht hilft es ja tatsächlich.

Ich stöhne. Es wird wehtun, wenn diese Scharade, an der ich gleich teilnehmen werde, mich genauso zurücklässt, wie ich gekommen bin. Und es wird vermutlich schlimmer werden als bei allen anderen Versuchen, die ich bislang unternommen habe und die nicht geholfen haben. Hypnose ist für jeden

der allerletzte Ausweg. Danach gibt es nichts mehr, was man noch versuchen könnte.

Ich schaue auf die Uhr im Armaturenbrett. Punkt drei. Um drei habe ich meinen Termin, ich sollte jetzt reingehen. Aber es ist warm in meinem geheizten Renault Clio, und draußen ist es bitterkalt. Kein Schnee, nicht einmal die Art Schnee, die nicht liegen bleibt, aber jeden Abend kündigt die Wetterfrau des lokalen Nachrichtensenders mit immer größerer Schadenfreude in der Stimme Schneefall an.

»Wenn ich bis drei gezählt habe ...«, ich stelle mir vor, das in meiner besten

tiefen, hypnotisierenden Stimme zu mir selbst zu sagen, »wirst du aussteigen, das Haus auf der anderen Straßenseite betreten und eine Stunde lang so tun, als wärst du in Trance. Du wirst der Scharlatanin einen Scheck über siebenzig Pfund ausstellen. Es wird phantastisch werden.« Ich ziehe den Zettel mit den handgeschriebenen Instruktionen aus der Jackentasche: Ginnys Adresse. Ich überprüfe sie und stecke sie wieder ein – eine Verzögerungstaktik, die mir nichts verrät, was ich nicht bereits wüsste. Ich bin hier richtig.

Oder falsch.

Na los.

Als ich auf das Haus zugehe, sehe ich, dass der Wagen, der in der Auffahrt steht, nicht leer ist. Eine Frau sitzt darin, eine Frau in einem schwarzen Mantel mit Pelzkragen, einem roten Schal und leuchtend rotem Lippenstift. Auf ihrem Schoß liegt ein offenes Notizbuch, in der Hand hält sie einen Stift. Sie raucht eine Zigarette und hat trotz der Temperatur das Fenster heruntergelassen. Sie trägt keine Handschuhe, und ihre Hände sind gerötet vor Kälte. Rauchen und Schreiben sind ihr offenbar wichtiger als ihr Wohlbefinden, denke ich, als ich die Wollhandschuhe sehe, die neben einer Packung Marlboro Light auf dem Beifahrersitz liegen. Sie blickt auf, lächelt und sagt Hallo.

Um Ginny Saxon kann es sich nicht handeln. Denn auf ihrer Website kann man nachlesen, dass Raucherentwöhnung eins der Dinge ist, bei denen Hypnose helfen kann. Es wäre also eher seltsam, wenn sie sich mit einer Zigarette in der Hand vor ihrem Haus ins Auto setzen würde. Dann bemerke ich etwas, das von der Straße aus nicht zu sehen war, ein kleines freistehendes Holzhäuschen hinten im Garten. Ein Schild verkündet: *Great Holling Hypnotherapie-Praxis Ginny Saxon. Psychologin. Pädagogin. Mitglied der Gesellschaft für klinische Hypnose.*

»Dort findet es statt«, sagt die Raucherin mit mehr als einer Spur von Bitterkeit in

der Stimme. »In ihrem Geräteschuppen. Sehr vertrauenerweckend, oder?«

»Der Schuppen ist ansprechender als das Haus«, bemerke ich. Es gelingt mir problemlos, in den Unartige-Mädchen-ganz-hinten-im-Schulbus-Modus umzuschalten, und ich bete, dass Ginny Saxon nicht unvermittelt hinter mir auftaucht und mich dabei erwischt, wie ich ihr Haus heruntermache. Warum liegt mir daran, mich bei dieser fremden Frau einzuschmeicheln? »Zumindest hat der Schuppen keine Kunststofffenster«, füge ich hinzu. Ich weiß nur zu gut, wie absurd mein Verhalten ist, aber ich bin machtlos – ich kann nichts dagegen tun.

Die Frau grinst und wendet sich dann ab,

als hätte sie sich das mit dem Gespräch anders überlegt. Sie blickt in ihr Notizbuch. Ich weiß, wie sie sich fühlt. Es wäre besser gewesen, wir hätten so getan, als wäre die andere gar nicht da. Wir können so sarkastisch sein, wie wir wollen, wir sind beide hier, weil wir ein Problem haben, das wir nicht selber lösen können, und wir wissen es – von uns selbst und von der anderen.

»Sie ist eine Stunde im Verzug. Ich hatte einen Termin um zwei.«

Ich versuche, den Eindruck zu erwecken, als mache mir das nichts aus, aber ich weiß nicht, ob es mir gelingt. Das würde bedeuten ... ich werde erst um vier

drankommen, und um zehn nach vier muss ich los, wenn ich rechtzeitig zu Hause sein will, um Dinah und Nonie vom Schulbus abzuholen.

»Keine Sorge, Sie können meinen Termin haben«, sagt meine neue Freundin und wirft ihre Kippe aus dem Fenster. Wenn Dinah hier wäre, würde sie sagen: »Heben Sie Ihren Abfall auf, aber sofort, und werfen Sie ihn in den Mülleimer.« Die Idee, dass sie erst acht ist und nicht in der Position, einer fremden Frau, die mehr als fünfmal so alt ist wie sie, Befehle zu erteilen, würde ihr gar nicht kommen. Ich nehme mir fest vor, die Kippe nachher aufzuheben und in den nächsten

Mülleimer zu werfen – wenn die Frau es nicht mehr mitbekommt und als Kritik auffassen könnte.

»Das würde Ihnen nichts ausmachen?«, frage ich.

»Dann hätte ich es nicht angeboten«, meint sie. Ihre Stimme klingt merklich munterer. Weil sie vom Haken ist?

»Entweder ich komme um vier wieder oder ...«, sie zuckt die Achseln, »oder auch nicht.«

Sie fährt das Fenster herunter und setzt rückwärts aus der Auffahrt, wobei sie mir auf eine Art zuwinkt, die mir den Eindruck vermittelt, ich sei hereingelegt worden – eine Mischung aus Lässigkeit

und Überlegenheit, ein Winken, das auszudrücken scheint: »Jetzt bist du auf dich gestellt, du Dummerchen.«

»Kommen Sie doch herein, es ist so kalt«, sagt eine Stimme hinter mir. Ich drehe mich um und sehe eine füllige Frau mit einem runden, hübschen Gesicht und blonden Haaren, die zu einem Pferdeschwanz gebunden sind, aber so nachlässig, dass der Großteil sich aus dem Haargummi befreit hat. Sie trägt einen olivgrünen Cordrock, schwarze, knöchelhohe Stiefel, schwarze Strumpfhosen und einen cremefarbenen Polopullover, der um die Taille herum eng anliegt und die Aufmerksamkeit auf das zusätzliche Gewicht lenkt, das sie

mit sich herumschleppt. Ich schätze sie auf etwa Mitte vierzig.

Ich folge ihr in das Holzhäuschen, das kein Schuppen ist und eindeutig auch nie einer war. Dafür sieht das Holz zu neu aus, innen wie außen. Nichts weist darauf hin, dass hier je eine matschige Schaufel oder ein ölverschmierter Rasenmäher gestanden hätten. Eine Wand ist von oben bis unten mit gerahmten botanischen Drucken bedeckt, und in drei der vier Ecken des Raums stehen himmelblaue Vasen mit Blumen. Ein weißer Teppich mit einer breiten blauen Kante bedeckt den größten Teil des Holzfußbodens. Auf einer Seite des Raums steht ein bequemer Drehstuhl aus

rotbraunem Leder mit Kopfstütze und passendem Fußschemel, auf der anderen ein braunes Antikledersofa und ein kleines Tischchen, auf dem sich Bücher und Zeitschriften über Hypnotherapie stapeln.

Dieses letzte Detail ärgert mich, genau wie es mich ärgert, wenn ich beim Friseur einen Stapel Zeitschriften über Frisuren und nichts sonst finde. Es ist einfach zu aufdringlich. Muss ich mich wirklich derart intensiv mit haarigen Gedanken auseinandersetzen, während ich darauf warte, dass eine Jugendliche mit talgigem Teint meinen Kopf in ein Waschbecken rammt und kochendes Wasser darübergießt? Was ist, wenn ich

gern etwas über den Aktienmarkt lesen würde oder das zeitgenössische Ballett? Zufälligerweise würde ich das nicht tun wollen, aber mein Einwand ist berechtigt.

Hypnotherapie ist zugegebenermaßen marginal interessanter als Spliss (obwohl ich fairerweise zugeben muss, dass meine vierteljährlichen Besuche im »Salon 32« mich immer wieder davon überzeugen, dass hier tatsächlich eine Dienstleistung erbracht wurde).

»Sie können sich die Bücher und Zeitschriften gerne ansehen«, sagt Ginny Saxon mit mehr Begeisterung, als gerechtfertigt ist. Sie spricht so, wie Medienleute sprechen. Ihr Akzent lässt

sich nirgends verorten und verrät mir nicht, woher sie stammt. Nicht aus dem Culver Valley, wenn ich raten sollte.

»Sie können sich gern so viele ausleihen, wie Sie wollen, wenn Sie sie wieder zurückbringen.« Entweder sie gibt sich viel Mühe mit ihrer Nummer, oder sie ist ein netter Mensch. Ich hoffe, sie ist nett. So nett, dass sie auch dann noch den Wunsch verspüren wird, mir zu helfen, wenn ihr klar geworden ist, dass ich nicht sonderlich nett bin.

Es ist anstrengend, ständig so zu tun, als wäre man ein besserer Mensch, als man eigentlich ist.

Ginny hält mir eine monatlich

erscheinende Zeitschrift mit dem Titel *Hypnotherapie* hin. Mir bleibt nichts anderes übrig, als sie entgegenzunehmen. Die Zeitschrift klappt in der Mitte auf, ich lese eine Überschrift:

»Hypnotherapeutische olfaktorische Konditionierung«. Was hatte ich erwartet? Die Frontalaufnahme einer hin- und herschwingenden Stoppuhr?

»Setzen Sie sich doch«, sagt Ginny und deutet auf den Drehstuhl mit der verstellbaren Rückenlehne samt Fußschemel. »Tut mir leid, dass Sie eine Stunde warten mussten.«

»Musste ich nicht«, teile ich ihr mit. »Ich bin Amber Hewerdine und habe einen Termin um drei. Die Frau dort draußen

meinte, ich könne ihren Termin haben, sie würde nachher zurückkommen.«

Ginny lächelt. »Und das war alles?«

O Gott, bitte mach, dass sie nicht unser ganzes Gespräch mitangehört hat. Wie dick sind diese Holzwände? Wie laut waren wir?

»Ich habe nichts gehört, keine Sorge. Aber nach dem wenigen zu urteilen, das ich von dieser Frau weiß, nehme ich an, dass sie noch mehr gesagt hat als das, was Sie eben wiedergegeben haben.«

Keine Sorge? Was zum Teufel soll denn das bedeuten? Gestern Abend hatte ich Luke gefragt, ob er glaube, dass nur

Leute sich als Hypnotherapeuten ausbilden lassen, denen es Spaß macht, das Gehirn anderer Leute zu manipulieren, und er lachte. »Gott helfe jedem, der das bei dir versuchen sollte.«

»Ihre genauen Worte lauteten: Entweder ich komme um vier zurück – oder auch nicht«, erzähle ich Ginny.

»Und Sie kamen sich vor wie eine Idiotin, weil Sie geblieben sind, oder? Entspannen Sie sich. Die Idiotin ist sie. Ich glaube nicht, dass sie wiederkommen wird. Letzte Woche hat sie sich auch schon gedrückt – sie hatte sich für ein Erstgespräch angemeldet und ist nicht aufgetaucht. Da sie den Termin nicht abgesagt hatte, habe ich ihr den vollen

Betrag berechnet.«

Sollte sie mir das alles erzählen? Ist das nicht unprofessionell? Wird sie beim nächsten Klienten über mich herziehen?

»Warum erzählen Sie mir nicht, warum Sie hier sind?« Ginny öffnet den Reißverschluss ihrer knöchelhohen Stiefel, kickt sie von den Füßen und macht es sich auf dem Ledersofa gemütlich. Soll ich mich dadurch weniger gehemmt fühlen? Es funktioniert nicht, im Gegenteil, es irritiert mich. Wir haben uns gerade erst kennengelernt. Sie ist doch angeblich eine professionelle Therapeutin. Was wird sie zum zweiten Termin tragen – Mieder und Schlüpfer?

Aber das spielt keine Rolle, denn es wird keinen zweiten Termin geben.

»Ich leide unter Schlaflosigkeit«, sage ich. »Richtig.«

»Das zwingt mich zu der Frage: Wie leidet man unrichtig unter Schlaflosigkeit?«

»Wenn man Einschlafprobleme hat, dann aber acht Stunden fest durchschläft. Oder sofort einschläft, aber zu früh aufwacht – um vier statt um sieben. Es gibt Leute, die jammern: ›Ich kann nicht schlafen«, und sie meinen damit, dass sie nachts zwei- oder dreimal aufwachen, weil sie auf die Toilette müssen – sie haben kein Schlafproblem, sondern eins mit der

Blase.«

»Sie sprechen von Leuten, die ›leichten Schlaf‹ meinen, wenn sie ›Schlaflosigkeit‹ sagen?«, fasst Ginny zusammen. »Die von jedem kleinen Geräusch geweckt werden? Oder die nur mit Kopfhörer und Musik einschlafen können oder wenn das Radio läuft?«

Ich nicke und versuche, mich nicht davon beeindrucken zu lassen, dass sie alle Leute zu kennen scheint, die ich hasse. »Das sind die ärgerlichsten der Pseudo-Schlaflosen. Wenn jemand sagt, ›Ich kann nur schlafen, wenn ...‹, leidet er nicht unter Schlaflosigkeit.«

»Hegen Sie einen Groll gegen

Menschen, die gut schlafen?«, fragt Ginny.

»Nicht, wenn sie es zugeben.« Vielleicht bin ich zu erschöpft, um nett zu sein, aber ich würde gern glauben können, dass mein Verstand trotzdem noch funktioniert. »Ich habe nur etwas gegen Leute, die kein Problem haben, aber so tun, als hätten sie eins.«

»Leute, die von sich sagen: ›Ich schlafe wie ein Murmeltier, mich kann nichts aufwecken‹, sind also in Ordnung?«

Versucht sie, mir eine Fangfrage zu stellen? Ich bin versucht, ihr eine Lüge aufzutischen, aber warum sollte ich? Die Frau muss mich nicht mögen. Sie muss

versuchen, mir zu helfen, ob sie mich mag oder nicht, dazu ist sie verpflichtet. Dafür bezahle ich sie. »Nein, die sind unerträglich selbstgefällig«, erkläre ich.

»Aber wenn es wahr ist, wenn sie tatsächlich schlafen wie die Murmeltiere, warum sollten sie das dann nicht sagen?«

Wenn sie noch mal von Murmeltieren spricht, gehe ich. »Es gibt schließlich verschiedene Möglichkeiten, jemandem mitzuteilen, dass man immer gut schläft.« Ich bin den Tränen gefährlich nahe. »Zum Beispiel, indem man darauf hinweist, dass man zwar gut schlafen kann, aber dafür jede Menge anderer Probleme hat. Schließlich hat jeder

irgendwelche Probleme, oder?«

»Natürlich«, bestätigt Ginny, die aussieht, als hätte sie sich in ihrem ganzen Leben noch nie über irgendwas Sorgen gemacht. Ich starre an ihr vorbei. Hinter dem Ledersofa, auf dem sie sitzt, sind zwei große Fenster. Ginnys Garten ist ein langer, schmaler Grünstreifen. Am hinteren Ende kann ich einen braunen Fleck erkennen, einen Holzzaun, und dahinter Felder, die grüner und vielversprechender aussehen als die auf der anderen Seite der Straße. Wenn ich hier wohnte, würde ich mir Sorgen machen, dass irgendein Bauunternehmer das Land aufkaufen und so viele Häuser daraufstellen würde wie irgend möglich.

»Erzählen Sie mir von Ihren Schlafproblemen«, sagt Ginny. »Nach diesem Auftakt erwarte ich eine wahre Schreckensgeschichte. Unter der Armlehne ist ein Holzhebel, falls Sie den Stuhl zurückstellen möchten.«

Ich will mich nicht zurücklehnen, aber ich tue es trotzdem und stelle meine Füße auf den Schemel, sodass ich mich in beinahe liegender Position befinde. Es ist leichter, wenn ich ihr Gesicht nicht sehen kann, wenn ich mir einreden kann, dass ich mit einer Stimme vom Band spreche.

»Also. Niemand auf der Welt leidet schlimmer unter Schlaflosigkeit als Sie?«

Macht sie sich über mich lustig? Ich kann nicht umhin zu bemerken, dass ich mich noch keineswegs in Trance befinde. Wann will sie denn endlich anfangen? Wir haben schließlich kaum eine Stunde Zeit.

»Nein«, entgegne ich steif. »Ich bin besser dran als viele Menschen, die überhaupt nicht schlafen können. Ich schlafe nachts immer mal wieder eine Viertelstunde oder zwanzig Minuten. Und immer abends vor dem Fernseher. Das ist normalerweise der beste Schlaf, den ich kriege, so zwischen halb neun und halb zehn abends, oft eine ganze Stunde, wenn ich Glück habe.«

»Ein Mensch, der nie schläft, würde sterben«, sagt Ginny. Das verwirrt mich, bis ich begreife, dass sie über die Menschen redet, die ich eben in einem Nebensatz erwähnt habe, diejenigen, die weniger Glück haben als ich.

»Es gibt Menschen, die daran sterben«, entgegne ich. »Leute mit LFI.«

Ich spüre, wie sie darauf wartet, dass ich fortahre.

»Letale familiäre Insomnie. Das ist eine Erbkrankheit. Nicht lustig. Absolute Schlaflosigkeit, Panikanfälle, Phobien, Halluzinationen, Demenz, Tod.«

»Fahren Sie fort.«

Ist die Frau eine Idiotin? »Das war's«, entgegne ich. »Tod ist der letzte Punkt auf der Liste. Danach kommt normalerweise nicht mehr viel. Wäre ja eine Erleichterung, wenn man nur nicht zu tot wäre, um es würdigen zu können.«

Als sie nicht lacht, beschließe ich, noch düsterere Töne anzuschlagen. »Für manche Leute ist es natürlich ein zusätzlicher Bonus, dass ihre ganze Familie ebenfalls stirbt.« Ich warte auf ihre Reaktion. Ein leises Glucksen würde mir schon reichen. Ist sie so selbstsicher, dass sie meine Bemerkung einfach übergehen, einen Witz einen Witz sein lassen kann?

»Haben Sie den Wunsch, dass Ihre

Familie stirbt?«

Vorhersagbar enttäuschend.

Enttäuschend vorhersagbar.

»Nein. Das ist nicht das, was ich gesagt habe.«

»Haben Sie schon immer unter Schlafstörungen gelitten?«

Ein rascher und eleganter Themenwechsel, mit dem ich mich nicht wohl fühle. »Nein.«

»Wann hat es angefangen?«

»Vor anderthalb Jahren.« Ich könnte ihr das genaue Datum nennen.

»Wissen Sie, warum Sie nicht schlafen können?«

»Stress. Bei der Arbeit und zu Hause.«
Ich formuliere es so unbestimmt wie möglich und hoffe, dass sie nicht nach Einzelheiten fragen wird.

»Und wenn eine gute Fee ihren Zauberstab schwenken und die Ursachen dieses Stresses beseitigen würde ...?«

Ist das eine Fangfrage? »Dann würde ich gut schlafen können«, sage ich. »Früher habe ich immer gut geschlafen.«

»Das ist gut. Ihre Schlaflosigkeit hat also äußere Ursachen, nicht innere. Es ist nicht so, dass *Sie*, wegen etwas *in Ihnen*

selbst nicht schlafen können. Sie können nicht schlafen, weil Ihre gegenwärtige Lebenssituation Sie unter unerträglichen Druck setzt. Jeder in Ihrer Lage würde es schwierig finden zu schlafen, richtig?«

»Ich glaube schon.«

»Das ist noch besser. Das ist die Art Schlaflosigkeit, die man haben möchte.« Ich kann hören, wie sie mich anstrahlt. Wie ist das möglich? »Nicht mit *Ihnen* stimmt etwas nicht. Ihre Reaktion ist absolut normal und verständlich. Können Sie Ihre Lebenssituation so verändern, dass die Stressquellen ausgeschaltet werden?«

»Nein. Hören Sie, aber ... dieser Gedanke ist mir auch schon gekommen, glauben Sie mir. All die Nächte, in denen ich wachgelegen und darüber nachgegrübelt habe, was alles nicht stimmt ...« Jetzt nicht emotional werden. Betrachte es als Business-Meeting – du bist eine unzufriedene Kundin. »Ich kann die Stressquellen nicht aus meinem Leben entfernen. Sie *sind* mein Leben. Ich hatte gehofft, mit der Hypnotherapie könnte ich ...« Ich kann nicht aussprechen, was ich eigentlich sagen wollte. Es würde lächerlich klingen, wenn ich es in Worte fasste.

»Sie hatten gehofft, ich könnte Ihr Gehirn täuschen«, fasst Ginny zusammen. »Sie

wissen, und Ihr Gehirn weiß, dass es gute Gründe gibt, sich zu fürchten, aber Sie hatten gehofft, die Hypnose könne es dazu bringen zu glauben, dass alles in schönster Ordnung ist.« Also jetzt macht sie sich bestimmt über mich lustig.

»Wenn Sie das für eine so lächerliche Idee halten, warum haben Sie sich dann für diesen Beruf entschieden?«, sage ich kurz angebunden.

Sie sagt etwas, das klingt wie:

»Versuchen wir es mit dem Baumschüttler.«

»Was?«

Ich muss beunruhigt geklungen haben.

»Vertrauen Sie mir«, sagt Ginny. »Es ist nur eine Übung.«

Sie wird sich damit zufriedengeben müssen, dass ich ohne weitere Diskussionen nachgebe. Vertrauen ist ein zu kostbares Gut, um es jemandem abzuverlangen, den man kaum kennt.

»Vielleicht verspüren Sie den Wunsch, die Augen zu schließen – das macht es einfacher.«

Darauf würde ich nicht wetten.

»Es wird Sie vielleicht erleichtern, dass Sie so gut wie gar nicht sprechen müssen. Meistens werden Sie nur zuhören und zulassen, dass Erinnerungen

an die Oberfläche kommen.«

Das klingt ziemlich einfach. Obwohl das »so gut wie gar nicht« erahnen lässt, dass ich irgendwann etwas werden sagen müssen. Aber was? Ich würde mich gern gedanklich darauf vorbereiten.

Als Ginny erneut das Wort ergreift, hätte ich fast gelacht. Sie spricht langsamer und eine Spur tiefer, trance-ähnlicher, ganz so wie die Karikatur eines Hypnotiseurs, die ich im Kopf hatte: »Sie fallen in einen tiefen, tiefen Schlaf.« Das ist es nicht, was Ginny sagt, aber allzu weit davon entfernt ist es auch nicht. »Ich möchte Sie einladen, sich auf Ihre Atmung zu konzentrieren«, intoniert sie, »und auf Ihren

Scheitelpunkt. Der Scheitelpunkt entspannt sich.«

Warum tut sie das? Sie muss doch wissen, dass sie sich anhört wie ein Klischee. Wäre es nicht besser, wenn sie einfach normal weiterreden würde?

»Wandern Sie zur Stirn – die Stirn entspannt sich. Die Nase entspannt sich – Ihre Atmung fließt ruhig und regelmäßig, ruhig und regelmäßig – die Nase entspannt sich. Der Mund entspannt sich.«

Und was ist mit dem Teil zwischen Nase und Mund, wie immer er auch heißen mag? Was ist, wenn dieser Teil starr vor Anspannung ist? Den hat sie

ausgelassen.

Es ist hoffnungslos. Ich kann das nicht.
Ich wusste es ja.

Ginny ist bei meinen Schultern
angelangt. »Sie spüren, wie die
Schultern sinken und sich entspannen,
wie die ganze Spannung dahinschmilzt.
Ihre Atmung fließt ruhig und regelmäßig,
ruhig und regelmäßig. Lassen Sie allen
Stress und alle Anspannung los. Und nun
wandern Sie zum Brustkorb, zu den
Lungen – Brust und Lungen entspannen
sich. So etwas wie ein Hypnose-Gefühl
gibt es nicht, nur ein Gefühl wohliger,
tiefer Ruhe und Entspannung.«

Ach ja? Warum bezahle ich dann siebzig

Pfund dafür? Wenn ich mich nur entspannen müsste, könnte ich das auch zu Hause tun.

Nein, korrigiere ich mich. Könnte ich nicht. Kann ich nicht.

»Tiefe, wohlige Ruhe – und Entspannung. Wandern Sie zu Ihrem Bauch – der Bauch entspannt sich.«

Septum. Nein, das ist die Scheidewand zwischen den Nasenlöchern. Ich wusste mal, wie diese kleine Einkerbung zwischen Nase und Oberlippe heißt. Philtrum – genau, so heißt es, das ist der medizinische Fachbegriff. Jetzt, wo es mir eingefallen ist, sehe ich praktisch Luke vor mir, der es triumphierend

verkündet. Ein Quiz. Eine dieser Wissensfragen, die er immer direkt beantworten kann und bei denen ich immer hoffnungslos aufgeschmissen bin.

Ich zwinge mich dazu, mich auf Ginnys leiernde Stimme zu konzentrieren. Ist sie schon bei meinen Zehen angelangt? Ich habe nicht zugehört. Sie könnte Zeit sparen, wenn sie alle Körperteile gemeinsam ansprechen würde und gleich den ganzen Körper auffordern würde, sich zu entspannen. Ich versuche, gleichmäßig zu atmen und meine Ungeduld zu zügeln.

»Manche fühlen sich ganz leicht, fast wie eine Feder«, sagt sie gerade.

»Andere spüren, wie ihre Glieder immer

schwerer werden, als könnten sie sich nicht bewegen, selbst wenn sie es wollten.«

Sie hört sich an wie die Moderatorin einer Kindersendung, sie lässt ihre Stimme »leicht« oder »schwer« werden, so wie es zu ihren Worten passt. Hat sie je probiert, etwas ausdrucksloser zu sprechen? »Wieder andere spüren eher ein Kribbeln in den Fingern. Aber alle fühlen eine wohlige, herrlich tiefe Ruhe und Entspannung.«

Meine Finger kribbeln ziemlich stark. Das taten sie schon, bevor sie das mit dem Kribbeln erwähnte. Bedeutet das, dass ich jetzt hypnotisiert bin? Ich fühle

mich nicht entspannt, aber ich bin mir vermutlich der surrenden Neurosen in meinem Kopf stärker bewusst als vorher. Es ist, als wären sie und ich gemeinsam in einer dunklen Kiste eingesperrt, einer Kiste, die sich vom Rest der Welt losgelöst hat und davonschwebt. Ist das gut so? Aber wie könnte das gut sein?

»Und nun, während sie weiter ruhig und regelmäßig atmen, ganz ruhig und regelmäßig, stellen Sie sich bitte die schönste Treppe der Welt vor.«

Wie bitte? Damit überfällt sie mich ohne jede Vorwarnung? Ein Dutzend erstrebenswerter Treppen drängen sich in meinen Kopf und beginnen einen

heftigen Wettstreit. Vielleicht eine Wendeltreppe mit schmiedeeisernem Geländer? Oder diese offenen Treppen, die aussehen, als schwebten sie in der Luft, mit Glas- oder Stahlgeländer – schön modern, klare Linien.

Andererseits auch ein bisschen seelenlos, erinnern zu sehr an ein Bürogebäude.

»Ihre perfekte Treppe hat zehn Stufen«, fährt Ginny fort. »Ich werde Sie jetzt diese Treppe hinuntergeleiten, eine Stufe nach der anderen ...«

Moment mal. Ich bin noch nicht bereit, irgendwo hinzugehen. Ich habe meine Treppe noch nicht ausgewählt. Ganz

traditionell ist vermutlich das Beste:
dunkles Holz, mit Treppenläufern auf
den Stufen. Vielleicht irgendwas
Gestreiftes ...

»Schritt für Schritt gehen Sie jetzt weiter
und tiefer in Ruhe und Entspannung
hinein, Stufe für Stufe, immer weiter und
immer tiefer in Ruhe und Entspannung
hinein ...«

Wie kann sie so schnell vorpreschen,
obwohl sie einschläfernd langsam
spricht?

Was ist mit Stein? Das ist ebenso
traditionell und imposanter als Holz,
wenngleich auch kälter. Aber wenn man
die Stufen mit Teppich auslegt ...

Ginny ist mir mittlerweile weit voraus, aber das ist mir egal. Ich bin fest entschlossen, mir alle Zeit zu nehmen, die ich brauche, um meine Treppe zu entwerfen – eine Abkürzung des Verfahrens, um dann mit einem Satz die Treppe hinunterzuspringen. Solange ich gleichzeitig mit ihr unten ankomme, ist das wohl egal.

»Und jetzt machen Sie den letzten Schritt und sind an einem Ort wohliger Ruhe und vollkommenen Friedens angekommen. Sie sind völlig entspannt. Und jetzt möchte ich, dass Sie in die Zeit zurückkehren, als Sie ein kleines Kind waren und die Welt noch ganz neu für Sie war. Erinnern Sie sich an einen

Augenblick, in dem Sie Freude empfanden, eine so intensive Freude, dass Sie hätten explodieren können.«

Das verwirrt mich jetzt. Was ist mit der Treppe passiert? War das nur ein Kunstgriff, um mich zu dem ruhigen, entspannten Ort zu bringen? Schon habe ich meine Chance vertan, eine freudige Erinnerung hervorzukramen. Ginny ist bereits weiter und befiehlt mir – sofern man eine derart einschläfernd vorgebrachte Aufforderung als Befehl bezeichnen kann –, mich an eine Gelegenheit zu erinnern, bei der ich entsetzlich traurig war, so traurig, als würde mir das Herz brechen. Traurig, traurig, denke ich, und habe Sorge, noch

weiter zurückzufallen. Sie ist schon wieder einen Schritt weiter und ist bei wütend angekommen – weißglühend, kochend vor Zorn –, und mir fällt einfach nichts ein. Ich werde auch noch Punkt drei verpassen. Ich könnte ebenso gut gleich aufgeben.

Während sie von Angst (»Ihr Herz hämmert, während Ihnen der Boden unter den Füßen wegzubrechen scheint«) zu Einsamkeit übergeht (»Wie ein kaltes Vakuum um Sie herum und in Ihnen, das Sie von allen anderen Menschen trennt«), überlege ich, wie oft sie diese Routine wohl schon abgespult hat. Ihre Beschreibungen sind ziemlich ausdrucksvoll – vielleicht ein bisschen

zu sehr. Meine Kindheit war nicht sonderlich dramatisch. Es gab damals oder in meinen Erinnerungen an die Zeit nichts, was den extremen Seelenzuständen entsprechen würde, die sie beschreibt. Ich war ein glückliches Kind, ich fühlte mich geliebt und sicher. Mir brach das Herz, als meine Eltern im Abstand von zwei Jahren starben, aber zu dem Zeitpunkt war ich bereits Anfang zwanzig. Soll ich Ginny fragen, ob ersatzweise auch eine Erinnerung aus dem frühen Erwachsenenalter ginge? Sie sprach ausdrücklich von der frühen Kindheit, aber eine spätere Erinnerung ist sicher besser als gar keine.

»Und jetzt stellen Sie sich bitte vor, Sie

würden ertrinken. Wohin Sie sich auch wenden, überall ist Wasser, es strömt Ihnen in Nase und Mund. Sie können nicht mehr atmen. Was für eine Erinnerung löst das bei Ihnen aus?«

Mein Philtrum würde ganz nass werden. Bedauere, mehr habe ich nicht zu bieten. Was will Ginny hier aufdecken? Ich bin mit den Gedanken nicht mehr bei Gefühlen, sondern bei U-Boot-Katastrophenfilmen.

Als sie mich auffordert, mir vorzustellen, dass ich mich in einem brennenden Haus befinde, von den Flammen gefangen, fühle ich mich ganz krank im Magen. Jeder Wohlfühlfaktor fehlt hier so eindeutig, dass ich nur beten

kann, dass ich am Ende der Sitzung einen Auswertungsbogen in die Hand gedrückt bekomme, auf dem ich meine Einwände schriftlich niederlegen kann.

Ich will das nicht mehr.

»Gut, ganz wunderbar«, sagt Ginny. »Sie machen das großartig.« Ich höre, wie ihr Tonfall sich leicht verschärft, und weiß, der Augenblick für die Publikumsbeteiligung ist gekommen. »Jetzt möchte ich gern, dass Sie eine Erinnerung aufsteigen lassen und sie mir erzählen. Irgendeine beliebige Erinnerung aus irgendeiner Zeit Ihres Lebens. Analysieren Sie sie nicht. Es braucht nichts Bedeutsames sein. An

was erinnern Sie sich, jetzt, in diesem Moment?«

Sharon. Aber das kann ich nicht sagen. Falls ich sie nicht missverstanden habe, möchte Ginny etwas Neues von mir hören, keine Überbleibsel aus der letzten Übung.

»Versuchen Sie nicht, etwas besonders Gutes auszuwählen«, sagt sie mit ihrer normalen Stimme. »Alles ist in Ordnung.«

Schön. Gut zu wissen, wie wenig wichtig das alles hier ist.

*Nicht Sharon und ihr brennendes Haus.
Es sei denn, du willst hier*

zusammenbrechen.

Dann also Little Orchard. Die Geschichte von meinen verschwundenen Familienmitgliedern. Kein Todesfall, keine Tragödie, nur ein Rätsel, das nie gelöst wurde. Ich mache den Mund auf, aber dann fällt mir ein, dass Ginny betont hat, ich solle nicht extra nach irgendwas suchen. Little Orchard ist zu auffällig, zu aufsehenerregend. Sie wird mir nicht glauben, dass diese Erinnerung eben erst aufgetaucht ist, und das mit Recht. Sie ist ständig in meinem Kopf. Ich grüble ununterbrochen darüber nach, obwohl es schon Jahre her ist. Auf diese Weise habe ich etwas zu tun, wenn ich nachts wachliege und ich mir bereits

über jeden anderen Aspekt meines Lebens Sorgen gemacht habe.

»An was erinnern Sie sich?«, fragt Ginny. »Jetzt, in diesem Augenblick.«

Oh Gott, das ist ein Albtraum. Was soll ich bloß sagen? Egal, einfach irgendwas.

»Lieb. Grausam. Liebgrausam.«

Was soll das denn bedeuten?

»Könnten Sie das wiederholen?«, bittet Ginny.

Das ist wirklich seltsam. Was ist da gerade passiert? Ginny hat irgendwas Merkwürdiges gesagt, aber warum

fordert sie mich auf, es zu wiederholen?
Ich war mit der Aufmerksamkeit
abgeschweift, ich muss für eine Sekunde
zu Little Orchard zurückgekehrt sein,
oder zu Sharon ...

»Könnten Sie das noch einmal
wiederholen?«

»Lieb. Grausam. Liebgrausam«, sage
ich, unsicher, ob ich es richtig
hinbekommen habe. »Was soll das
bedeuten?« Ist es ein Zauberspruch, der
entwickelt wurde, um widerspenstige
Erinnerungen ans Licht zu zerren?

»Sagen Sie es mir«, entgegnet Ginny.

»Wie sollte ich? Sie haben das doch

gesagt.«

»Nein, habe ich nicht. Sie haben es gesagt.«

Eine längere Pause entsteht. Warum befinde ich mich noch in liegender Position, warum sind meine Augen geschlossen? Ich sollte mich aufsetzen und darauf bestehen, dass diese fremde Frau aufhört, Lügen über mich zu erzählen.

»Nein, das waren Sie«, fahre ich sie verärgert an, da sie die Wahrheit doch ebenso gut kennen muss wie ich. »Und dann haben Sie mich gebeten, es zu wiederholen.«

»Schon gut, Amber, ich zähle jetzt bis fünf, um Sie aus der Trance zu führen. Wenn ich bei fünf angekommen bin, öffnen Sie bitte die Augen. Eins. Zwei. Drei. Vier. Fünf.«

Es ist seltsam, den Raum wieder zu sehen. Ich ziehe an dem Hebel unter der Armlehne des Stuhls und sitze wieder aufrecht. Ginny starrt mich an, ohne zu lächeln. Sie wirkt beunruhigt.

»Ich habe das nicht gesagt«, beharre ich.
»Das waren Sie.«

*

Ich habe es so eilig, von hier

wegzukommen, dass ich fast mit der Frau mit dem roten Lippenstift zusammenstoße. »Na, alles besser?«, fragt sie. Ihr Anblick schockt mich, warum, begreife ich zunächst gar nicht. Wie ist es möglich, dass ich sie so vollständig aus meinem Kopf gelöscht habe? Ich hätte mir denken können, dass sie möglicherweise vor der Tür warten würde. Mein Gehirn funktioniert nicht mit der üblichen Geschwindigkeit, und ich weiß nicht, ob es an der Müdigkeit liegt oder ob das die Nachwirkungen der Hypnose sind.

Ihr Notizbuch. Das hast du vergessen. Du hast gesehen, wie sie irgendwas in ihr Notizbuch schrieb. Was hat sie sich

notiert?

Ich versuche angestrengt, so zu tun, als wäre alles in Ordnung. So reagiere ich immer, wenn das Unerwartete mich aus dem Hinterhalt überfällt.

Es funktioniert nicht.

Warum sollte Ginny Saxon behaupten, ich hätte irgendwas gesagt, was ich gar nicht gesagt habe? Vor dem heutigen Tag kannte sie mich noch nicht einmal, sie hat nichts zu gewinnen, wenn sie mich anlügt. Wieso kommt mir dieser Gedanke erst jetzt?

Ich sollte etwas sagen. Die Frau mit dem roten Lippenstift hat mich etwas gefragt.

Na, alles besser? Seit unserer letzten Begegnung vor einer Stunde hat sich ihre Bitterkeit in gutmütige Resignation verwandelt. Sie glaubt nicht daran, dass Ginny in der Lage ist, eine von uns beiden zu heilen, aber in dieser Farce mitspielen, müssen wir trotzdem. Ich starre auf unsere Atemwolken in der Luft und stelle mir vor, dass sie eine undurchdringliche Barriere darstellen, undurchdringbar für Worte und Verständnis. Ich kann nicht sprechen. Der Tag geht bereits zur Neige. Die Felder sehen aus wie flache dunkle Tücher, die neben der leeren Straße ausgebreitet wurden. Der Anblick erinnert mich an den Zauberer, den wir zu Nonies siebtem Geburtstag engagiert

hatten, und das schwarze Satintuch, das er über sein kleines Tischchen breitete.

Was ist bloß los mit mir? Wie lange schweige ich jetzt schon? Meine Gedanken bewegen sich entweder zu schnell oder unerträglich langsam.

Ihre Hände, rot angelaufen vor Kälte, schwarze Wollhandschuhe auf dem Beifahrersitz neben ihr, ein Notizbuch auf ihrem Schoß, Worte auf der aufgeschlagenen Seite ...

Ich widerstehe dem Drang, in die Wärme von Ginnys Holzhöhle zurückzuflüchten und um Gnade zu bitten. Ich bin zu ihr gekommen, damit sie mir hilft – und ich brauche immer

noch Hilfe. Wie konnte das alles damit enden, dass ich sie als Lügnerin bezeichnete, mich weigerte zu bezahlen und wutentbrannt aus der Praxis gestürmt bin?

Lieb – Grausam – Liebgrausam.

»Vor einer Stunde konnten Sie noch sprechen, jetzt nicht mehr«, bemerkt die Frau mit dem roten Lippenstift. »Was hat sie da drin mit Ihnen gemacht? Blinzeln Sie, wenn Sie antworten wollen – zweimal bedeutet ja, einmal nein. Hat sie Sie darauf programmiert, ein Attentat auf ihre politischen Feinde zu verüben?«

Ich kann unmöglich fragen. Ich muss. Mir bleiben vielleicht nur wenige Sekunden,

bevor Ginny sie hereinruft. »Ihr Notizbuch«, sage ich. »Das Sie vorhin in der Hand hielten, als Sie im Auto saßen. Ich weiß, es klingt merkwürdig, aber ... haben Sie ein Gedicht geschrieben?«

Sie lacht. »Nein. Nichts derartig Ambitioniertes. Warum?«

Wenn es kein Gedicht war, warum dann die kurzen Zeilen?

Lieb

Grausam

Liebgrausam

»Wie hieß dieser Typ noch mal, der ein

ganzes Buch diktiert hat, indem er mit dem linken Augenlid blinzelte?«, fragt sie und blickt über die Schulter zur Straße, als stünde dort jemand, der die Antwort kennen könnte. Sie will nicht über das reden, worüber ich reden will. Warum sollte sie auch, es ist ihr privates Notizbuch.

»»Lieb – Grausam – Liebgrausam«. War es das, was Sie geschrieben haben? Ich bitte Sie gar nicht darum, mir zu verraten, was es bedeutet ...«

»Ich weiß nicht, was es bedeutet«, sagt sie. Sie langt in ihre Handtasche und nimmt ein Päckchen Marlboro Lights und ein silbernes Feuerzeug heraus.

»Abgesehen vom Offensichtlichen, lieb

bedeutet lieb, grausam bedeutet
grausam.«

»Ist es möglich, dass ich diese Worte in
Ihrem Notizbuch gesehen habe?« *Gibt
dir irgendwas das Recht, ihr diese
Frage zu stellen?*

Ich warte, während sie sich eine
Zigarette anzündet. Sie macht zwei tiefe
Züge, kostet jeden aus: eine Werbung für
die schlechte Angewohnheit, von der sie
kuriert zu werden hofft. Auch wenn ich
vermutlich nicht einfach davon ausgehen
sollte, dass sie deshalb hier ist.

*Man sollte nichts einfach annehmen.
Insbesondere nicht, dass man im Recht
ist und der Mensch, der einem zu helfen*

versucht, ein Lügner ist.

Warum habe ich bloß das Gefühl, dass sie Zeit schindet? »Nein, Sie hätten diese Worte nicht in meinem Notizbuch sehen können«, erwidert sie endlich. »Vielleicht war es irgendwo anders. Da wir gerade dabei sind, aufdringliche Fragen zu stellen, wie heißen Sie?«

»Amber. Amber Hewerdine.«

»Bauby«, verkündet sie zu meiner Verblüffung. »So hieß er – der Blinzeln-Autor.«

Ich werde weiterfragen – ich kann nicht anders. »Sind Sie sicher? Vielleicht ist es schon eine Weile her, dass Sie es

geschrieben haben, oder ...« Oder es steht in Ihrem Notizbuch, ohne dass Sie etwas davon wissen, weil ein anderer es dort hineingeschrieben hat. Das sage ich dann doch nicht, weil es verrückt ist – noch verrückter als die Vorstellung, Ginny könne in ihrer Gartenpraxis im Culver Valley angehenden Attentätern eine Gehirnwäsche verpassen. Ich habe im Moment keinerlei Vertrauen in mein Urteilsvermögen, jeder Gedanke muss erst durch einen Normalitäts- und Plausibilitätsfilter laufen. *Erkundige dich nicht, ob sie ihr Notizbuch vielleicht mit jemandem teilt. Niemand teilt sein Notizbuch.*

Am besten ist es vermutlich, wenn ich so

ehrlich wie möglich bin. »Ich erinnere mich, diese Worte irgendwo gesehen zu haben.« So wie du dich daran erinnerst, dass Ginny sie gesagt und dich dann gebeten hat, sie zu wiederholen? »Es war angeordnet wie eine Liste. ›Lieb‹ stand oben, dann ein paar freie Zeilen, dann darunter ›Grausam‹ und noch ein paar Zeilen tiefer ›Liebgrausam‹.«

Sie schüttelt den Kopf, und ich würde am liebsten schreien. Kann ich an einem Tag zwei Menschen der Lüge bezichtigen, oder ist das unangemessen? Mir kommt der Gedanke viel zu spät, dass ich ihr vielleicht sagen sollte, warum ich danach frage. Vielleicht ist sie dann eher bereit zu reden. »Ich will

meine Nase nicht in Dinge stecken, die mich nichts angehen«, setze ich an.

»Aber das tun Sie.«

»Ich bin noch nie vorher hypnotisiert worden.« Erst, als ich es ausspreche, merke ich, wie jämmerlich das klingt. Sie zuckt leicht zusammen. Klasse. Jetzt habe ich dafür gesorgt, dass ich uns beiden peinlich bin. »Ich versuche nur herauszufinden, ob mein Gedächtnis noch richtig funktioniert, das ist alles.«

»Und wir haben jetzt geklärt, dass dem nicht so ist«, sagt sie. Warum beunruhigt sie dieses Gespräch nicht stärker? Ich weiß, wie seltsam ich mich aufführe, zumindest glaube ich, dass ich es weiß,

aber ihre sachlichen Antworten bringen mich dazu, es anzuzweifeln.

Lieb – Grausam – Liebgrausam. Ich kann die Worte vor mir sehen, das Blatt Papier, auf dem sie stehen, und mehr noch, ich habe ein ebenso deutliches Bild von mir selbst, wie ich daraufblicke. Ich gehöre ebenso zu dieser Erinnerung wie die Worte, ich bin Teil der Szene. Genau wie diese Frau, wie ihr Notizbuch, ihre Zigarette ...

»Sie beschreiben liniertes Papier«, sagt sie.

Ich nicke. Blassblaue waagerechte Linien und eine senkrechte rosa Linie links, zur Markierung des Rands.

»Die Seiten in meinem Notizbuch sind nicht liniert.«

Womit die Sache geklärt sein sollte. Sie schaut mich an, als wüsste sie, dass es nicht so ist.

Wenn nicht Ginny diese Worte ausgesprochen und mich dann gebeten hat, sie zu wiederholen, wenn ich sie nicht im Notizbuch der Frau gesehen habe ...

Aber das habe ich. Ich weiß es. Dass ich mich bei Ginny getäuscht habe, heißt noch lange nicht, dass ich hiermit auch falschsliege.

»Dürfte ich es mal sehen?«, frage ich.

»Bitte. Ich werde auch nichts lesen. Ich bin nur ...« Nur was? Zu blöd und zu stur, um ihr zu glauben, ohne es mit eigenen Augen gesehen zu haben? Warum ist mir bloß völlig egal, wie unerhört ich mich aufführe? Ich kann damit nicht weitermachen, dazu habe ich keinerlei Recht. »Zeigen Sie mir einfach irgendeine Seite, und wenn die nicht liniert ist ...«

»Die Seiten sind nicht liniert.« Sie wirft einen Blick auf die Uhr und weist mit dem Kopf in Richtung Garten. »Ich gehe besser rein. Mein Termin war vor mehr als zwei Stunden, und für Ihren Termin bin ich fünfundsechzig Minuten zu spät, auch wenn der Großteil dieser

Verspätung nicht meine Schuld ist ...« Sie zuckt die Achseln. »Ob Sie es glauben oder nicht, ich würde mich lieber weiter mit Ihnen unterhalten. Und vielleicht zeige ich Ihnen eines Tages mein Notizbuch, vielleicht sogar schon bald – aber nicht jetzt.« Sie wirft mir einen bedeutungsvollen Blick zu, als sie diese eigentümlichen Sätze sagt. Baggert sie mich an? Sie hätte jedes Recht, wütend auf mich zu sein. Es muss einen Grund dafür geben, dass sie es nicht ist.

Vielleicht sogar schon bald. Warum glaubt sie, dass wir uns wiedersehen werden? Das ergibt doch keinen Sinn.

Bevor ich nachfragen kann, geht sie an mir vorbei in Ginnys Garten. Als ihr

nachschaue, merke ich, dass ich selbst etwas derartig Ambitioniertes lieber nicht versuchen sollte, also bleibe ich reglos stehen. Vielleicht sollte ich warten, bis sie in einer Stunde wieder herauskommt. Doch das geht nicht. Ich muss die Kinder abholen. Ich muss sofort los, sonst komme ich zu spät. Trotzdem rühre ich mich nicht von der Stelle, bis ein Klopfg Geräusch mir Beine macht. In wenigen Sekunden wird Ginny die Tür zu ihrer Holzpraxis öffnen. Ich kann nicht zulassen, dass sie mich sieht, nicht, nachdem ich sie derartig angeschrien habe. Wenn es eins gibt, dessen ich mir vollkommen sicher bin, dann das: Ginny Saxon und ich dürfen nie wieder aufeinandertreffen. Ich werde

ihr einen entschuldigenden Brief schicken, einen Scheck über siebenzig Pfund beilegen und mir dann einen anderen Hypnotherapeuten suchen – bei mir in der Nähe, in Rawndesley, einen, in dessen Gegenwart ich mich nie aufgeführt habe wie ein unausstehliches Gör. Luke wird lachen und mich einen Feigling nennen, mit Recht. Zu meiner Verteidigung könnte ich anführen, dass Feiglinge, die sich entschuldigen und zahlen, immer noch die besten Feiglinge sind.

Wem will ich hier was vormachen? Ich werde Luke nicht erzählen, wie schlecht ich mich benommen habe.

Das tust du nie. Ich schiebe den

Gedanken beiseite.

Als ich in meinem mittlerweile eiskalten Auto sitze, lege ich die Stirn aufs Lenkrad und stöhne. Ginny hätte mit mir streiten können, aber sie hat es nicht getan. Sie war bereit, auf das Honorar für die Sitzung zu verzichten, da ich offensichtlich überzeugend rübergebracht habe, wie enttäuscht ich von ihr war. Vielleicht sollte ich ihr einen Scheck über den doppelten Betrag schicken. Nein, das würde zu verzweifelt wirken. Warum nicht gleich mein Testament ändern und alles ihr hinterlassen, vorausgesetzt, sie verspricht mir, mich nicht für das größte Arschloch zu halten, das ihr je über den

Weg gelaufen ist.

Es ist neun Minuten nach vier. Wenn ich sofort losfahre, schaffe ich es noch.

Wenn ich noch zehn Minuten bleibe und den ganzen Weg nach Rawndesley gefährlich schnell fahre, auch. Und es wird keine zehn Minuten dauern, denn die Frau mit dem roten Lippenstift hat ihren Wagen ganz sicher abgeschlossen. Also sitze ich in dreißig Sekunden wieder in meinem Auto und kann nach Hause fahren.

Ich weiß nicht, was es bedeutet. Sie hat das gesagt, als würde es sie noch mehr frustrieren als mich, dass sie die Bedeutung der Worte nicht versteht. Und es schien ihr egal zu sein, dass ich das

bemerken könnte. Warum also hat sie dann bestritten, es geschrieben zu haben?

Ohne mir zu erlauben, darüber nachzudenken, was ich tue, steige ich aus, überquere die Straße und gehe Ginnys Auffahrt hinauf, genau wie vor einer Stunde. Ich bin froh, dass es dunkel ist. Offensichtlich hat die Bezirksverwaltung von Culver Valley mehr Angst vor der Liga gegen Lichtverschmutzung als vor deren Gegnern mit ihren ständigen Petitionen für eine lückenlose Ausstattung aller Landstraßen mit Straßenlaternen. Rentner und junge Mädchen sollen schließlich die Räuber und Vergewaltiger sehen können, die auf sie

lauern.

Alles wird gut, wenn die Rote-Lippenstift-Frau nicht vergessen hat, ihren Wagen abzuschließen. Dann werde ich daran gehindert, etwas Kriminelles und Verrücktes zu tun. Gegen welches Gesetz ich wohl damit verstoße?, überlege ich. Irgendwas wie Sachbeschädigung vermutlich. Einbruch kann es nicht sein, ich breche ja keine Schlösser auf. Hausfriedensbruch vielleicht?

Ich versuche es mit der Fahrertür. Sie geht auf. Augenblicklich fühle ich mich mehr wie eine Gesetzesbrecherin als jemals zuvor. Meine keuchenden Atemzüge hängen wie neblige Graffiti

in der Luft, sichtbare Beweise dafür, dass ich an einem Ort bin, an dem ich nicht sein sollte.

Aber schließlich habe ich lediglich eine Autotür geöffnet. Ist das so furchtbar? Ich könnte sie einfach wieder zumachen und weggehen.

Und nie herausfinden, ob du diese Wörter tatsächlich dort gesehen hast, wo du glaubst, sie gesehen zu haben.

Was ist, wenn sie nicht in dem Notizbuch stehen? Werde ich dann wieder annehmen, dass sie von Ginny stammen – dass sie mich doch gebeten hat, sie zu wiederholen, um es dann aus irgendwelchen unerfindlichen Gründen

abzustreiten?

Das Notizbuch liegt aufgeklappt auf dem Beifahrersitz, neben den schwarzen Handschuhen. Meine Hände zittern, als ich hinüberlange und danach greife. Ich fange an, es durchzublättern. Es steht viel auf den Seiten, aber ich kann nur gelegentlich ein Wort erkennen. Der Himmel ist zu dunkel, fast so schwarz wie die mich umgebenden Felder. Im Auto ist es heller – das Licht ist angegangen, als ich die Tür geöffnet habe, aber das nützt mir nicht viel, solange ich nicht ...

Nicht darüber nachdenken. Tu's einfach.

Mit hämmerndem Herzen setze ich mich auf den Fahrersitz. Ich lasse die Autotür offen und meine Beine draußen in der Kälte, damit nur ein Teil meines Körpers etwas Unrechtes tut. Ich schlage das Notizbuch erneut auf. Erst kann ich mich nicht konzentrieren, weil mein aus der Kontrolle geratener Herzschlag meine Aufmerksamkeit auf sich zieht – es fühlt sich an, als würde mir gleich das Herz aus dem Mund springen. Wird man um siebzehn Uhr meine Leiche im Auto einer fremden Frau finden, gestorben an einem Herzinfarkt? Zumindest habe ich endlich meine posthypnotische Benommenheit abgeschüttelt – es geht doch nichts über ein wenig Gesetzesbrecherei, um aus der

Trance herauszukommen.

Laut Ginny gibt es so etwas wie ein Hypnose-Gefühl nicht. Ich bin keine Expertin, aber ich glaube, sie könnte sich täuschen.

Als ich wieder ruhig genug bin, um mich konzentrieren zu können, stelle ich fest, dass das Notizbuch Briefe enthält. Falls man etwas ohne Anrede und Unterschrift einen Brief nennen kann. Was ich nicht glaube. Ich vermute, dass diese Tiraden nicht geschrieben wurden, um abgeschickt zu werden, sondern damit die Schreiberin sich besser fühlt. Jeder der Briefe ist mehrere Seiten lang und voller zorniger Anklagen. Ich fange an, den ersten zu lesen, höre aber nach ein

paar Zeilen auf, als eine Welle der Angst mich durchläuft.

Was zum Teufel mache ich da? Ich bin nicht hier, um mich in die Bitterkeit einer Unbekannten zu vertiefen – ich muss das finden, wonach ich suche, und schleunigst wieder verschwinden. Nachdem ich einen flüchtigen Eindruck von der verbalen Wut bekommen habe, mit der die Rote-Lippenstift-Frau auf jeden einprügelt, der ihr in die Quere kommt, bin ich noch weniger versessen darauf, dabei ertappt zu werden, wie ich ihre Sachen durchwühle.

Rasch blättere ich die Seiten durch: Tirade, Tirade, Tirade, Einkaufsliste,

Tirade ... Nach einer Weile höre ich auf, auf den Inhalt zu achten. Auf all diesen Seiten steht viel zu viel. Ich suche eine Seite, auf der nur vier Worte stehen, mit viel Platz darum herum, eine fast leere Seite.

Was für ein Idiot bin ich eigentlich. Die Seiten sind nicht liniert. Warum ist mir das nicht sofort aufgefallen? Warum sitze ich immer noch hier? Kann Hypnotherapie einen bleibenden Hirnschaden hervorrufen?

Ich blättere weiter, obwohl es eher unwahrscheinlich ist, dass das Notizbuch in der Mitte plötzlich Linien entwickelt.

Gib auf.

Nur noch eine Seite.

Ich blättere um und habe gerade die Worte erblickt, als ich das Klicken einer sich öffnenden Tür höre. Oh nein, oh Gott, das kann nicht sein.

Ich bin gefangen in einem länglichen Lichtkegel. Die Frau, in deren Auto ich eingedrungen bin, kommt auf mich zumarschiiert. Ich versuche zu überlegen, ob ich noch genug Zeit habe, auszusteigen und wegzurennen, bevor sie bei mir angekommen ist, bleibe dann aber, wo ich bin. Warum bin ich bloß ein so irres Risiko eingegangen? Wie konnte ich nur so dämlich sein? Dinah

und Nonie werden um halb fünf aus dem Schulbus steigen, und ich werde nicht da sein, um sie abzuholen. Wo werde ich sein? In einer Arrestzelle? Mein Magen krampft sich schmerzhaft zusammen, ein Adrenalinschub treibt mir den Schweiß auf die Stirn. Habe ich eine Panikattacke?

»Legen Sie mein Notizbuch hin und steigen Sie aus meinem Auto aus.« Ihre ruhige Effizienz erschreckt mich. Irgendetwas an der Situation stimmt nicht, und es ist nicht nur die Tatsache, dass ich ohne Erlaubnis in ihrem Auto sitze. Sie müsste verärgerter sein. *Sie sollte in der Praxis sein.* Warum ist sie herausgekommen? War es eine Falle?

Vielleicht wusste sie, was ich vorhatte, noch bevor ich es selbst wusste. Kann es sein, dass sie ihr Auto absichtlich nicht abgeschlossen hat, um mir Gelegenheit zu geben, mich selbst zu belasten und sich die Gelegenheit, mich dabei zu ertappen?

Ginny Saxon steht in der Tür ihrer Holzpraxis und beobachtet uns. »Alles in Ordnung?«, ruft sie. Ich kann sie nicht ansehen. Ich starre auf das aufgeschlagene Notizbuch in meiner Hand.

Dann klappe ich es zu und reiche es seiner Eigentümerin.

»Gehen Sie nach Hause, Amber«, sagt

sie müde, als wäre ich ein unartiges Kind, das nachsitzen musste und jetzt gehen darf. »Bleiben Sie dort. Zu den Erklärungen kommen wir später, einverstanden?«

Ich habe keine Ahnung, was sie meint, aber ich bin nur zu gern bereit, uns beiden das Leben einfacher zu machen, indem ich verschwinde – weg von ihr, weg von Ginny, weg von der Great Holling Road 77, dem Schauplatz derartig vieler grauenhaft demütigender Erfahrungen, dass ich freiwillig nie wieder hierher zurückkehren werde.

*

Als ich wieder in meinem Auto sitze, zwingen ich meinen Geist dazu, ganz leer zu werden. Wenn ich irgendetwas denke, dann: »Fahr, fahr, fahr.« Ich kann es gerade noch rechtzeitig schaffen, wenn ich wirklich rücksichtslos fahre. Als ich mich dem Crozier-Bridge-Kreisverkehr nähere, ordne ich mich auf der Spur ganz links ein, auf der einzigen Spur, die frei ist. Im Kreisverkehr wechsele ich auf die richtige Spur, womit ich ein wütendes Hupkonzert der anderen Autofahrer auslöse. Dasselbe ziehe ich bei drei weiteren Kreisverkehren durch und erspare mir dadurch fast zehn Minuten Wartezeit.

Du bist rücksichtslos, und zwar nicht

nur heute. Versuch nicht, so zu tun, als wäre dir dieses Verhalten neu.

Die Hypnotherapie scheint die Stimme in meinem Kopf verstärkt zu haben, die ständig versucht, mir Schuldgefühle einzureden. Oder auch nicht. Jedenfalls hat sich meine Paranoia eindeutig verstärkt.

Fahr, fahr, fahr. Fahr, fahr, fahr.

Mein Herzschlag verlangsamt sich auf ein kontrollierbares Niveau, als ich sicher sein kann, dass ich doch noch rechtzeitig beim Schulbus sein werde. Ich habe ihn noch nie verpasst, kein einziges Mal, und ich bin fest entschlossen, es auch weiterhin so zu

halten. Darüber muss ich mir also keine Sorgen mehr machen. Das Problem ist nur, jetzt kommen die anderen Gedanken zurück.

Sie hat mich angelogen.

Die Wörter standen in ihrem Notizbuch. Genau die Worte, die ich vorhin ausgesprochen habe. »Lieb – Grausam – Liebgrausam.« Geschrieben wie eine Liste auf einer ansonsten leeren Seite. Kein liniertes Papier, das nicht, aber abgesehen von diesem Detail stimmte meine Beschreibung hundertprozentig. Warum also hat sie behauptet, ich könne es nicht gesehen haben?

Wenn ich es Luke erzähle, wird er

sagen, es sei offensichtlich, warum die Frau mit dem roten Lippenstift gelogen hat. Seit Little Orchard besteht seine Standardreaktion darin, sich alles anzuhören, was mich verwirrt, um dann das Vorhandensein jedweden rätselhaften Elements zu leugnen, damit ich nicht anfangen, mich obsessiv damit zu beschäftigen. »Sieh es mal anders«, wird er sagen. »Es wäre verwunderlich, wenn sie *nicht* gelogen hätte. Es ist ihr egal, ob dein Erinnerungsvermögen versagt – warum sollte sie das auch kümmern? Ihr war es einfach wichtig, eine private Angelegenheit für sich zu behalten. Sie hat irgendwas Eigenartiges in ihr Notizbuch geschrieben, du hast es gesehen, sie will niemandem erklären,

was es bedeuten soll. Da ist nichts Geheimnisvolles daran.«

Ein Songtext? Ein Gedicht? Eine Beschreibung ihres emotionalen Zustands oder ihrer Persönlichkeit? Es war lieb von ihr, mir ihren Termin zu überlassen, und es war grausam, sich über Ginny lustig zu machen, weil sie ihre Hypnotherapie-Praxis in einem Gartenschuppen untergebracht hat. Und liebgrausam war es dann, mich anzulügen und zu leugnen, dass sie das geschrieben hat?

Ich schüttle den Kopf, angewidert von der Absurdität meiner Überlegungen. Wie viele Leute schreiben schon Listen ihrer eigenen Persönlichkeitsmerkmale

in ein Notizbuch, das sie mit sich herumtragen?

Es gibt jemanden, mit dem ich die Sache wahnsinnig gern durchsprechen würde, und das ist Jo. Aber so gern ich sie auch anrufen würde, sobald ich zu Hause bin, ich werde es mir verkneifen. Ich habe heute bereits zu viele schlimme Dinge getan, da werde ich ausnahmsweise einmal ein wenig Selbstbeherrschung zeigen und der Liste nicht noch einen Punkt hinzufügen. Seit Little Orchard habe ich die Angewohnheit, ihr das unerklärliche Verhalten anderer Leute zu schildern und sie zu fragen, ob ihr ein Grund für dieses bizarre Benehmen einfalle. Ich tue das, damit sie sich

unwohl fühlt: Es ist ein Versuch, ihr indirekt mitzuteilen, dass ich ihr rätselhaftes Verschwinden an jenem Weihnachtstag nicht vergessen habe – jenes rätselhafte Verschwinden, das nie erwähnt wird und nie erklärt wurde.

Wenn Jo sich meiner Hintergedanken bewusst ist, verbirgt sie das meisterhaft. Meine ständigen Bemerkungen über die Irrationalität dieser oder jener Person scheinen sie nie aus dem Konzept zu bringen. Ich würde gern glauben, dass sie ebenso gut weiß wie ich, wie viele wichtige Dinge wir uns nicht sagen, obwohl wir die Gelegenheit dazu hätten – und dass das an ihr liegt. Aber allmählich frage ich mich, ob sie Little

Orchard nicht ganz aus ihrem Gedächtnis gelöscht hat und wirklich keine Ahnung hat, wie sehr es mich immer noch beschäftigt. Wenn ich das seltsame Verhalten meiner zahlreichen Kollegen beschreibe, zeigt ihre Reaktion – »Ja, wirklich höchst sonderbar« und »Was für ein Spinner!« – deutlich, dass es Reaktionen eines Menschen sind, dem es selbst nie in den Sinn kommen würde, sich derart merkwürdig zu verhalten.

Zur üblichen Zeit – achtundzwanzig Minuten nach vier – erreiche ich die Ecke Spilling Road und Clavering Road. Dinahs und Nonies Schulbus hält zweimal im Zentrum von Rawndesley, hier und am Bahnhof. Der Bahnhof ist

die beliebtere Haltestelle, aber für mich hat diese zwei Vorteile: Kaum jemand benutzt sie, und sie ist nur fünf oder sechs Schritte von meiner Haustür entfernt. Luke und ich haben unser Haus, Clavering Road 9, vor etwas über einem Jahr gekauft, damit die beiden Mädchen genügend Platz haben. Ich war entschlossen, das größte Haus zu kaufen, das ich mir leisten konnte – alles andere war zweitrangig. Ist es immer noch. Es ist mir egal, dass es mit einem grässlichen grellroten synthetischen Teppichboden ausgelegt ist oder dass alle Vorhänge verblichen und geblümt sind und so dicht hängen, dass man vor lauter Stoffbahnen kaum etwas von den Fenstern sieht. Es ist mir egal, dass wir

es uns nicht leisten können, all das zu ersetzen. Aber eins liebe ich an meinem Haus: Obwohl es an einer Hauptverkehrsstraße liegt und ich mit drei anderen Personen zusammenlebe, zwei davon Kinder, finde ich immer ein ruhiges, leeres Zimmer, wenn ich eins brauche. Unser altes Haus hatte ein offenes Erdgeschoss, nur die Gästetoilette hatte eine Tür. In diesem Haus gibt es auf jedem Stockwerk Türen, die man hinter sich schließen kann. Als ich Jo erzählte, was für mich das Beste an dem Haus sei, war ihre Missbilligung offensichtlich. »Und wen willst du ausschließen?«, wollte sie wissen. Sie sprach es nicht aus, aber ich wusste, sie bezweifelt, dass ich in der

Lage bin, richtig für Dinah und Nonie zu sorgen. Die heilige Jo, die glaubt, niemand könne sich so gut um andere kümmern wie sie, die nichts mehr liebt, als sich mit so vielen abhängigen Angehörigen zu umgeben wie irgend möglich.

Ich sagte ihr die Wahrheit, der einzige Mensch, den ich ausschließen will – manchmal ausschließen muss –, bin ich selbst. Ich weiß noch, was ich genau sagte. Ich wählte meine Worte sorgfältig, um ihr Interesse zu erregen: »Das Innere meines Kopfes kann ein unwirtliches Umfeld sein. Manchmal muss ich es von den Menschen wegbringen, an denen mir liegt, um sicherzustellen, dass ich

niemanden kontaminiere.« Ihre Antwort schockierte mich. »Vergiss, was ich gesagt habe«, erwiderte sie. »Ich bin nur eifersüchtig. Dinah und Nonie sind ganz erstaunliche Kinder. Du hast ja so ein Glück.« Ich lachte und sagte: »Als ob du nicht genug Leute hättest, um die du dich kümmern musst.« Erst später, als ich nachts wach lag, ging ich die Szene in Gedanken noch einmal durch und merkte, dass ich wütend auf sie war – oder vielmehr, ich stellte fest, dass ich

wütend auf sie sein sollte, dass ich jedes Recht dazu gehabt hätte. Ich bringe viel Zeit damit zu, mich zu fragen, wie ich Jo gegenüber empfinden sollte, ohne die geringste Ahnung zu haben, was ich

tatsächlich empfinde.

Sie bezeichnete mich als glücklich. Und das, obwohl sie wusste, dass meine beste Freundin tot war, obwohl sie wusste, dass Luke und ich nun wahrscheinlich nie eigene Kinder würden haben können. Sie hatte es vermieden, darauf einzugehen, was ich gesagt hatte – dass ich manchmal die Notwendigkeit empfände, mich selbst auszuschließen –, weil sie nicht wollte, dass unser Gespräch über eine oberflächliche Ebene hinausging. Das ist mittlerweile immer so. Ihre Entschlossenheit, jede wache Stunde damit zuzubringen, für mindestens zehn Leute zu kochen, ist meiner Überzeugung

nach eine Vermeidungsstrategie – wer könnte von einer Frau, die in einer zu kleinen Küche herumwirtschaftet und einen Cream Tea zusammenstellt, der das Angebot des Ritz-Hotels vergleichsweise mickrig wirken lässt, schon erwarten, dass sie tiefgründige Gespräche führt?

Ich schaue auf die Uhr. Der Bus hat Verspätung. Er hat immer Verspätung. Ein offizielles Schreiben der Schule hat uns darüber informiert, dass wir pünktlich zu erscheinen haben und darauf vorbereitet sein müssen, bis zu zwanzig Minuten zu warten, dass der Bus aber niemals auf uns warten wird. Wenn wir nicht Punkt halb fünf zur Stelle sind,

werden die Kinder wieder zur Schule zurückgekarrt und in etwas untergebracht, das sich »Fun Club« nennt. Ich wurde sofort misstrauisch, als ich das las. Wenn etwas Spaß macht, muss man dort normalerweise nicht »untergebracht« werden. Ich nahm mir vor, der Schule zu schreiben und darauf hinzuweisen, dass ihr Bus eine Lektion in Geben und Nehmen nötig habe, aber Dinah war dagegen. »Du wirst dich noch wegen wichtigerer Dinge mit denen anlegen müssen«, erklärte sie mir. »Spar dir deine Energie für einen wirklich wichtigen Kampf auf.« Ich musste lächeln, weil Luke und ich das ständig zu ihr sagen. »Komm einfach rechtzeitig zum Bus. Es ist für uns einfacher,

pünktlich zu sein, als für jede andere Familie in der Schule«, fügte sie hinzu. Sie hörte sich an wie eine Schulleiterin. Ich gab nach, weil ich so erleichtert war, dass sie uns als Familie bezeichnete.

Als wir unser Haus kauften, ahnten Luke und ich nicht, dass der Schulbus der Mädchen praktisch vor der Tür halten würde. Als wir es herausfanden, sagte Luke: »Das ist ein Zeichen. Es muss ein Zeichen sein. Jemand ist auf unserer Seite.« Auf deiner vielleicht, dachte ich. Die Art Jemand, die er im Sinn hatte, würde Zugang zu Informationen über mich haben, die mit ziemlicher Sicherheit den Entzug jedweder übernatürlicher Unterstützung zur Folge

haben würde. Das konnte ich Luke natürlich nicht sagen, und voller Wut darüber, mit einem Geheimnis belastet zu sein, das ich hasste und von dem ich wünschte, es würde verschwinden, fuhr ich ihn unfairerweise an: »Vielleicht derselbe Jemand, der Sharon hat sterben lassen?« Er entschuldigte sich. Ich nicht. Habe ich immer noch nicht.

Noch eine glückliche Erinnerung. Ginny Saxon wäre stolz.

Ich kann mich bei fremden Leuten entschuldigen und ihnen sogar Schecks über siebenzig Pfund schicken, nachdem ich ihnen an den Kopf geworfen habe, sie hätten das Geld nicht verdient, aber bei meinem eigenen Mann kann ich mich

nicht entschuldigen, nicht mehr. Ich würde mir vorkommen wie eine Heuchlerin. Jedes »Entschuldige« wäre nichts weiter als ein Vorwand, um diese eine Entschuldigung nicht aussprechen zu müssen, die Entschuldigung, die ich niemals werde vorbringen können.

Die Hypnotherapie bekommt mir nicht, stelle ich fest. Ich brauche etwas, das mich aus meiner unaufhörlich brodelnden inneren Welt herauszieht, anstatt mich noch tiefer hineinzustürzen.

Noch nie hatte ich weniger Lust auf höfliche Konversation, folglich diktiert das Gesetz, nach dem schiefgeht, was schiefgehen kann, dass heute drei Mütter

an der Ecke stehen und auf den Bus warten. Normalerweise steht dort nur eine, und die ignoriert mich, weil ich einmal das Falsche gesagt habe. Ich habe vergessen, wie sie und ihr zottelhaariges Kind heißen, aber ich nenne sie BOM –

»biologisch-organischer Müsliriegel«.

Sie bringt jeden Nachmittag einen dieser Riegel für ihren Sohn mit, dessen Haar, wie sie mir einmal erzählte, noch nie geschnitten wurde. Sie kann nämlich den Gedanken nicht ertragen, irgendeinen kostbaren Teil von ihm mutwillig zu zerstören, obwohl er sich vollkommen wohlfühlt, so wie er ist. Warum sollte sie auch, nur wegen der Konventionen irgendwelcher bigotter Leute zuliebe?

Sie hielt mich fast eine Viertelstunde mit dieser ausführlichen Erläuterung auf, die schließlich in ein Manifest zur Neudefinition der Genderrollen ausartete, und das alles, obwohl ich höflich genug gewesen war, mich nicht zu erkundigen, warum ihr Sohn aussehe wie ein Bettvorleger aus Schaffell.

Bevor sie zu dem Schluss kam, dass es sich nicht lohne, mit mir zu diskutieren. Aber bis zu diesem Punkt hatte ich bereits viel darüber erfahren, was Elternschaft ausmacht. Es scheint ziemlich einfach zu sein: Wenn man ein Kind hat, das sich aufführt wie ein Wilder, lenkt man die Aufmerksamkeit von seinen Unzulänglichkeiten ab, indem

man die Lehrer beschuldigt, es zu »pathologisieren« und nicht auf seine individuellen Bedürfnisse einzugehen, insbesondere, wenn es zu diesen Bedürfnissen gehört, andere Kinder mit einer Gabel ins Auge zu stechen. Wenn dein Sohn einen Test verhaut, beschuldige die Schule, zu ergebnisorientiert zu sein. Ist er faul und behauptet, dass er alles langweilig findet, gib der Lehrerin die Schuld, weil sie ihn nicht richtig fördert und den Unterricht nicht anregend genug gestaltet. Wenn dein Kind nicht besonders helle ist, hat die Schule es versäumt, eine »Wissenslücke« zu erkennen und zu beseitigen. Besonders wichtig: die Ächtung von jedem, der anzudeuten

wagt, dass manche Lücken – sprich: die Lücken bei intelligenten Kindern – leichter zu beseitigen sind als andere und dass es Fälle gibt, bei denen die Lehrer rein hypothetisch bis in alle Ewigkeit versuchen könnten, ein paar grundlegende Kenntnisse in den klaffenden Abgrund zu schaufeln, die aber wegen des dort herrschenden ungünstigen Mikroklimas aus massiver Dummheit niemals Fuß fassen können.

Gut, das hätte ich wahrscheinlich nicht sagen sollen, aber ich hatte einen langen Tag hinter mir, und meine Freiheit war mir zu Kopf gestiegen – die Freiheit, nur Vormund meiner Kinder zu sein und nicht deren Mutter. Daher habe ich

nämlich keine Schwierigkeiten zu erkennen, womit Dinah und Nonie sich, ihren Klassenkameraden und den Lehrern das Leben schwermachen. Ebenso klar kann ich ihre Talente und ihre Stärken erkennen, ihre persönlichen und intellektuellen Fähigkeiten, die ihnen das Leben einmal erleichtern werden. Ich empfinde nicht das Verlangen, das Gute mit vorgetäuschter Bescheidenheit zu leugnen oder so zu tun, als existiere das Schlechte nicht, denn ich habe die beiden Mädchen nicht selbst produziert. Folglich habe ich es nicht nötig, mich auf gegenseitige Abkommen zur Illusionsverstärkung einzulassen, etwas, auf das viele Eltern angewiesen sind: »Es überrascht mich überhaupt nicht,

dass Mr Maskell nicht erkannt hat, wie begabt Jerome ist, Susan – Rhiannons Begabung hat er auch nicht erkannt.«

Wie immer steigen Dinah und Nonie als Erste aus dem Bus. Dinahs Anweisungen folgend, bleibe ich hinter den Müttern stehen. Ganz am Anfang erklärte sie mir, dass ich nicht zu ihr laufen und sie umarmen oder ihr einen Kuss geben dürfe, dass Sharon das auch nicht hatte tun dürfen – jede Zurschaustellung von Zuneigung an einem öffentlichen Ort ist peinlich und daher verboten. Es ist mir jedoch erlaubt, begeistert zu lächeln, und das tue ich, während die beiden Mädchen mit schnellen, ordentlichen Schritten auf mich zusteuern wie

zielstrebige Geschäftsfrauen auf dem Weg zu einem wichtigen Meeting. Ich entnehme Dinahs Miene, dass sie mir etwas Wichtiges mitzuteilen hat. Das hat sie immer, jeden Tag. Nonie macht sich Sorgen darüber, wie ich darauf reagieren werde und wie Dinah auf meine Reaktion reagieren wird, wie immer. Ich spüre, wie ich innerlich mit Lockerungsübungen anfangen, als sie näher kommen, denn ich weiß, was zwischen uns vorfallen wird, es wird alles rasend schnell gehen, und ich muss auf Zack sein. Luke hat den Dreh raus, er kann entspannt mit ihnen umgehen und sie dazu bringen, ruhiger zu werden, was mir nie gelingt. Meine Gespräche mit ihnen kommen mir oft vor wie verbale

Tischtennispartien, alles läuft superschnell ab, und ich bemühe mich verzweifelt, sie gewinnen zu lassen, weiß aber nie so genau, wie ich das anstellen soll.

»Werdet ihr irgendwann ein Baby bekommen, du und Luke?«, fragt Dinah und reicht mir ihren und Nonies Ranzen. Es ist meine Aufgabe, sie ins Haus zu tragen.

»Nein. Wieso, warum fragst du?«

»Jemand hat uns das im Bus gefragt. Weil ihr ja nicht unsere Eltern seid. Dieses Mädchen, Venetia, meinte, wenn ihr ein Baby habt, werdet ihr es mehr lieben als uns, und das hat Nonie Angst

gemacht.«

»Nein, wenn wir ein Baby bekämen, würden wir es nicht mehr lieben als euch«, versichere ich Nonie und achte darauf, nur sie anzusehen, denn ich weiß, Dinahs Stolz würde bei der leisesten Andeutung rebellieren, sie könne eine beruhigende Versicherung ebenso gut gebrauchen. »Kein bisschen mehr. Aber wir werden kein Baby haben. Wir haben darüber gesprochen und uns dagegen entschieden. Wir werden bleiben, was wir sind: eine vierköpfige Familie.«

»Gut, denn das hätte auch wenig Sinn«, sagt Dinah.

»Dass wir ein Baby bekommen?«

»Ja. Es würde nur groß werden und in einem Büro arbeiten. Hat schon jemand von der Schule angerufen?«

»Nein«, sage ich. »Sollten sie?«

»Dinah steckt in Schwierigkeiten, und es ist nicht ihre Schuld.« Nonie zupft an der Haut ihrer Unterlippe.

»Ich habe es dir doch gesagt.« Ihre Schwester dreht sich zu ihr um. »Mrs Truscott hat nicht angerufen, weil sie wusste, dass Amber zu mir halten würde.«

»Weswegen würde ich zu dir halten?«

»Ist Luke schon zu Hause?« Dinah

ignoriert meine Frage, nimmt ihren Schulschal ab und reicht ihn mir zusammen mit den Handschuhen.

»Weiß ich nicht. Ich war noch nicht drinnen, ich bin gerade erst ...«

»Ich erzähle es erst ihm, dann erzähle ich es dir.«

»Das ist doch blöde«, wendet Nonie ein.
»Er wird es ihr sagen.«

»Ich werde es ihr sagen. Aber sie wird sich nicht solche Sorgen machen, wenn sie sieht, dass Luke es komisch findet, und das wird er.«

Und das alles, bevor wir bei der

Haustür angekommen sind. »Was ist gegen die Arbeit in einem Büro einzuwenden?«, frage ich, als ich in der Handtasche nach den Schlüsseln suche. »Ich arbeite auch in einem Büro.«

»Es ist langweilig«, verkündet Dinah. »Nicht für dich, wenn es dir gefällt – das ist okay. Ich meine nur, wenn man bedenkt, wie viele Leute in einem Büro arbeiten – fast jeder –, dann ist es langweilig. Es wäre doch albern, ein Baby zu bekommen, nur damit es groß wird und irgendwas Langweiliges macht, das schon zu viele Leute machen.«

Ich lasse meine Schlüssel fallen, bücke mich, um sie aufzuheben, und sage: »Die

Leute tun ganz unterschiedliche Dinge in Büros – manchmal sehr interessante Sachen.« Mir fällt auf, dass ich nicht von Dinah verlange, mir sofort zu sagen, was los ist. Die Idee, lieber zu warten, bis Luke kommt, der den Schlag mildern wird, weil er es zum Schreien komisch findet, gefällt mir ebenfalls.

»Ich will Steinmetz werden wie Luke«, verkündet Dinah. »Ich könnte sein Geschäft übernehmen, wenn er zu alt dafür wird. Er ist ja schon ziemlich alt.«

Können Mädchen Steinmetz werden? Luke wuchtet ständig mit riesigen Quadern aus York- und Bath-Stein herum. Die könnte keine Frau anheben,

da bin ich mir ziemlich sicher. »Letzte Woche wolltest du noch Baroness werden«, erinnere ich Dinah, während ich die Tür aufschließe. »Ich finde, das passt besser zu dir, muss ich schon sagen.«

Nonie bleibt zögernd stehen. »Wie viel Geld haben wir?«, fragt sie. BOM, die auf dem Bürgersteig vor unserem Haus eine Inventur von Schaffell-Bettvorlegers Besitztümern vornimmt, ändert ihre Haltung, in der Hoffnung, meine Antwort mitzubekommen.

»Was für eine merkwürdige Frage, Nones. Warum willst du das wissen?«

»Enver aus meiner Klasse – seine Eltern

haben so viel Geld, dass er später nie wird arbeiten müssen. So viel Geld haben wir nicht, oder?«

Ich versuche, sie hineinzuschieben, aber sie bleibt entschlossen vor der Haustür stehen. »Du brauchst dir keine Gedanken wegen Geld zu machen oder darüber, einen Job zu finden«, sage ich zu ihr. »Du bist ein Kind. Überlass diese Sorgen den Erwachsenen.« Die Falten auf ihrer Stirn vertiefen sich, und ich merke, dass ich das Falsche gesagt habe. »Nicht, dass Luke und ich uns Sorgen machen müssten. Es geht uns gut, Nones, finanziell und in jeder anderen Hinsicht. Alles ist gut.«

»Ich würde gern einen Beruf haben,

wenn ich älter bin, aber ich weiß nicht, wie ich einen finden soll«, sagt sie. »Oder wie ich ein Haus kaufen soll oder ein Auto. Oder wie ich einen Mann finden soll.«

»Das brauchst du auch noch nicht zu wissen. Du bist erst sieben Jahre alt.«

Sie schüttelte traurig den Kopf. »Alle in meiner Klasse wissen schon, wen sie heiraten werden, nur ich nicht.«

»Dinah – Luftschleuse!«, rufe ich, als ich sehe, dass die Windfangtür weit offen steht, obwohl sie eigentlich geschlossen bleiben soll, solange die Haustür offen ist. »Komm, Nones, können wir reingehen? Es ist eiskalt.« Sie seufzt, tut

aber, was ich sage. Sie hatte gehofft, ihr Eheproblem lösen zu können, bevor sie die Schwelle überschritt, und jetzt muss sie das Haus betreten, obwohl das Problem noch ungelöst ist.

Ich umarme sie und verspreche, ihr einen umwerfenden, gut aussehenden, klugen, freundlichen, reichen, wunderbaren Mann zu suchen, den sie heiraten kann, wenn sie alt genug ist. Sie strahlt, aber nur kurz, dann wirkt sie wieder besorgt. »Dinah braucht aber auch einen«, sagt sie. Nonie ist ein Fairness-Fanatiker. Den Gedanken, der sich mir plötzlich aufdrängt, dass Dinah sehr wahrscheinlich mindestens drei Männer brauchen wird, behalte ich lieber für

mich. Stattdessen hänge ich die Jacken auf, ordne die Schuhe in Paaren an und hebe die Post auf, die auf dem Boden liegt. Ein Schreiben ist vom Jugendamt. Ich wünsche, ich könnte es zerreißen und müsste nicht lesen, was darin steht.

Ich will gerade die Haustür schließen und den Schlüssel umdrehen, als ich eine Stimme sagen höre: »Amber Hewerdine?« Ich hebe den Blick und sehe einen kleinen, drahtigen Mann mit schwarzem Haar, dunkelbraunen, blutunterlaufenen Augen und fahler Haut vor der Tür stehen. Er sieht aus, als würde er zu viel oder zu wenig von irgendetwas tun. Automatisch frage ich mich, ob er wohl gut schläft. »DC

Gibbs«, erklärt er, zückt eine Karte und hält sie mir vors Gesicht.

Das ging aber schnell. Eigentlich sollte es doch eine Weile dauern, bis Fehler einen einholen. Die Phase des Leugnens, in der ich mir einbilden konnte, ich könnte damit davonkommen, hat offenbar ihren Termin der grässlichen Vergeltung überlassen, die eigentlich für ein späteres Zeitfenster vorgesehen war.

»Stecken Sie das Ding weg«, sage ich und werfe einen Blick über die Schulter. Glücklicherweise scheinen wir allein zu sein; vor wenigen Sekunden wäre Nonie noch hier gewesen. »Hören Sie zu, es ist wichtig – wichtiger, als dass ich mir das Notizbuch dieser blöden Frau angesehen

habe«, zische ich. »Da drin sind zwei kleine Mädchen, die auf keinen Fall merken dürfen, dass Sie von der Polizei sind. Einverstanden? Falls Sie sie sehen sollten, verkaufen Sie irgendwas: Doppelverglasung, Federstaubwedel, egal was.«

»Lieb – Grausam – Liebgrausam«, sagt er, und wieder ereilt mich dieses zermürbende Gefühl, das ich schon hatte, als ich vor Ginnys Haus ertappt wurde. Irgendwas stimmt nicht. Seine Reaktion ist sonderbar. Warum sagt er mir nicht einfach, dass es ein schweres Vergehen ist, sich irgendwelcher Dinge zu bemächtigen, die in einem fremden Auto liegen? Warum zitiert er diese

seltsamen Worte? Dann wird mir klar, was mich so irritiert: Das hier gibt es eigentlich nur im Traum. Ein Unbekannter spricht einen vor dem Haus an und spricht genau die Worte aus, die einem unablässig im Kopf herumgehen.

»Was bedeutet das?«, fragt er. *In einem Traum würde keiner von uns beiden wissen, was diese Worte bedeuten.*

»Da fragen Sie die Falsche«, entgegne ich.

»Amber?« Ich schaue über seine Schulter und sehe Luke, der rasch auf uns zusteuert. Er spürt wohl, dass etwas nicht stimmt. Der Gedanke, dass wir jetzt zu dritt sind – und zwei davon auf

meiner Seite –, ermutigt mich auf eine irrationale Weise. Luke riecht nach Schweiß und nach dem Staub, der seine Haut und seine Kleidung bedeckt; er war den ganzen Tag im Steinbruch.

»Der Mann ist von der Polizei«, erkläre ich. Das letzte Wort forme ich nur mit den Lippen. »Geh schon mal rein und behalte die Kinder im Auge. Sag ihnen, dass ich mit einem Kollegen spreche.«

»Was ist los?«, fragt er uns beide, als hätten wir uns gegen ihn verschworen.

»Ich muss mit Ihrer Frau sprechen«, erklärt DC Gibbs. An mich gewandt, fügt er hinzu: »Sie können freiwillig mitkommen oder ich nehme Sie fest –

Ihre Entscheidung.«

»Mich festnehmen?« Ich lache. »Um mich darüber zu befragen, warum ich in das Notizbuch irgendeiner Frau gesehen habe?«

»Um Sie zu fragen, was Sie über den Mord an Katharine Allen wissen«, sagt er.

Was ist der Unterschied zwischen einer Geschichte und einer Legende? Zu welcher Kategorie gehört Little Orchard? Ich würde sagen, eindeutig in die Kategorie »Legende.« Zum einen hat es einen Namen: Little Orchard. Diese beiden Worte sind mehr als der Name eines Hauses in Surrey. Sie reichen aus, um eine komplexe Folge von Ereignissen und ein noch vielschichtigeres Bündel von Meinungen und Emotionen

heraufzubeschwören. Und wenn ein gedankliches Kürzel für ein Ereignis aus unserer Vergangenheit existiert, ist das immer ein Hinweis darauf, dass die Geschichte zur Legende geworden ist.

Spielt es eine Rolle, dass alle Menschen, die diese Legende kennen – abgesehen von einer italienischen Nanny –, zur selben Familie gehören? Ich glaube nicht. Für alle diese Menschen ist sie etwas Wesentliches. Und sie wird immer etwas Wesentliches bleiben. Sie ist einmalig: eine ausgeblendete Geschichte, die einer stillschweigenden Übereinkunft

zufolge niemals erwähnt werden darf. Und ich vermute, dass sie dadurch einen größeren Raum in den Gedanken all dieser Menschen einnimmt, als wenn offen über sie gesprochen werden dürfte. Es ist zweifellos die faszinierendste Geschichte, die die Familie zu bieten hat – ein Rätsel, das vermutlich nie gelöst werden wird. Nach nunmehr sieben Jahren hat es jedenfalls noch keinerlei Fortschritte gegeben, das Rätsel zu lösen, und die Frage nach den Gründen dafür ist fast so interessant wie das Geheimnis selbst.

Zunächst sollten wir uns den

genauen Ablauf ansehen. Und das hat kaum jemand mehr getan, seit Little Orchard den Status einer Legende hat. Wenn eine Geschichte zu einer Legende wird, wird durch das gedankliche Kürzel meist nicht mehr abgerufen, was wirklich geschah, Schritt für Schritt – das wäre viel zu arbeitsintensiv –, sondern nur eine passende Verpackung, die das Ganze umhüllt. Für Little Orchard drängen sich dabei verschiedene Verpackungskonzepte auf:

»Wahrscheinlich werden wir es nie erfahren«, »Das zeigt mal wieder, dass man einen Menschen nie richtig

kennt, ganz gleich, wie nahe man ihm zu sein glaubt«, möglicherweise sogar das verräterische »Es ist besser, wenn wir es nie erfahren«, denn viele Menschen stehen in einem heimlichen Einvernehmen mit der Person, die versucht, sie zu täuschen.

Verstehen Sie, was ich damit sagen will?

Ich möchte die Little Orchard-Legende allerdings gerne auf die Ebene einer Geschichte zurückführen. Ich werde sie genauso behandeln wie eine Kriminalgeschichte, als würde ich

keine der Figuren kennen und keinem mehr trauen als den anderen. Zudem werde ich ihr mit derselben Erwartungshaltung begegnen wie einem Krimi. Ich kann und werde die Bedeutung der Ereignisse herausfinden, denn alles andere wäre ein empörender Verrat seitens des Autors. Wie jeder Krimi muss auch dieser eine Lösung bereithalten. Ich betone das, noch bevor ich anfangen zu erzählen, was geschehen ist. Damit signalisiere ich der Lösung, ich weiß, es gibt sie, und ich erwarte von ihr, dass sie sich zeigt, wenn es so weit ist.

Dezember 2003: Johannah und Neil

Utting, ein Ehepaar Mitte dreißig, leisten sich etwas und mieten über Weihnachten ein großes Haus, in dem Platz für die ganze Verwandtschaft ist. Das ist ihr Weihnachtsgeschenk für alle. Ihr eigenes Haus ist zu klein, es hat nur drei Schlafzimmer.

Johannah, genannt Jo, findet im Internet ein Haus: Little Orchard in Cobham, Surrey. Es hat fünf Zweibettzimmer und vier Zimmer mit Einzelbetten, was perfekt ist. Die gesamte Familie wird eingeladen, und alle nehmen die Einladung an: Neils Bruder und seine Schwägerin, Luke und Amber; Jos Mutter Hilary,

Jos Schwester Kirsty und ihr Bruder Ritchie; Neils Eltern, Pam und Quentin; Jo und Neils Nanny Sabina, ihr fünfjähriger Sohn William und das neugeborene Baby, Barney.

Heiligabend bleibt Sabina bei den Kindern, während alle anderen ins nächste Pub gehen, das *Plough*, um dort zu essen. Alle scheinen sich gut zu amüsieren. Nichts

Außergewöhnliches fällt vor. Gegen halb elf kehrt die Gesellschaft nach Little Orchard zurück. William und Barney schlafen schon tief und fest. Pam und Quentin, Neils Eltern, gehen als Erste ins Bett, kurz darauf gefolgt von Sabina, der Nanny. Neil,

Luke und Amber beschließen eine halbe Stunde später, ihrem Beispiel zu folgen. Amber und Luke hören, wie Neil zu Jo sagt: »Kommst du auch ins Bett?«, und sehen, wie verdutzt er ist, als sie antwortet: »Nein, noch nicht.« Auch Amber und Luke sind erstaunt. Neil und Jo gehen immer zur selben Zeit ins Bett – sie sind »eins dieser Paare«, wie Amber es später Luke gegenüber kommentiert. Neil scheint verstimmt über Jos ablehnende Antwort. Er zuckt mit den Achseln und stapft nach oben. Alle lauschen auf seine Schritte, die lange Zeit durchs Haus hallen. Er und Jo sind in der Suite im

obersten Stock untergebracht, dem größten Schlafzimmer.

Amber und Luke sagen Gute Nacht und gehen nach oben in ihr Zimmer, das im ersten Stock liegt. Jo, Hilary, Kirsty und Ritchie bleiben im Wohnzimmer zurück.

Am folgenden Morgen, dem Weihnachtsmorgen, sind vier Personen, die eigentlich da sein sollten, nicht da. Jo, Neil, William und Barney sind verschwunden. Ihr Auto ebenfalls. Sabina, die Nanny, steht vor einem Rätsel. »Jo würde nie irgendwo ohne mich hingehen«, sagt sie, »nicht mit den Kindern.«

»Auch nicht, wenn William oder Barnaby krank geworden sind und schnell ins Krankenhaus gebracht werden mussten?«, fragt Hilary.

»Besonders dann nicht«, entgegnet Sabina. Nirgendwo im Haus ist eine Nachricht zu finden. Alle checken ihre Handys, aber niemand hat eine erklärende Nachricht erhalten. Jos Handtasche und Neils Briefftasche fehlen, aber alle

Weihnachtsgeschenke sind noch da, sie liegen hübsch eingepackt unter dem Baum. Die meisten sind für William oder Barney. Sabina bricht in Tränen aus. »Jo würde nie am Weihnachtsmorgen mit den Kindern

wegfahren, bevor sie ihre Geschenke auspacken konnten«, sagt sie. »Es muss etwas passiert sein.« Sie versucht, erst Jo und dann Neil auf dem Handy zu erreichen, aber beide Geräte sind ausgeschaltet.

Sabina und Hilary sind dafür, zur Polizei zu gehen, aber die anderen überzeugen sie davon, dass es zu früh ist, dass es in diesem Stadium eine Überreaktion wäre. Um zwei Uhr nachmittags dann haben alle das Worst-Case-Szenario akzeptiert, und Sabina tätigt den Anruf.

Ein Polizist taucht auf, stellt jede

Menge Fragen und erklärt es dann für unwahrscheinlich, dass Jo, Neil und die beiden Jungen gegen ihren Willen aus Little Orchard weggebracht worden seien. Sabina beschuldigt ihn, ihr nicht richtig zugehört zu haben. Sie empfiehlt ihm, zur Polizeistation zurückzukehren und seine Hirnzellen aufzuladen. Er nickt und erhebt sich, als halte er das für einen vernünftigen Vorschlag, und kündigt an, morgen noch einmal vorbeizuschauen, um zu hören, ob Jo und Neil sich gemeldet hätten. An der Haustür bleibt er stehen, um zu bemerken, Weihnachten –

besonders, wenn man das Fest mit dem erweiterten Familienkreis verbringe – könne eine seelisch sehr belastende Zeit sein, und rät allen, das nicht zu vergessen.

Der Rest des Tages vergeht in Anspannung und Elend, gelegentlich unterbrochen von hysterischen Ausbrüchen Pams und Hilarys, der beiden Großmütter, sowie von Sabina, die ständig wiederholt, wenn Jo, Neil und den Jungs irgendetwas passiert sei, würde sie sich von einem Hochhaus stürzen oder ein Fläschchen Pillen schlucken – so sehr liebe sie sie. Luke wird wütend und fährt sie an, sie solle mal einen

Punkt machen und mit dem Selbstmordgerede aufhören. Irgendwann meint Pam, dass Kirsty wirklich Glück habe. »Unwissenheit kann ein Segen sein«, sagt sie. »Sie hat nicht mal gemerkt, dass sie verschwunden sind.« Fragt sich Amber an dieser Stelle, wie viel Kirsty wirklich weiß? Sie hat ja noch nicht einmal eine Ahnung, ob es einen Namen für das gibt, was Kirsty fehlt. Jo hat die Information jedenfalls nie herausgerückt.

Es werden keine Geschenke ausgepackt, es gibt keinen Truthahn. In dieser Nacht schläft niemand gut. Pam und Hilary finden gar keinen

Schlaf.

Am nächsten Morgen kommt Amber um viertel nach sieben herunter und findet Jo mit William und Barney in der Küche vor. Die Nasenspitzen der Jungen sind gerötet, Jos Brille ist beschlagen. Sie machen den Eindruck, als seien sie gerade ins Haus gekommen. Neils Jacke und sein Handy liegen auf der Arbeitsplatte. »Weck alle auf«, befiehlt Jo, noch bevor Amber Gelegenheit hat, sie irgendetwas zu fragen. »Alle sollen sich im Wohnzimmer versammeln.« Sie schaut Amber nicht an, als sie das sagt.

Amber tut wie geheißen, und bald ist die ganze Familie plus Sabina im Wohnzimmer versammelt und wartet auf die Ankündigung, die alles erklären wird. Niemand wagt sich zu rühren. Man kann Jo und Neil im Flur flüstern hören, aber niemand versteht, was gesagt wird. Luke und Amber wechseln einen Blick, der besagt: »Die Erklärung sollte besser gut sein.« Nur Sabina ist unbändig froh und erleichtert, sie klatscht in die Hände und ruft: »Gott sei Dank sind sie heil und gesund zurück.« Pam und Hilary haben die Erleichterungsphase übersprungen und warten in versteinertem

Schweigen auf irgendeine katastrophale Nachricht, die sie, da sind sich beide sicher, gleich zu hören bekommen werden.

Endlich, nachdem sie alle fast eine Viertelstunde haben warten müssen, erscheint Jo. »Neil ist oben und badet die Kinder«, sagt sie. »Sie waren total verdreckt.« Sie seufzt und starrt aus dem Fenster in den Garten, der wie eine riesige Grastreppe aussieht, mit einer perfekten Rasenfläche auf jeder Stufe. »Ich weiß, ihr habt alle gewartet und euch gewundert, aber wenn es euch recht ist, mache ich es kurz.« Jo hört sich an wie ein

Politiker auf einer Pressekonferenz. Als hätte ihr der eigene Tonfall nicht gefallen, ändert sie ihren Ton – macht ihn wärmer, persönlicher. Jetzt gibt es auch jede Menge Blickkontakt. »Es tut mir wirklich leid wegen gestern. Neil auch. Wir ... bedauern es mehr, als wir sagen können. Ganz ehrlich. Wir wissen, was für Sorgen ihr euch gemacht haben müsst ...« Jo hält inne. Ihre Augen füllen sich mit Tränen. Dann schnieft sie und reißt sich zusammen. »Aber das Wichtige ist: Es ist alles in Ordnung, ihr müsst euch keine Sorgen machen. Alles ist gut – das ist die Wahrheit. Ich

verspreche, wir werden nie wieder auf geheimnisvolle Weise verschwinden. Und jetzt sagt mir bitte, dass wir alle vergessen können, was gestern war, und dass wir das Weihnachtsfest heute nachholen können.«

»Aber natürlich, Jo«, ruft Sabina.
»Wir sind einfach froh, dass ihr alle okay seid.«

»Wir sind mehr als okay.« Jo schaut alle der Reihe nach an und versucht, eben das unmissverständlich klarzumachen. »Es geht uns bestens. Es gibt kein Problem, wir verschweigen euch nichts. Ehrlich.«

Ihre Stimme ist voller Wärme, Selbstvertrauen und Autorität – die Art Stimme, der man gern vertrauen möchte.

»Na schön«, sagt Ritchie. Ist ihm nicht aufgefallen, dass Jo eben ganz offensichtlich die Unwahrheit gesagt hat? *Wir verschweigen euch nichts.* Natürlich verschweigt sie etwas, und alle, die ihr zugehört haben, wissen es. Aber niemand erwähnt es. Alle gehen davon aus, dass Jo meint, es gäbe nichts *Wesentliches*, das sie und Neil ihnen vorenthielten.

»Also ... Gott sei Dank«, sagt Pam. Quentin nickt. Hilary ist damit

beschäftigt, Kirsty den Mund abzuwischen, und schweigt.

Amber und Luke wechseln noch einen Blick. Luke macht den Mund auf – um eine richtige Erklärung zu verlangen, wie er Amber später sagt –, aber Jo schneidet ihm das Wort ab. »Bitte, Luke, mach es mir nicht noch schwerer, als es sowieso schon ist. Könnten wir es nicht einfach vergessen? Ich habe mich so darauf gefreut, Weihnachten mit euch allen in diesem Haus zu verbringen. Der Gedanke, dass ich euch das Weihnachtsfest ruiniert haben könnte, ist unerträglich für mich.« Sie versucht einen Scherz:

»Wenn ihr wüsstet, wie viel Neil und ich für dieses Haus bezahlt haben, würdet ihr das verstehen.«

Seinen Bruder Neil hätte Luke damit nicht durchkommen lassen, aber es ist Jo – eine Frau, die versucht, nicht zu weinen, die sich sehr offensichtlich bemüht, gute Miene zu irgendeinem bösen Spiel zu machen. Zudem hat er den Eindruck, dass die meisten der Anwesenden es lieber nicht erfahren wollen. Wenn man nichts von einem Problem weiß, kann auch nicht erwartet werden, dass man zu dessen Lösung beiträgt, und es ist immer einfacher, nichts zu tun, als etwas zu tun. Und

da es Jo so sehr widerstrebt, darüber zu reden, könnte es gut extrem privat sein – ein weiterer Grund, die Finger davonzulassen. Luke kann spüren, dass alle um ihn herum beschließen, Jo beim Wort zu nehmen und zu glauben, dass alles »mehr als okay« und »bestens« ist.

Ambers Gedanken gehen in eine ähnliche Richtung: Wenn es nicht um etwas Privates ginge, würde Jo es ihnen sagen. Sie ist normalerweise kein geheimniskrämerischer Mensch. Es muss irgendeinen Notfall gegeben haben, sonst hätte Jo nie ihren Zweig der Familie eingeladen, um dann ohne ein Wort der

Erklärung zu verschwinden. Jo ist weder gedankenlos noch unzuverlässig. Es ist unvorstellbar, dass sie so etwas tun könnte.

Offiziell wird der Vorfall nie wieder erwähnt. Und dennoch wird in den folgenden Jahren sehr wohl darüber gesprochen, allerdings bekommen Jo und Neil davon nichts mit. Amber behält alles im Auge und sammelt die anfallenden Zitate zum Thema wie eine Presseausschnitts-Agentur, was nicht weiter schwierig ist, da sie selbst meist diejenige ist, die die Sache anspricht. Zwei Jahre danach, als sie einmal allein mit Sabina ist, fasst sie sich ein Herz

und fragt, ob sie mehr wisse als der Rest der Familie. »Nein«, sagt Sabina. »In Italien würde ich es wissen, aber englische Familie reden ja nicht miteinander.« Amber glaubt ihr.

Noch ein Jahr später vertraut Amber ihrer Schwiegermutter Pam an, dass sie sich immer noch oft fragt, was damals geschehen ist, und dass sie es wirklich gern wüsste. »Nun ja«, sagt Pam und rümpft die Nase, als hätte Amber ein geschmackloses Thema angesprochen. »Vielleicht möchtest du das, vielleicht aber auch nicht.« Amber findet, das sei eine merkwürdige Reaktion. Was um

alles in der Welt soll das bedeuten?

Luke ist der einzige Mensch, mit dem Amber offen über Little Orchard reden kann. Allerdings ärgert es sie, dass er es oft nur ihr zuliebe zu tun scheint. Es interessiert ihn eigentlich nicht mehr. Oder wie er es ausdrückt: »Vorbei ist vorbei. Neil und Jo geht's gut. Was spielt es schon für eine Rolle?«

Aber für Amber ist es wichtig. So wichtig, dass sie sogar schon daran gedacht hat, William, der jetzt zwölf ist, zu fragen, ob er sich noch an diese Nacht erinnern kann.

Warum?

Amber glaubt nicht, dass sie die Einzige ist, die neugierig ist. Sie argwöhnt, dass heimlich alle darauf brennen, es zu erfahren – ganz sicher alle Frauen, die dabei waren. Hilary und Sabina fragen sich seit jener Nacht beide – das müssen sie einfach, wie könnte es anders sein –, ob die glückliche Ehe von Neil und Jo vielleicht nichts weiter ist als eine optische Täuschung. Auch Pam muss sich das gefragt haben, bevor sie im Januar an Leberkrebs starb.

Und ist Amber wirklich die Einzige der Little Orchard-Reisegesellschaft,

die immer noch aufmerksam zuhört, wenn William und Barney den Mund aufmachen, nur für den Fall, dass ihnen ein Hinweis entchlüpfen könnte? Wenn sich zwischen ihren Eltern oder in ihrem Haus irgendetwas Seltsames abspielen sollte, kann ihnen das nicht entgangen sein, helle, wie sie sind.

Warum fragt Amber ihre Schwägerin nicht einfach, wenn sie so neugierig ist? Vielleicht würde Jo nach sieben Jahren einfach lachen und es ihr sagen. Das Schlimmste, was passieren könnte, ist doch sicher, dass Jo antwortet: »Tut mir leid, aber das ist meine Privatsache.«

Wenn Amber darüber nachdenkt, erkennt sie, dass sie die Antwort auf diese Frage weiß, und es ist eine ziemlich verwirrende Antwort. Es ist keineswegs so, dass sie befürchtet, Jo würde es ihr nicht sagen wollen. Im Gegenteil, und so seltsam es klingt, Amber ist es, die nicht damit anfangen will. Sie hat das Gefühl, als wäre das furchtbar unhöflich, fast gewaltsam und übergriffig. Jo scheint den Vorfall vollständig aus ihrem Gedächtnis gestrichen zu haben. Am zweiten Weihnachtstag 2003 in Little Orchard verließ sie das Wohnzimmer, nachdem sie ihre Ankündigung gemacht hatte, und

erschuf sofort – unverzüglich – eine alternative Version des Universums, in dem all das nie passiert ist. Das ist die Welt, in der sie jetzt glücklich und zufrieden lebt, und wenn Amber sie nach Little Orchard fragen sollte, würde sie sie aus dieser Welt herauszerren. »Es ist, als würde man zu jemandem hingehen, der sich gerade auf einer Party amüsiert, und ihm sagen, dass er in einem früheren Leben einem Genozid zum Opfer gefallen ist«, sagt Amber zu Luke. Der findet das melodramatisch. Seine Sichtweise ist anders: »Ich verstehe immer noch nicht, warum sie sich nicht einfach

eine plausible Lüge ausgedacht haben, wenn sie uns die Wahrheit nicht verraten wollten«, sagt er.
»Das jedenfalls hätte ich an ihrer Stelle getan.«

Was beweist, was ich die ganze Zeit zu sagen versuche: Die meisten Menschen lieben nichts mehr als eine plausible Lüge. Mit anderen Worten, eine gute Geschichte.

2

30. 11. 2010

Es war fast vorbei. Detective Inspector Simon Waterhouse lächelte breit. Noch hatte es nicht angefangen, da man bei der dringenden Dienstbesprechung, die er ohne dazu befugt zu sein einberufen hatte, noch auf ihn wartete. Aber dennoch war das Ende in Sicht. Simon würde endlich herausfinden, wer Katharine Allen ermordet hatte und warum. Wenn er Glück hatte, bereits in wenigen Stunden. Es war ein gutes Gefühl, mit großer Geschwindigkeit auf

dieses Wissen zuzustürmen – oder vielmehr auf irgendetwas zuzustürmen. Bis heute war ihm nicht klar gewesen, wie sehr seine eigene Langsamkeit ihn deprimierte. Den größten Teil seines Lebens war er ein großer Zögerer gewesen, er hatte geglaubt, immer erst irgendwelche theoretischen Streitgespräche mit sich selbst gewinnen zu müssen, bevor er handeln konnte. Inzwischen hielt er es für die klügere Strategie, etwas zu tun, irgendetwas, und das schnell. Falsches Handeln, das zu falschen Ergebnissen führte, war ein schnellerer Weg zum Ziel als gar kein Handeln und keine Ergebnisse. Geschwindigkeit, das war alles, was zählte.

In der Mordsache Katharine Allen hatte es fast einen Monat lang keinerlei Bewegung gegeben. Und nun, dank Simon, kam die Sache in Bewegung. Ungeduld summte in seinen Adern, ein Kraftfeld von Ruhelosigkeit, das nicht allzu weit von extremer Langeweile entfernt war, ein Kraftfeld, das an den Rändern bereits zu zischen und zu explodieren beginnt, das auf keinen Fall innerhalb seiner Begrenzungen bleiben will. Simon hatte keine Ahnung, ob seine Verwandlung in einen Menschen, der unbesonnener war als er selbst, von Dauer sein würde. Charlie hatte es Wahnsinn genannt und versucht, es ihm auszureden. Als er den Flur entlang zum Kripo-Raum eilte, malte er sich aus, wie

er nachher, wenn alles vorbei war, mit einem zufriedenen Lächeln auf dem Gesicht in die entgegengesetzte Richtung schlendern würde. Normalerweise bildete sein Verstand, der zurückblieb und versuchte, alle Reaktionen und Konsequenzen im Vorfeld durchzuspielen, ein Gegengewicht zur schnellen Bewegung seines Körpers.

Wo war dieser Verstand geblieben? War er ausgelaugt vom vielen Nachdenken?

Er wusste, was er im Kriporaum vorfinden würde, und er fand es vor: eine düstere, trübe Atmosphäre ohne jede Hoffnung. Eine Atmosphäre, die dazu führte, dass der gut ausgeleuchtete Büroraum im zweiten Stock mit seiner

zeitgenössischen Möblierung wirkte wie ein unbelüfteter Kerker mit Steinwänden tief unter der Erdoberfläche. DI Giles Proust, der am Fenster stand und dem Raum den Rücken zukehrte, um auf keinen Fall den Eindruck zu erwecken, dass er auf jemanden wartete, konnte die Atmosphäre eines jeden Raums, in dem er sich befand, in die eines unterirdischen Kerkers verwandeln, nur dadurch, dass er schlechter Laune war.

Jeder Kerker braucht Ketten, und Simon konnte die unsichtbaren Ketten sehen, die um DS Sam Kombothekra und DC Colin Sellers geschlungen waren. Sie saßen angespannt am Konferenztisch. Beide warfen Simon einen Blick zu, als

er eintrat – einen sehr ähnlichen Blick, obwohl Sam und Sellers so unterschiedlich waren, wie zwei Menschen es nur sein konnten. Der Blick besagte: Was zum Teufel soll das, was bringst du ihn schon im Voraus dazu, vor Wut zu platzen? Jeder wusste, wie der Hase lief: Wenn man dem Schneemann etwas mitzuteilen hatte, das er noch nicht wusste und ihm möglicherweise nicht gefallen würde – und in diese Kategorie fiel beinahe alles –, näherte man sich ihm zögerlich, bekundete stammelnd seine Bereitschaft, sofort alles zu enthüllen, was man wusste. Die unvermeidliche Schimpfkanonade nahm man als gerechte Strafe dafür hin, dass man ihm die entscheidenden

Informationen nicht früher mitgeteilt hatte, am besten noch bevor man sie selbst kannte. Ganz sicher rief man ihn niemals an, wenn er gerade Feierabend machen wollte und sowieso schon eine halbe Stunde zu spät zum Abendessen war, um ihm mitzuteilen, dass es eine dringende Dienstbesprechung gebe, um sich dann zu weigern, am Telefon mehr zu sagen, ganz so als wäre man der Boss und er der Untergebene.

So sah es aus. Das wusste Simon ebenso gut wie Sam und Sellers. Am liebsten hätte er gelacht über die Dummheit der Leute, die annahmen, er würde sich das noch länger gefallen lassen. Er blieb in der Tür stehen und starrte auf Prousts

starren Rücken. Richtige Schneemänner schmolzen, Proust nicht. Er erzeugte sein eigenes Eis – von innen heraus.

Niemand sagte etwas. Sam seufzte. Schließlich meldete Sellers:
»Waterhouse ist hier, Sir.«

»Er weiß, dass ich hier bin.« Eine Herausforderung. Proust würde sie ignorieren.

»Soll ich versuchen, Gibbs auf dem Handy zu erreichen, um zu sehen, wo er bleibt?«, fragte Sellers.

»DC Gibbs wird sich uns nicht anschließen«, sagte Proust, der immer noch aus dem Fenster schaute. Eine

Sekunde lang fragte Simon sich, ob der Inspector versuchen würde, seine Lagebesprechung zu übernehmen. Konnte es sein, dass Proust bereits Bescheid wusste? Aber wie sollte das möglich sein?

»Möchte jemand raten, was Waterhouse mit Gibbs angestellt hat? Hat er ihn zum Chief Constable befördert? Ihn gefeuert?«

Simon entspannte sich. Nein, der Schneemann war ihm keinen Schritt voraus. Er ließ nur seinen Sarkasmus spielen, den stärksten Muskel in seinem Körper.

»Hat er ihn als schwarz-weißen

Minnesänger verkleidet, um hinter den Kulissen bereitzustehen?«

Ein Grinsen huschte über Sellers' Gesicht, aber es verschwand schnell wieder. Die Atmosphäre geballter Wut in diesem Raum neutralisierte sofort jeden Humor.

»Es muss einen Grund dafür geben, dass Gibbs als Einziger nicht hier ist, also hören wir uns Ihre Vorschläge an.« Proust drehte sich zu seinem Publikum um, wobei er sorgsam darauf achtete, nur Sam und Sellers anzusehen.

»Sergeant? Detective? Ausnahmsweise lade ich zu wilden Spekulationen ein. Dank Waterhouse sind wir gezwungen, unser verkrampftes Bewusstsein zu

weiten und in eine Dimension einzutreten, in der alles möglich ist.« In jedem Wort pulsierte eine beherrschte Empörung, als wisse nur der Schneemann, welches Schicksal sie alle erwartete. »In unserer Erheiterung haben wir vergessen – ich nenne keine Namen, um Empfindlichkeiten zu schonen –, dass manche Dinge eben nicht möglich sein sollten.« Endlich schaute Proust Simon an – ein Blick, der keinen Zweifel daran ließ, dass er ihn in diese spezielle Kategorie einordnete.

»Gibbs befragt eine Frau namens Amber Hewerdine«, sagte Simon. »Ich muss zu ihm, sobald ich kann. Ich will sie gern persönlich befragen.« Simon schaute

Proust an. »Es wird Ihnen nicht gefallen, wie es dazu gekommen ist, aber Sie wären verrückt, wenn Ihnen das Ergebnis nicht gefallen würde. Es ist der erste Hinweis überhaupt, den wir im Fall Katharine Allen haben.«

»Sitzen wir auch alle bequem?«, murmelte Proust und drehte sich wieder zum Fenster um. »Dann lasst ihn beginnen.«

»Amber Hewerdine, vierunddreißig, wohnhaft Clavering Road, Rawndesley, arbeitet in der Stadtverwaltung von Rawndesley. Sie hatte heute um fünfzehn Uhr einen Termin bei der Hypnotherapeutin Ginny Saxon in Great Holling. Ich weiß nicht, weswegen

Hewerdine sie aufgesucht hat – Saxon weigert sich, es mir zu sagen –, aber während Hewerdine draußen wartete, begegnete sie Charlie. Charlie hatte ebenfalls einen Termin bei Saxon, um vierzehn Uhr. Sie will mit dem Rauchen aufhören, und sie hatte von einigen Leute gehört, dass es mit Hypnose geklappt hat ...« Simon wollte hinzufügen, dass es eine ganz praktische, rationale Lösung für ein häufig vorkommendes Problem sei, aber er ließ es bleiben. Nachdem er Charlie versichert hatte, das Ganze müsse ihr nicht peinlich sein, es bestehe kein Grund, es geheim zu halten, war er fest entschlossen, es selbst auch nicht peinlich zu finden.

»Alle Termine hatten sich um fast eine Stunde nach hinten verschoben, was ein Problem für Hewerdine zu sein schien, also bot Charlie ihr an, sie vorzulassen. Sie war ganz froh, es verschieben zu können. Sie war sich sowieso nicht ganz sicher, ob sie es durchziehen wollte. Sie unterhielt sich kurz mit Hewerdine. Während dieser Unterhaltung saß Charlie in ihrem Auto, ein aufgeschlagenes Notizbuch auf dem Schoß. Es könnte sein oder auch nicht, dass Hewerdine gesehen hat, was dort stand.« Simon zog das Notizbuch aus der Innentasche seiner Jacke, in die er es gezwängt hatte, und klatschte es auf den Tisch, damit der Schneemann hörte, was er verpasste, wenn er dem Raum den

Rücken zukehrte.

Die Geste zeigte keinerlei Wirkung. Als würde er die Vernehmung eines Verdächtigen aufzeichnen, erklärte Simon laut und deutlich: »DC Waterhouse zieht ein in blaues Leder gebundenes Notizbuch aus der Tasche und legt es auf den Tisch. Er schlägt es auf der relevanten Seite auf, der Seite, die Amber Hewerdine gesehen haben könnte. Die Wörter, die auf der Seite stehen, kennen wir alle: ›Lieb – Grausam – Liebgrausam«. Geschrieben mit schwarzer Tinte, wie eine Liste angelegt.« Das Notizbuch wollte nicht aufgeschlagen liegen bleiben. Simon musste den Buchdeckel zurückbiegen.

»Sie kennen alle Charlies Handschrift«, sagte er. »Diejenigen, die sich die Mühe machen wollen, können sehen, dass es ihre Handschrift ist.«

Er sah, wie Sam Kombothekras Augen sich weiteten. In ihnen stand eine dringliche Frage, eine Frage, die Simon nicht beantworten konnte. *Ich weiß auch nicht, wieso.* Er fühlte sich wie ein Schüler kurz vor der Entlassung oder ein Soldat kurz vor dem Ende seiner Dienstzeit – froh und bereit zu kleineren Regelverstößen. Nur dass er nicht vorhatte, den Dienst zu quittieren, zumindest nicht freiwillig. Und ihm war nur allzu klar, dass er die negativen Auswirkungen seiner neuen Angstfreiheit

jederzeit zu spüren bekommen konnte.
Und nicht nur er, sie alle. Er versuchte,
Sam das mit einem winzigen
Achselzucken mitzuteilen: Nein, ich
habe nicht gekündigt. Mir ist auch nicht
mitgeteilt worden, dass ich nur noch
weniger als einen Monat zu leben habe
oder dass Proust nur noch einen Monat
hat. Ich mache es so, weil es so am
besten ist.

»Charlie nahm sich etwas Arbeit mit in
den nächsten Pub, um die Stunde
herumzukriegen«, fuhr er fort. »Um
sechzehn Uhr, sie war zu Ginny Saxons
Praxis zurückgekehrt, stieß sie auf
Hewerdine, die gerade herauskam. Laut
Charlie wirkte Hewerdine ein wenig

high – in ihrer eigenen kleinen Welt gefangen, als würde etwas sie gedanklich stark in Anspruch nehmen. Sie teilte Charlie mit, sie habe gesehen, was in ihrem Notizbuch stand, und bat sie, zu bestätigen, dass die Worte ›Lieb – Grausam – Liebgrausam‹ tatsächlich in ihrem Notizbuch standen. Charlie beantwortete die Frage mit nein, was sowohl der Wahrheit entsprach als auch nicht.«

»Eine faktische Unmöglichkeit«, steuerte Proust säuerlich bei.

»Hewerdine hätte unmöglich sehen können, was sie gesehen zu haben glaubte«, erklärte Simon. »Das ist der springende Punkt: Um fünfzehn Uhr, als

Charlie mit ihrem aufgeschlagenen Notizbuch im Auto saß – und nur zu diesem Zeitpunkt hätte Hewerdine das Notizbuch sehen können –, standen die Worte nicht darin, jedenfalls nicht alle.«

Sellers machte den Mund auf, aber Simon brauchte seine Frage nicht zu hören, um sie zu beantworten. »Charlie ist sich absolut sicher: Bei ihrem ersten Gespräch mit Hewerdine, um fünfzehn Uhr, hatte sie ›Lieb‹ und ›Grausam‹ geschrieben, aber mehr nicht. Ungefähr eine halbe Stunde später, im Pub, Hewerdine war nirgendwo in Sicht, schlug sie die entsprechende Seite in ihrem Notizbuch wieder auf und fügte ›Liebgrausam‹ hinzu. Warum tat sie das?

Sie dachte, dass es vielleicht irgendwie helfen könnte, auf die Wörter zu starren, dass ihr so vielleicht etwas einfallen könnte. Das haben wir ja alle schon getan. Es hat nicht geklappt, bei ihr genauso wenig wie bei uns. Die Worte sagten ihr gar nichts, mal abgesehen von ihren offensichtlichen Bedeutungen, und sie hatte den Eindruck, dass dasselbe auch für Hewerdine galt, als sie Charlie aufforderte zu bestätigen, dass sie diese Wörter in ihrem Notizbuch gesehen haben könnte, aber vorausschickte: ›Ich bitte Sie nicht darum, mir zu sagen, was es bedeutet.<<

Jedes Mal, wenn er Luft holte, riskierte er, unterbrochen zu werden, und er war

noch nicht fertig, noch lange nicht.
»Sagen Sie's ruhig, wenn Sie finden, dass ich voreilige Schlüsse ziehe, aber es scheint mir wahrscheinlich, dass bei Hewerdine, als sie die Worte ›Lieb‹ und ›Grausam‹ in Charlies Notizbuch sah, eine bereits existierende Assoziation zwischen diesen Wörtern und ›Liebgrausam‹ ausgelöst wurde. Sie erwähnte Charlie gegenüber auch, dass sie glaubte, diese Worte auf liniertem Papier gesehen zu haben, wie eine Liste geschrieben. Charlie fragte sich, genau wie hoffentlich Sie jetzt: Hat Hewerdine den Zettel gesehen, der von dem Block in Katharine Allens Wohnung stammte, bevor oder nachdem er abgerissen wurde?«

Irritiert von der fehlenden Reaktion seiner Kollegen, ließ Simon seiner Ungeduld freien Lauf. Es zählte nicht als An-die-Decke-Gehen, wenn man es bewusst tat. »Sehen Sie denn nicht, was für ein Glück wir hatten, dass uns das in den Schoß gefallen ist? Ich würde mit jedem von Ihnen wetten – egal, um wie viel, nennen Sie Ihren Einsatz –, dass Amber Hewerdine Katharine Allen nicht getötet hat, aber uns zu dem Täter führen wird.«

Proust drehte sich langsam um. *Eine Miene wie sauer gewordene Milch.* »Rein zufällig ...«, setzte der Inspector an. Die Worte trippelten mit den leichten Schritten einer Balletttänzerin daher.

Simon sah Sam Kombothekra leicht zusammenzucken, so grotesk war das Missverhältnis zwischen Prousts Tonfall und seinem hohnverzerrten Gesicht.

»Rein zufällig trifft die unvoreilhaft verheiratete Mrs Simon Waterhouse in Great Holling vor den Praxisräumen einer Hypnose-Quacksalberin auf eine Frau, die mit dem Mord an Katharine Allen zu tun hat.« Proust hob den Zeigefinger. »Eine Frau, die rücksichtsvoll genug ist, unaufgefordert auf ihre Verbindung mit einem Mordfall zu sprechen zu kommen.« Er schüttelte den Kopf und lächelte. Lila Flecken hatten sich auf seinen Wangen gebildet. Es war ein seltsamer Gedanke, dass sein Blut ebenso rot und warm sein musste

wie das aller anderen Menschen. »Das ist kein Glück. Das ist ein dermaßen unwahrscheinlicher Zufall, dass ich gewillt bin, mich weit aus dem Fenster zu lehnen und zu behaupten, dass es so nie passiert ist. Sergeant Kombothekra und DC Sellers täten gut daran, sich ein Beispiel an mir zu nehmen, wenn ihnen etwas an ihrer Polizeilaufbahn liegt.«

Proust ging so langsam auf Simon zu, dass kein Zweifel daran blieb, wie sehr ihn der Gedanke anwiderte, an seinem Ziel anzukommen. »Ihnen liegt ja offensichtlich nichts daran«, sagte er. »Sie erzählen hier ganz einfach – ohne jede Erklärung oder Entschuldigung, als hätte es gar nichts mit Ihnen zu tun –,

dass Sergeant Zailer mit einer Abfolge von Worten vertraut ist, die sie von Rechts wegen gar nicht kennen dürfte. Wir schließen also aus Ihrer Geschichte, dass Sie gegen das Datenschutzgesetz verstoßen haben – und zudem das Dienstgeheimnis verletzt haben, wenn wir pedantisch sein wollen ...«

»Charlie ist nicht nur meine Frau«, sagte Simon. »Sie ist bei der Polizei.«

»Würde ich kaum so bezeichnen«, blaffte Proust. »Gehört sie nicht zu dem Team, das an irgend so eine hirnrissige Wohlfühl-Expertenkommission verpachtet wurde und den Auftrag hat, die Einwohner des Culver Valley davon abzuhalten, sich vor den Zug zu werfen?

Das ist eine Arbeit für unbezahlte Schultern-zum-Ausweinen, nicht für die Polizei, selbst wenn Idioten in Polizeiuniformen sie durchführen.« An Sam und Sellers gewandt, fügte Proust hinzu: »Findet denn niemand außer mir es bemerkenswert, dass Sergeant Zailers berufliches Interesse am Suizid unmittelbar nach ihrer Eheschließung mit Waterhouse einsetzte?«

Es war, als hätte man sämtliche Bewohner der Hölle im Büro, dachte Simon. »Charlie war früher hier bei uns, und sie ist eine bessere Ermittlerin als die meisten Leute in diesem Raum«, sagte er. »Es ist mir egal, was das Datenschutzgesetz sagt. Wir alle wissen,

es gibt keinen guten Grund dafür, dass ich nicht mit Charlie über Katharine Allen reden sollte, und es war ein Glück, dass ich es getan habe, denn sonst hätten wir diesen Hinweis nicht. Wovon reden Sie, wenn Sie sagen, es ist so nie passiert? Wollen Sie damit andeuten, dass Charlie lügt?«

Der Raum füllte sich mit den zu lauten Atemgeräuschen aller Anwesenden. Wenn Simon mit geschlossenen Augen hätte raten sollen, hätte er gesagt, es befänden sich zwanzig Leute im Raum, die auf der Flucht vor einem Raubtier sind. Die Weigerung, sich von jemandem einschüchtern zu lassen, der objektiv einschüchternd war, hatte etwas

Belebendes. Simon surfte auf einer Adrenalinwelle – er hoffte nur, dass das nicht sein Urteilsvermögen schmälerte.

»Wir wollen doch nicht in Abwesenheit schlecht über die arme Sergeant Zailer sprechen«, erwiderte Proust. »Warum sollte sie lügen? Fehler zu machen ist schon immer ihre Spezialität gewesen, auch als ihr Verfallsdatum noch nicht abgelaufen war, und wahrscheinlich ist ihr jetzt wieder einer unterlaufen. Diese Hewerdine hat die Wörter in ihrem Notizbuch gesehen – alle Wörter, zusammen, zur selben Zeit. Es gibt keine Verbindung zwischen Hewerdine und dem Mord an Katharine Allen.«

Simon hatte vorhergesehen, dass der

Schneemann abweisend und wenig entgegenkommend reagieren würde, aber dass er alles einfach abstreiten würde, hatte er nicht erwartet. Doch er blieb bei seinem Standpunkt. »Charlie ist sich sicher. Als Hewerdine das Notizbuch gesehen hat, stand ›Liebgrausam‹ nicht da, nur ›Lieb‹ und ›Grausam‹. Und wenn Sie schon von überwältigender Unwahrscheinlichkeit reden, was sagen Sie dann zu der Wahrscheinlichkeit, dass jeden Tag in jeder Sekunde unwahrscheinliche Dinge geschehen? Wie hoch war die Wahrscheinlichkeit, dass Sie geboren werden würden – Sie, Giles Proust, genau so, wie Sie sind? Oder irgendeiner von uns. Wie groß war die Wahrscheinlichkeit, dass wir vier

zusammenarbeiten würden?« Simon musste lauter brüllen, als er eigentlich wollte, weil er es für alle tat, für alle Menschen, die dem Schneemann am liebsten ins Gesicht gebrüllt hätten, es aber nicht wagten. Er war ihr Stellvertreter.

»Wir vier arbeiten also zusammen?«, sagte Proust angespannt. »So würden Sie es also nennen? Sind nicht eher drei Personen mit einem delirierenden Fanatiker eingesperrt?«

Simon zwang sich, ein paar Sekunden zu warten, bevor er etwas erwiderte. »Ist es wirklich dermaßen unwahrscheinlich, dass eine Frau, die in Rawndesley wohnt, etwas mit einem Mord zu tun

haben könnte, der in Spilling geschah, das zwanzig Minuten entfernt liegt? Oder dass diese Frau in Great Holling, ganz in der Nähe ihrer beiden Wohnorte, mit Charlie zusammentreffen könnte?«

Niemand sagte etwas. Natürlich nicht. Wenn der Schneemann sich so standhaft weigerte, auf eine direkte Frage zu antworten, bedeutete das, dass es allen übrigen Anwesenden verboten war, darauf zu antworten. Das gehörte zu den vielen ungeschriebenen Regeln, an die sich alle gewöhnt hatten.

»Amber Hewerdine hat die Worte ›Lieb‹ und ›Grausam‹ in Charlies Notizbuch gesehen, und sie hat eine

Verbindung hergestellt«, beharrte Simon. »Sie hat Charlie danach gefragt, weil es ihr wichtig war. Etwas an diesen Worten beunruhigte sie. Charlie hatte ihr versichert, in ihrem Notizbuch könne sie sie nicht gesehen haben, aber damit gab Hewerdine sich nicht zufrieden. Charlie schloss ihren Wagen nicht ab und ließ das Notizbuch auf dem Beifahrersitz liegen, als sie zu ihrem Hypnosetermin ging, weil sie überprüfen wollte, wie entschlossen Hewerdine war, es in die Finger zu bekommen. Sie fand es bald heraus: äußerst entschlossen. Als sie ein paar Minuten später wieder herauskam, saß Hewerdine in ihrem Auto und las in ihrem Notizbuch.«

»Ernsthaft?«, fragte Sellers. »Dreiste Kuh.«

»Warum war es ihr so wichtig zu erfahren, ob diese Worte in dem Notizbuch standen?«, fragte Sam.

»Ginny Saxon hat mir diese Frage vor ungefähr zwanzig Minuten am Telefon beantwortet«, sagte Simon. »Während der Therapiesitzung fragte sie Hewerdine nach einer Erinnerung ...«

»Einer Erinnerung?«, sagte Proust. »So funktioniert das also, ja? In einem Café bittet man um eine Serviette, in einer Praxis für Hypnosetherapie bittet man um eine Erinnerung?«

Simon konnte nicht umhin zu bemerken, dass die Laune des Schneemanns sich gebessert zu haben schien. Bereitete es ihm Vergnügen zu beobachten, wie Simon die Beherrschung verlor und herumtobte? Wertete er das als Sieg? »Zunächst reagierte Hewerdine nicht. Dann sagte sie laut zu Saxon: ›Lieb – Grausam – Liebgrausam«. Saxon bat sie, es zu wiederholen, weil es so merkwürdig klang, sie dachte, sie hätte sich vielleicht verhöhrt. Es ist nicht das, was ihre Klienten normalerweise sagen, wenn sie sie bittet, die erste Erinnerung zu beschreiben, die ihnen in den Sinn kommt.«

»Ich hoffe, normalerweise raten die

Patienten ihr, sich um ihren eigenen Kram zu kümmern«, bemerkte Proust.

»Und jetzt kommt das Merkwürdige: Hewerdine wiederholte die Worte und fragte Saxon dann, was sie bedeuteten. Saxon sagte, sie habe keine Ahnung und stellte Hewerdine dieselbe Frage, woraufhin diese leugnete, die Worte ausgesprochen zu haben. Sie behauptete, Saxon habe sie zuerst gesagt und Hewerdine dann gebeten, sie zu wiederholen. Als Saxon das abstritt, bekam Hewerdine einen Tobsuchtsanfall, nannte sie eine Lügnerin, weigerte sich, das Honorar für die Sitzung zu bezahlen, und stürmte hinaus.«

»Und stieß mit Charlie zusammen?«, fragte Sam.

Simon nickte.

Sam nagte an seiner Unterlippe und dachte nach. »Also ... Hewerdine dachte, Saxon hätte die magischen Worte gesagt, und gleichzeitig dachte sie, Charlie hätte sie in ihr Notizbuch geschrieben?« Er runzelte die Stirn. »Warum erschien ihr das nicht als ebenso wenig plausibel wie mir?«

»Haben Sie nicht aufgepasst, Sergeant? Waterhouse hat uns gerade erklärt, welchen logischen Fehler wir begehen, wenn wir annehmen, wir könnten irgendetwas unwahrscheinlich finden.

Dieser Abend leitet eine neue Ära ein:
das Zeitalter unbegrenzter
Leichtgläubigkeit.«

»Ich kann mir nicht erklären, was
Hewerdine sich dabei gedacht hat«,
sagte Simon zu Sam. »Deshalb bin ich
auch so wild darauf, mit ihr zu reden.«
Er deutete in Richtung Tür.

»Ist das Ihre Art, um Erlaubnis zu bitten,
sich entfernen zu dürfen?«, sagte Proust.
»Nur zu, entfernen Sie sich. Nächstes
Mal ersparen Sie sich diese Mühe,
indem Sie weder erscheinen noch ein
Treffen einberufen, zu dem Sie
erscheinen könnten. Ich weiß, Sie sind
prinzipiell dagegen, irgendetwas von
dem ernst zu nehmen, was ich sage, aber

für den unwahrscheinlichen Fall, dass Sie vielleicht diesmal eine Ausnahme machen: Diese Hewerdine ist eine Sackgasse. Solange wir nicht wissen, was *Lieb – Grausam – Liebgrausam* bedeuten soll, können wir unmöglich wissen, wie vielen Leuten das möglicherweise ein Begriff ist. Vielleicht handelt es sich um den Jingle einer bekannten Werbung? Oder um den Slogan einer Comicfigur aus dem Kinderfernsehen.«

»Wir haben gesucht und gesucht, ohne Erfolg – nichts im Internet, niemand hat je was von *Lieb – Grausam – Liebgrausam* gehört, in welchem Zusammenhang auch immer«, erinnerte

Simon ihn.

»Das beweist gar nichts. Es könnte Zehntausende von Leuten geben, die etwas damit anfangen können«, konterte Proust in dem bedrohlich geduldigen Tonfall, der bei seinem Zuhörer die Frage aufkeimen lassen sollte, ob er wirklich weiterhin seinem Vorgesetzten Anlass geben wollte, geduldig zu sein.

»Es beweist lediglich, dass wir noch keinen von ihnen aufgespürt haben. Sie gehen davon aus, dass unsere geheimnisvollen Wörter lediglich eine Hand voll Personen miteinander verbinden: das Mordopfer, den Täter – und diese Hewerdine, praktischerweise irgendwo dazwischen. Ich sage Ihnen –

obwohl sie es in Ihrer gewaltigen Arroganz zweifellos einfach abtun werden –, dass diese Worte eine Million Menschen miteinander verbinden könnten. Oder nur fünfzehn Leute auf eine völlig harmlose Weise, die nichts mit Mord zu tun hat.«

Proust marschierte zu Simon hinüber und klopfte ihm auf die Stirn, als wäre es eine Tür. »Wir wissen nicht, ob der Abdruck dieser Worte auf dem Block in Katharine Allens Wohnung irgendetwas mit ihrem Tod zu tun hat.« Der Inspector schaute Sam und Sellers an, offensichtlich war er auf der Suche nach Unterstützung. »Oder? Es sind ja nicht die einzigen geschriebenen Worte, die

wir in ihrer Wohnung gefunden haben – da gab es die Liste am Kühlschrank, um nur ein Beispiel zu nennen:

›Parkgenehmigung erneuern,
Weihnachtsbestellung bei Amazon‹ und so weiter. Wenn Waterhouse heute Nachmittag einer Frau über den Weg gelaufen wäre, die ihm mitgeteilt hätte, sie müsse ihre Parkgenehmigung erneuern, hätte er dann seinen Homunkulus Gibbs losgeschickt, damit er vor ihrem Haus wartet, das Lasso in der Hand und ein böses Glitzern in den Augen?« Proust schnaubte, eine Würdigung seines eigenen Witzes. »Das ist lachhaft, Waterhouse – und mit ›das‹ meine ich Sie.«

»Ich werde mich darüber nicht mit Ihnen streiten, Sir«, sagte Simon müde. Sir? Wo war das denn hergekommen? Er hatte Proust seit Jahren nicht mehr »Sir« genannt. »Ich werde nicht versuchen, eine Position zu widerlegen, die Sie lediglich eingenommen haben, um mir auf den Sack zu gehen. Sie wissen es, ich weiß es, wir alle wissen es: ›Lieb – Grausam – Liebgrausam« ist eine hinreichend ungewöhnliche Kombination von Wörtern. Wir sollten das ernst nehmen.«

»Wenn Ihnen so sehr daran liegt, mit dieser Hewerdine zu sprechen, warum haben Sie dann Gibbs losgeschickt, damit er sie abholt?«, blaffte Proust.

»Warum lassen Sie ihn mit der Vernehmung beginnen? Haben Sie ein spezielles Ausbildungsprogramm für ihn entwickelt, in das wir Übrigen nicht eingeweiht sind? Das Simon-Waterhouse-Diplom für zufallsbasierte Polizeiarbeit und allgemeine Manie?«

Simon sah, dass Sellers versuchte, nicht zu lachen. »Ich habe Gibbs gebeten, sie herzubringen, um mir ein wenig Zeit zu erkaufen«, sagte er. »Ich wollte Charlie nach den Details fragen, mit Ginny Saxon reden, mit Ihnen reden ...« Er wusste, er musste den Schritt wagen, aber er zögerte es so lange hinaus, wie es ging. »Es gibt da etwas über Gibbs, das Sie wissen müssen. Ich werde ihm

sagen, dass ich es Ihnen gesagt habe, aber ... es fällt mir leichter, wenn er nicht hier ist.«

»Sie haben eine Sternchenkarte für ihn gebastelt«, kam Proust ihm zuvor.

»Jedes Mal, wenn er seine Karriereaussichten weiter den Bach runtergehen lässt, indem er den Laufburschen für Sie spielt, anstatt die Aufgaben zu erledigen, die ihm von Sergeant Kombothekra zugewiesen wurden, bekommt er ein goldenes Sternchen. Wenn er sich zehn verdient hat, darf er Ihre Mutter zur Kirche fahren und ...«

»Sehr zu Witzchen aufgelegt heute, was?« Simon schnitt ihm das Wort ab.

»Schade, dass Sie zu kleingeistig sind, um zuzugeben, warum Sie so gute Laune haben: Wegen des Hinweises, den Sie mir verdanken.«

»Des Hinweises, den Sie Sergeant Zailer verdanken«, korrigierte der Schneemann ihn.

Simon seufzte. Der Versuch, mit Proust zu reden, kam dem Versuch gleich, den Motor eines Autos zu starten, das schon längst zu einem Metallwürfel gepresst wurde. »Wahrscheinlich werden wir Charlies Notizbuch zu den Beweismitteln nehmen müssen.« Er richtete seine Worte an Sam. »Sehr wahrscheinlich zumindest. Sie werden

also alle sehen können, was abgesehen von den drei Wörtern noch in dem Notizbuch steht.« Simon deutete auf die Seite. »Bevor Sie zufällig darüber stolpern, sage ich es Ihnen lieber gleich: Es sind Briefe. Von Charlie an ihre Schwester Olivia, nicht zum Abschicken gedacht.« Simon starrte auf die Tischplatte. »Geschrieben, um ihrer Wut Luft zu machen.«

Proust machte sich über das Notizbuch her wie ein Raubvogel.

»Sind sie immer noch zerstritten?«, fragte Sam, der glaubte, dass harmonische Beziehungen sowohl wünschenswert als auch möglich waren.

Sellers entwickelte ein plötzliches Interesse am Ausblick, den man vom Fenster aus hatte: Das Rathaus auf der anderen Straßenseite wurde renoviert. Das Gebäude war eingerüstet und mit blauen Plastikplanen bedeckt. Er weiß Bescheid, dachte Simon.

»Gibbs und Olivia ... haben was miteinander. Seit unserer Hochzeit.«

Colin Sellers schüttelte den Kopf und sah zornig aus. Simon hatte einen Mann verraten, der seine Frau betrog, und damit gegen das einzige moralische Prinzip verstoßen, das Sellers etwas bedeutete.

»Etwa derselbe Gibbs, dessen Frau im

April Zwillinge erwartet?« Die Geschwindigkeit, mit der Proust seine Frage abfeuerte, überzeugte Simon davon, dass er es ebenfalls gewusst hatte. Sam nicht, das konnte man ihm vom Gesicht ablesen. »Gibbs und Olivia Zailer. Mit meiner Sternchen-Idee lag ich also gar nicht so falsch – er tut, was Sie ihm sagen, und bekommt dafür seine ureigene Zailer-Schwester. Kann ich das als Trostpreis bezeichnen, ohne für obszön gehalten zu werden?«

»Ich habe Ihnen jetzt das Einzige mitgeteilt, was Sie in Erfahrung bringen könnten, wenn Sie die Briefe in Charlies Notizbuch lesen«, sagte Simon.

»Folglich brauchen Sie sie nicht mehr zu

lesen, und ich würde es zu schätzen wissen, wenn Sie es nicht tun. Charlie ebenfalls.«

Sam Kombothekra nickte.

»Geht mich nichts an«, sagte Sellers.

»Theoretisch könnte die Lektüre des Notizbuchs uns mehr verraten als die bloßen Fakten.« Demonstrativ blätterte Proust im Notizbuch. »Wir könnten herausfinden, ganz detailliert, wie verraten Sergeant Zailer sich fühlt, ihre Gründe dafür und wie gut sie darin ist, ihren Groll zu pflegen. Unter anderem. Vielleicht würden wir sogar etwas über Sie erfahren, Waterhouse.«

»Ich werde jetzt Amber Hewerdine vernehmen.« Simon war schon halb aus dem Raum, als er Prousts Stimme hinter sich hörte. »Aber nicht unbeaufsichtigt. Ich begleite Sie.«

»Sie?« Simon blieb stehen. Drehte sich um. »Sie wollen einen Zeugen vernehmen?«

»Nein. Ihre Zeugin ist mir absolut gleichgültig. Von der werde ich nichts Nützliches erfahren.« Betont nachlässig ließ Proust das Notizbuch auf den Tisch fallen. »Ich will Sie beobachten, während Sie eine Zeugenvernehmung durchführen, Waterhouse. Wissen Sie, was ich wirklich gern tun würde? Ich würde mir gern die

Videoaufzeichnungen all Ihrer Vernehmungen ansehen: die frustrierenden Vernehmungen, die langweiligen, die halbherzigen, bei denen Sie nur ganz mechanisch vorgehen. Nostalgie ist schon immer eine Schwäche von mir gewesen, und heute überkommen mich beim Gedanken an Ihre Laufbahn als Ermittler nostalgische Gefühle. Was meinen Sie, geben Sie uns allen eine letzte Probe Ihres überragenden Könnens, indem Sie herausfinden, warum das so sein könnte?«

✱

»Das ist ein Foto von Katharine bei

ihrer Abschlussfeier«, sagte Gibbs zu der verärgerten Frau, die ihm gegenüber saß. Sie befanden sich in einem kleinen Vernehmungsraum mit vanillegelben Wänden und einem Fenster, das den Blick auf einen von Neonlicht beleuchteten Innenflur freigab – ein kranker Witz. Ihre Abneigung ihm gegenüber war derart greifbar, dass er klaustrophobische Gefühle entwickelte. Oder war es seine Abneigung ihr gegenüber? Er konnte sie nicht ausstehen, seit sie ihm befohlen hatte, sich als Staubwedel-Vertreter auszugeben, wegen ihrer Kinder. Staubwedel-Vertreter, meine Fresse. Warum sollte sich irgendjemand mit etwas so Dämlichem seinen

Lebensunterhalt verdienen? »Katharine wurde am zweiten November in ihrer Wohnung in Spilling ermordet. Sie war sechsundzwanzig.«

»Wie oft wollen Sie mir das noch erzählen?« Amber Hewerdine richtete ihre grauen Augen auf ihn wie eine Waffe. »Mittlerweile weiß ich alles über sie, was man über sie wissen kann. Sie war sechsundzwanzig, Grundschullehrerin, unverheiratet, lebte allein, ist in Norfolk aufgewachsen ...«

»In dem Dorf Pulham Market«, steuerte Gibbs eine neue Information bei.

»Ah. Das ändert natürlich alles.« Ambers Stimme war voller Sarkasmus.

»Katharine Allen aus Pulham Market?
Die Katharine Allen? Warum haben Sie das nicht gleich gesagt? Die Katharine Allen kenne ich seit Jahren. Als Sie fragten, ob der Name mir irgendwas sagt, nahm ich natürlich an, Sie meinten eine Katharine Allen, die *nicht* aus Pulham Market in Norfolk stammt.«

»Je mehr ich Ihnen über sie erzähle, wie irrelevant es auch scheinen mag, desto eher finden wir eine Verbindung zwischen Ihnen beiden«, sagte Gibbs.

»Ich frage Sie zum vierundzwanzigsten Mal: Warum sind Sie so sicher, dass es eine gibt?«

»Kennen Sie die alte Getreidebörse, die

zu Wohnungen ausgebaut wurde? Katharine hatte eine davon. Eine Wohnung über zwei Ebenen – oberster Stock und der darunter. Ihr Schlafzimmer befand sich unter dem Kuppeldach.« Gibbs legte die Füße auf den Tisch. »Ich weiß ja nicht, ob ich gern mitten im Stadtzentrum wohnen würde«, sinnierte er. »Könnte laut sein.«

»Bezweifle ich. Werden nicht in ganz Spilling, Silsford und den Dörfern dazwischen um neun die Bürgersteige hochgeklappt? Oder ist das nur ein Gerücht, das wir Einwohner von Rawndesley in Umlauf gebracht haben?«

»Ich erwähne Katharines Schlafzimmer, weil sie dort getötet wurde. Zahlreiche

Schläge auf den Hinterkopf. Damit.«
Gibbs schob ein anderes Foto über den Tisch.

Amber, die merkte, dass eine Reaktion von ihr erwartet wurde, sagte trocken:
»Das ist eine Metallstange.«

»Katharine hat sie benutzt, um ihr Schlafzimmerfenster zu öffnen und zu schließen. Es lag so hoch oben, dass sie sonst nicht herankam. Die Stange hing an einem Haken an der Wand.«

Amber unterdrückte ein Gähnen, und ihre Augen schlossen sich für eine Sekunde.

»Tut mir leid, wenn ich Sie langweile.«

Gibbs schob ihr ein neues Foto hin, eins, das er ihr bislang vorenthalten hatte.

»Jemand nahm die Stange vom Haken, und als Katharine der Person den Rücken zukehrte, trat diese hinter sie und schlug damit auf sie ein. Bestialisch. So sah Katharines Kopf danach aus. Es waren mehr als zwanzig Schläge.«

Amber zuckte zurück. »Muss ich das alles wissen? Oder mir das ansehen? Könnten Sie das wieder wegpacken?« Ihre Haut wirkte blasser, fleckig. Sie legte die Hand vor den Mund.

»Ich hatte mich schon gefragt, ob Mord vielleicht keine große Sache für Sie ist«, bemerkte Gibbs.

»Und warum?«, fragte sie zornig zurück.
»Weil ich müde bin? Weil ich nicht in Tränen ausbreche, wie es von sensiblen Frauen erwartet wird? Ich habe seit achtzehn Monaten nicht mehr richtig geschlafen. Ich kann jederzeit kurz wegnicken, nur nicht im Bett, wenn sich die langen Stunden der Nacht vor mir erstrecken. Dann bleibe ich garantiert wach. Und ja, der Mord an einer Frau, die ich nicht kenne, macht mich weniger betroffen, als es der Mord an einem Menschen tun würde, den ich kenne und an dem mir etwas liegt. Und nur damit Sie's wissen, auch wenn Sie den Namen Katharine fünfhundertmal sagen, werde ich mich ihr nicht näher fühlen, als wenn Sie sie ›Ms Allen‹ oder ›das Opfer‹

nennen würden.«

»Sie wurde Kat genannt«, sagte Gibbs.
»So nannten ihre Freunde sie und ihre
Kollegen.«

Amber holte tief Luft und schloss wieder
die Augen. »Selbstverständlich lässt es
mich nicht kalt, dass eine Frau ermordet
wurde. Ich bedaure es, auf die abstrakte
Weise, mit der wir den Tod von Leuten
bedauern, die wir nicht kennen.
Selbstredend finde ich es nicht ideal,
dass da draußen jemand ist, der es in
Ordnung findet ... das mit dem Kopf
eines Menschen zu machen.«

»Ich erwarte nicht von Ihnen, dass Sie
weinen«, sagte Gibbs. »Ich erwarte,

dass Sie sich fürchten. Die meisten Menschen, schuldig oder unschuldig, hätten in so einer Situation Angst davor, wegen Mordes festgenommen zu werden.«

Amber sah ihn an, als wäre er ein Idiot.
»Warum sollte ich davor Angst haben? Ich habe nichts damit zu tun, und ich weiß nichts darüber.«

»Wenn die Polizei annimmt, dass ein Zeuge lügt, kommt es vor, dass er unter Anklage gestellt wird.«

»Normalerweise aber nur, wenn er wirklich lügt. Oder, in den siebziger Jahren, wenn er Ire war.«

Irgendwo unter all der gespielten Abgeklärtheit musste ihr mulmig zumute sein. »Eins kann ich Ihnen verraten, und das ganz umsonst«, sagte Gibbs. »Wenn die Presse herausfindet, dass wir mit Ihnen reden, wird das ganze Land Sie für schuldig halten, bevor es zu einer offiziellen Anklage kommt, und auch dann, wenn es nie dazu kommt – es sei denn, Sie nehmen ein paar Korrekturen an Ihrem Verhalten und Ihrer Einstellung vor. Sie sind genau die Art Frau, die die öffentliche Meinung liebend gern in der Luft zerreißt.«

Sie lachte darüber. »Wie denn – mager, große Klappe und immer in der Defensive? Aber etwas unterscheidet

mich von diesem Typ Frau.« Was war das denn? Flirtete sie etwa mit ihm? Immer noch lächelnd, sagte sie: »Ich besitze einen unwiderstehlichen Charme, mit dem ich die Leute für mich gewinnen kann, wann immer ich will. Sie mögen mich nur deshalb nicht, weil es mir egal ist, ob Sie mich mögen oder nicht. Fragen Sie, warum es mir egal ist.«

Gibbs schwieg. Wartete.

»Weil Sie ein Idiot sind.« Amber betonte jedes Wort sorgfältig. »Sie wollen wissen, wer Katharine Allen umgebracht hat. Ich versuche, Ihnen zu helfen, so gut ich kann. Wenn Sie mal zuhören würden, versuche ich es noch mal. Ich weiß es natürlich nicht, aber ich

würde mal annehmen, dass der Täter sie kannte und entweder nicht leiden konnte oder irgendwie von ihrem Tod profitierte. Und nur für den Fall, dass Sie zu dämlich sind, das selbst zu erkennen, mache ich sie darauf aufmerksam, dass diese Beschreibung auf mich nicht zutrifft. Und trotzdem scheinen Sie seltsamerweise anzunehmen, dass ich Ihnen helfen kann. Und das wiederum muss bedeuten, Sie wissen etwas, das ich nicht weiß. Da mein IQ überdurchschnittlich hoch ist, nehme ich stark an, dass es irgendwas mit dieser dämlichen Frau und ihrem Notizbuch zu tun hat.« Sie seufzte tief. »Begreifen Sie nicht, dass wir nur weiterkommen, wenn Sie mir sagen, was

Sie mir bisher verschwiegen haben?«

Das war etwas, das Gibbs schon häufiger an Frauen aufgefallen war: Sie wollten ganz ernsthaft, dass man mit ihnen redete, taten aber alles, was in ihrer Macht stand, um einen dazu zu bringen, eben das nicht zu wollen.

»Oh, was, Ende des Gesprächs?«

Ambers Stimme vibrierte vor Hohn.

»Gute Idee. Klasse Idee. Wenn Sie nichts weiter zu sagen haben, habe ich auch nichts weiter zu sagen – denn solange ich keine neuen Informationen bekomme, gibt es nichts, was ich sagen könnte.«

»Sie sind eine Zeugin, möglicherweise

eine Verdächtige«, teilte Gibbs ihr mit.
»Wir sind keine Kollegen, die
zusammenarbeiten.«

»Richtig.« Sie schüttelte den Kopf und
stand auf. »Das ist richtig. Sie sind
Ermittler und kommen keinen Schritt
weiter. Und ich bin ein angefressenes,
fix und fertiges, nicht voll ausgelastetes
Humankapital, das jetzt gern nach Hause
gehen würde, wenn Sie nichts dagegen
haben.«

»Nicht voll ausgelastetes
Humankapital?«

»Wenn Sie mir sagen würden, was los
ist, könnte ich Ihnen vielleicht helfen.
Haben Sie daran schon mal gedacht? Ist

Ihnen schon mal der Verdacht gekommen, dass es Ihnen eher um Macht geht als um Hilfe?«

Die Tür ging auf. Waterhouse. Und Proust. Was zum Teufel hatte der in einem Vernehmungsraum zu schaffen?

»Gott sei Dank«, sagte Amber, als hätte sie Verstärkung angefordert und die sei jetzt eingetroffen. War sie eine Verrückte, der es einen Kick gab, sich als Polizistin auszugeben? Je länger er mit ihr redete, desto weniger traute Gibbs ihr. Es fiel ihm nicht schwer, sich vorzustellen, wie sie eine Stange in der Hand hielt und jemandem den Kopf einschlug. Bestimmt würde sie jede Sekunde genießen.

»Ich bin DC Simon Waterhouse. Das ist DI Giles Proust.«

»Ich bin Amber Hewerdine, und ich gehe jetzt, wenn ich nicht mit jemandem reden kann, der nicht er ist.« Sie wies auf Gibbs.

»Und warum das?«, fragte Waterhouse.

»Wir kommen nicht weiter. Er teilt mir nur ununterbrochen mit, dass er mich hasst und alle seine Freunde mich hassen.«

»Das würde er nie tun«, widersprach Waterhouse.

»Er hat die offizielle Polizeiversion benutzt.« Ungefragt begann Amber, ihre Befragung durch Gibbs wiederzugeben. Unglaublich detailliert. Hatte sie ein photographisches Gedächtnis? Gibbs gab Waterhouse mit einem Nicken zu verstehen, dass ihre Schilderung zutreffend war: ein fast exaktes mündliches Protokoll.

»Ich glaube, da hat es ein kleines Missverständnis gegeben«, sagte Waterhouse.

»Nein, hat es nicht!«, fuhr Amber ihn an.
»Ich habe ihm jede Gelegenheit gegeben, einzusehen, dass ...«

»Geben Sie mir Gelegenheit, zu

erklären, was ich meine.« Ein höflicher Befehl. »Wenn Sie bereit wären, noch ein wenig zu bleiben, könnten wir, glaube ich, weiterkommen.« Er bedeutete ihr, sich wieder zu setzen.

Sie blieb stehen und drehte sich zu Proust um. »Und was haben Sie für ein Problem?«

»Würden Sie sich bitte beruhigen?«, sagte Gibbs. »DI Proust hat nichts gesagt oder getan.«

»Abgesehen davon, dass er mich mit seinen radioaktiven Augen anstarrt, als hielte er mich für einen Untermenschen.«

»Das denkt er nicht«, versicherte

Waterhouse. »Er guckt immer so. Wenn ich Mutter Teresa in den Raum schieben würde, würde er sie genauso ansehen.«

Gibbs fragte sich, ob er und Waterhouse wohl wegen dieser Sache ihre Jobs verlieren würden. Waterhouse schien ja ganz erpicht darauf, seinen Job loszuwerden. Entweder das, oder er war psychotisch geworden. Wenn Gibbs durch seine eigene Dämlichkeit rausflog, würde seine Frau Debbie ihn sicher auch rausschmeißen. Ihre Mutter wollte sowieso, dass sie ihn verließ, und normalerweise hörte Debbie auf ihre Mutter. Und er war sich fast sicher, dass es auch das war, was er wollte.

War Mutter Teresa nicht schon vor

Jahren gestorben?

»Kennen Sie das Bewertungssystem an den Universitäten? Bei 100 Prozent hat man die beste Note erreicht?«, wollte Waterhouse von Amber wissen.

Sie nickte.

»Ich habe schon mit sehr vielen Leuten gesprochen – Verdächtigen, Zeugen, Opfern und Tätern. Mit Bürgern und anderen Polizisten. Ich möchte niemanden beleidigen, aber die meisten verfügen nicht über besonders gute kommunikative Fähigkeiten. Sie wären überrascht, wie schlecht die Kommunikationsfähigkeit vieler Leute ist, auch wenn sie über eine hohe

Intelligenz verfügen.«

»Nein, wäre ich nicht.« Amber kehrte zu ihrem Stuhl zurück und setzte sich.

»Sie haben uns gerade einen Bericht über den Verlauf des Gesprächs zwischen Ihnen und DC Gibbs gegeben, und dabei wird eines offensichtlich: Ihre kommunikative Kompetenz ist außerordentlich hoch. Ich würde sie unter den ersten 0,1 Prozent einstufen. Und da Sie selbst außergewöhnlich gut kommunizieren können, glauben Sie daran, dass sich mithilfe von Kommunikation vieles klären lässt. Wenn nur alle an Ihr hohes Niveau heranreichen würden, gäbe es nichts, was sich nicht durch Kommunikation

klären ließe. Richtig?« Waterhouse hockte sich auf die Tischkante, womit er Amber die Sicht auf Gibbs nahm und umgekehrt.

»Das hängt von den Umständen ab«, sagte sie. »Wenn es um Informationsaustausch zwischen zwei Leuten geht, die sich nicht kennen, dann ja. Wenn es um etwas kompliziertes Emotionales geht, ist es manchmal besser, nicht zu effektiv zu kommunizieren, damit man niemanden verletzt. Aber das trifft ja hier nicht zu. Wenn ich dadurch herausfinde, was zum Teufel hier vorgeht, bringe ich DC Gibbs gern aus der Fassung, und ich bin sicher, umgekehrt empfindet er

genauso.«

»Also versuchen wir's auf Ihre Weise«, erklärte Waterhouse.

Er würde doch nicht etwa ...? Doch. Er hatte bereits angefangen. Mit Genuss nahm Gibbs Prousts Gesichtsausdruck zur Kenntnis, als Waterhouse Amber Hewerdine auf den neuesten Stand brachte, als wäre sie eine neue Kollegin bei der Kripo. Das war doch verrückt. Selbst wenn er zweifelsfrei wusste, dass sie mit dem Mord an Katharine Allen nichts zu tun hatte ... Er musste absolutes Vertrauen in ihre Unschuld haben, erkannte Gibbs, sonst würde er das nicht tun. *Vermutlich hat er ganz unerwartet ein Vermögen geerbt, oder*

sein Fluchtauto wartet draußen. Sonst würde er das nicht in Prousts Gegenwart tun.

»Bis heute hatten wir keinerlei Hinweise. Gar nichts«, sagte er gerade zu Amber. »Niemand hat etwas gesehen. Die kriminaltechnischen Untersuchungen haben nichts erbracht. Wir haben in jedem Winkel von Katharines Leben herumgestochert und sind keinen Schritt weitergekommen. Ihre Freunde, Kollegen und Bekannten konnten wir entweder ausschließen, oder es gibt keinerlei Grund zu der Annahme, einer von ihnen könnte ihr etwas antun wollen. Sie war eine ganz normale, gesetzestreue junge Frau, und nichts in ihrem

Privatleben oder in ihrem beruflichen Umfeld deutet auf ein Motiv hin. In einer solchen Lage beginnen Ermittler zu verzweifeln – sie klammern sich an alles, das irgendwie ungewöhnlich erscheint, weil sie nicht zugeben wollen, dass sie mit leeren Händen dastehen. Wir haben uns auf das einzige Detail gestürzt, das eine Frage aufwirft. In Katharines Wohnzimmer haben wir den Abdruck von drei Wörtern auf einem linierten A4-Notizblock gefunden: Lieb – Grausam – Liebgrausam.«

»Einen Abdruck? Also nicht die geschriebenen Worte? Jemand hat es geschrieben und dann den Zettel abgerissen?« Sie war schnell von

Begriff, das musste Gibbs zugeben. Vielleicht sollte sie zur Kripo gehen. Sie konnte seinen Job haben, nachdem Proust ihn gefeuert hatte.

Waterhouse stand auf und wandte sich an Gibbs. »Hast du die Fotos?«, fragte er.

Gibbs fand sie und schob sie über den Tisch.

Amber starrte fast eine Minute lang auf die Fotos und schob sich dabei die Haare hinter die Ohren. Nach ihrem Gesichtsausdruck zu urteilen schien sie diese Bilder beunruhigender zu finden als die Fotos von Katharine Allens eingeschlagenem Schädel. »Ich verstehe nicht«, sagte sie. »Woher wussten Sie ...

hat die Frau, in deren Notizbuch ich geschaut habe, die Polizei gerufen, und Sie haben dann die Verbindung hergestellt?« Etwas blitzte in ihren Augen auf, eine Mischung aus Ungeduld und Überlegenheit. »Sie sollten mit ihr reden.«

Gibbs hörte den stummen Nachsatz, auch wenn sonst niemand ihn hörte: *ihr Deppen*. Genüsslich sagte er: »Sie ist bei der Polizei. Sergeant Charlotte Zailer.«

»Diese Wörter auf verschiedenstes Papier zu schreiben und darauf zu starren ist unser kollektives neues Hobby.« Waterhouse übernahm. »Wir hoffen, dass uns doch noch etwas

einfallen wird. Bislang vergebens. Wir haben sie nicht so schnell hierhergebracht, weil Sie diese Wörter in Sergeant Zailers Notizbuch gesehen haben. Sondern weil Sie sie unmöglich dort gesehen haben können, auch wenn Sie das glauben.«

»Ich habe sie gesehen«, beharrte Amber.
»Als ich in ihr Auto einbrach.«

»Ja, zu dem Zeitpunkt schon. Aber Sie haben Sergeant Zailer gefragt, ob Sie diese Wörter schon früher in ihrem Notizbuch gesehen haben könnten, um fünfzehn Uhr. Richtig?«

Amber nickte.

»Und das konnten Sie nicht«, erklärte Waterhouse. »Wahrscheinlich haben Sie die Worte ›Lieb‹ und ›Grausam‹ gesehen, aber das war auch schon alles, was Sergeant Zailer zu diesem Zeitpunkt geschrieben hatte – dann sind Sie aufgetaucht. Sergeant Zailer sprach kurz mit Ihnen, dann gingen Sie in Ginny Saxons Praxis. Später schlug Sergeant Zailer ihr Notizbuch auf dieser Seite wieder auf und beendete, was sie angefangen hatte. Sie schrieb ›Liebgrausam‹.«

Gibbs erwartete, dass Amber ausrasten würde – dass sie Waterhouse, und damit auch Charlie, der Lüge bezichtigen würde. Er war überrascht, als sie

einfach nickte.

»Ich habe mit Ginny Saxon gesprochen, Amber. Sie hat mir erzählt, Sie hätten diese Worte zu ihr gesagt – ›Lieb – Grausam – Liebgrausam« – und sie dann beschuldigt, sie zuerst ausgesprochen zu haben.«

»Was nicht stimmt«, sagte Amber.

»Es stimmt nicht?«

»Ich denke nicht, nein. Zuerst habe ich das geglaubt, weil diese Wörter mir gar nichts sagten. Ich konnte daher nicht einordnen, wieso ich das hätte sagen sollen. Sie werden das nicht verstehen, oder haben Sie sich auch schon mal

hypnotisieren lassen?« Sie schaute alle der Reihe nach an. Als ihr Blick auf den Schneemann fiel, glaubte Gibbs zu wissen, was sie dachte: Wenn er schon mal hypnotisiert worden war, sollte er wieder hingehen und verlangen, dass der Hypnotiseur die Wirkung rückgängig machte.

»Soll ich vielleicht einfach mal erzählen, was heute Nachmittag passiert ist?«, schlug Amber vor und schloss die Augen. Sie klang müde. »Sie können ja sehen, ob es für Sie mehr Sinn ergibt als für mich. Ich bin wegen meiner Schlaflosigkeit zu Ginny Saxon gegangen. Sie hat dann angefangen ... ich weiß nicht, sie sagte all diesen

Kram, der mich hypnotisieren sollte. Es unterschied sich nicht sonderlich von einem Entspannungs-Mantra, soweit ich das feststellen konnte. Dann forderte sie mich auf, ihr eine Erinnerung zu erzählen, irgendeine. Ich verwarf das Erste, das mir in den Kopf kam, weil ... also, es spielt ja keine Rolle, warum ich das tat, ich verwarf es eben. Mein Gedankengang war ungefähr der folgende: Das Erste, was mir in den Sinn gekommen war, wollte ich nicht sagen, und ich überlegte, ob ich es vielleicht trotzdem sagen oder was ich sonst tun sollte. Und während mir das alles im Kopf herumwirbelte, hörte ich meine Stimme: ›Lieb – Grausam – Liebgrausam‹. Ich dachte: ›He? Wo zum

Teufel kam das denn her? Was soll das bedeuten?« Ginny bat mich, es zu wiederholen, was ich tat, und dann muss ich ... ich nehme an, ich muss mir eingeredet haben, dass sie es zuerst gesagt haben muss, weil ... also, das hatte ich ja schon erklärt. Weil es mir gar nichts sagte.«

»Sprechen Sie weiter«, sagte Waterhouse.

»Ich weiß nicht genau, ob ich hypnotisiert war, aber ich war ... anders als sonst. Irgendetwas Sonderbares war mit mir geschehen. Mein Verstand war irgendwie in sich selbst gefangen und lief auf Hochtouren. Ich hatte jedes Gefühl für Verhältnismäßigkeit verloren.

Ich beschuldigte Ginny, gelogen zu haben, zog wütend ab und stieß mit Sergeant Zailer zusammen. Und als ich sie sah, dachte ich: »O mein Gott«. Mir fiel ihr Notizbuch ein, das ich gesehen hatte, wie sie etwas hineinschrieb, und plötzlich verschwand meine Gewissheit, dass Ginny diese Wörter gesagt haben musste, einfach so, und ich schien ... genau zu wissen, dass ich sie in Sergeant Zailers Notizbuch gesehen hatte. Ich fragte sie danach, sie stritt es ab ...«

»Und dann regelten Sie die Sache ein und für alle Mal, indem Sie sich der Sachen in ihrem Wagen bemächtigten«, bemerkte Proust.

»Ich habe nichts gestohlen«, fuhr Amber ihn an. Ihr Tonfall und die Schnelligkeit, mit der sie sich wieder Waterhouse und Gibbs zuwandte, zeigten deutlich, dass sie den Schneemann eindeutig als die unwichtigste Person im Raum betrachtete. Trotz allem fing Gibbs an, sie zu mögen.

Was nichts daran änderte, dass er sie sich gut als Mörderin vorstellen konnte.

»Das Merkwürdigste habe ich noch gar nicht erzählt.« Amber wirkte beunruhigt. »Als ich mit Sergeant Zailer sprach, vor Ginnys Haus, hatte ich ein höchst sonderbares Gefühl, als ...« Sie unterbrach sich frustriert. »Es ist schwer zu beschreiben.«

»Versuchen Sie es«, drängte Waterhouse.

»Es war, als wäre mein Verstand zweigeteilt und beide Teile wüssten unterschiedliche Dinge.«

Proust stieß einen Seufzer aus, der noch lange im Raum hing.

»Ein Teil von mir wusste genau, dass ich diese Wörter in Sergeant Zailers Notizbuch gesehen hatte. Und das stimmte auch, ich hatte eine klare Erinnerung daran. Aber ein anderer Teil von mir hatte ganz deutlich ein Bild vor Augen ...«

»Von was? Ein Bild von was?«

»Sie kann diese dämliche Frage kaum beantworten, während Sie sie noch stellen, Waterhouse.«

»Von einem Blatt Papier, das von diesem Block abgerissen worden war.«
Amber wies auf die Fotos. »Ein DIN-A4-Block, blau liniert und mit einer rosa Linie als Randbegrenzung – so wie dieser hier. Auf dem Blatt Papier stand ›Lieb – Grausam – Liebgrausam‹, genau wie bei diesem Abdruck, wie eine Liste. Sogar dieselbe Großschreibung. Nur war es kein Abdruck, sondern die Schrift selbst – schwarze Tinte. Ich konnte es ganz klar vor mir sehen. Und ich wusste, es konnte nicht Sergeant

Zailers Notizbuch sein, denn das war viel kleiner, aber gleichzeitig wusste ich, dass ich diese Wörter in ihrem Notizbuch gesehen hatte.« Sie hielt inne. »Ich weiß, das ist widersprüchlich, aber das kann ich nicht ändern. Es gab und gibt Widersprüche in meinem Kopf. Ein Teil von mir glaubt immer noch, dass Ginny Saxon mir die Worte in den Mund gelegt hat.«

Gibbs und Waterhouse wechselten einen Blick.

»Ich habe nie eine der Wohnungen in der alten Getreidebörse betreten. Ich habe Katharine Allen nicht gekannt.« Amber blickte zu Waterhouse auf. »Was hat

›Lieb – Grausam – Liebgrausam‹ zu bedeuten? Wissen Sie es?«

»Keine Ahnung«, räumte er mit zusammengebißenem Zähnen ein. Gibbs wusste, er betrachtete das als Eingeständnis seines Versagens – es war über einen Monat her, und er wusste es immer noch nicht.

»›Lieb‹ und ›Grausam‹ sind ja klar, aber was um alles in der Welt soll ›Liebgrausam‹ bedeuten?«

»Ich glaube, wir hatten schon geklärt, dass keiner von uns weiß, was es bedeutet«, warf Proust ein. »Bevor wir uns weiter mit den dunklen Künsten der Hypnose oder mit einem gespaltenen

Verstand beschäftigen, sollten wir vielleicht erst einmal unsere Hausaufgaben machen. Wo waren Sie am Dienstag, den zweiten November, zwischen 11 und 13 Uhr?«

So beunruhigt Amber inzwischen sein mochte, sie war schnell. Sie blätterte bereits in ihrem Terminkalender. »Ich kann mich nicht erinnern, aber wenn es ein Dienstag war, werde ich im Büro gewesen sein. Ich kann es Ihnen gleich ... Oh.« Sie schlug den Terminkalender zu, als hätte sie etwas Unerfreuliches darin entdeckt.

»Was ist?« Waterhouse hörte die Überraschung und stürzte sich darauf.

»Ich wollte gerade sagen, dass ich Ihnen sofort mitteilen könnte, in welcher Sitzung ich war, aber wie sich herausstellt, war ich gar nicht im Büro.« Sie seufzte. »Ich war bei einer dieser Verkehrserziehungskurse, die ihr Typen so schätzt. Sie wissen schon – jemand überschreitet nachts, wenn niemand auf der Straße ist, ein bisschen die Geschwindigkeitsbeschränkung, und ehe man sich's versieht, muss man einen Tag seines Lebens damit zubringen, einem langweiligen Schwätzer zuzuhören, der dämliche Rätselfragen stellt: Wenn Fahrer A auf der Autobahn am Steuer einschläft, langsamer wird und Fahrer B in ihn reinfährt und stirbt, wer ist dann verantwortlich für den Tod von Fahrer

B?«

»Sie mussten den Kurs nicht besuchen«, sagte Proust. »Sie hätten auch eine Geldbuße zahlen und Punkte sammeln können. Nur eins können Sie nicht: Das Gesetz brechen und damit durchkommen. Tut mir leid, wenn Sie das verärgert. Gibbs, geben Sie ihr einen Stift. Schreiben Sie bitte auf, wo dieser Kurs stattgefunden hat. Wird jemand bestätigen können, dass Sie daran teilgenommen haben?«

»Ja und nein«, sagte Amber. »Wir wurden gebeten, den Führerschein als Identitätsnachweis mitzubringen, es wird also irgendwo festgehalten worden sein, dass ich teilgenommen habe, aber ich

weiß nicht genau, ob sich noch jemand an mich erinnern wird. Ich kann mich an keins der Gesichter mehr erinnern, es ist schließlich schon ziemlich lange her.«

»Und an was erinnern Sie sich?«, fragte Waterhouse.

»Es war furchtbar langweilig. Lauter Arschkriecher, die versprachen, ihr Fahrverhalten ab sofort zu ändern.« Sie bemerkte offenbar, dass er sich mehr erhofft hatte, denn sie fügte hinzu: »Sie wollen, dass ich Ihnen etwas erzähle, das beweist, dass ich wirklich dort war und Katharine Allen nicht getötet habe? Etwas, das im Gedächtnis bleibt?«

Gibbs verfolgte ihren inneren Kampf mit

Interesse. Sie wollte es ihnen nicht erzählen. »Einer der Teilnehmer hieß Ed, ein Mann Ende sechzig. Die Namen der anderen Teilnehmer weiß ich nicht mehr, nur seinen. Der Schaumschläger von Kursleiter wollte wissen, ob einer von uns schon mal in einen Verkehrsunfall verwickelt gewesen war – wir selbst oder jemand, den wir kennen –, und etwa fünf Leute von den zwanzig, die da waren, hoben die Hand. Und der Wichtigtuer wollte Details wissen. Bei den meisten war es nichts Ernsthaftes. Bei Ed schon. Er erzählte uns, seine Tochter sei in den siebziger Jahren bei einem Autounfall ums Leben gekommen – er hatte am Steuer gesessen. Es war furchtbar. Keiner von uns

wusste, was er sagen sollte. Es war, bevor es Anschnallgurte auf dem Rücksitz gab, sagte er – glaube ich, aber das weiß ich nicht mehr so genau. Seine Tochter war jedenfalls nicht angeschnallt. Ed stieß mit einem Auto zusammen, das aus dem Nichts auftauchte, und seine Tochter flog durch die Windschutzscheibe und kam ums Leben. Louise – ja, ich glaube, so hieß sie. Oder Lucy. Nein, ich glaube, es war Louise.«

»Louise oder Lucy«, fasste Proust ungeduldig zusammen. »Wir sollten das hier beenden. DC Gibbs, bitte sorgen Sie dafür, dass die verschiedenen Teile von Ms Hewerdines Kopf samt deren

widerstreitenden Hypothesen nach Hause gefahren werden.«

Gibbs' Nicken war eine Lüge. Er würde nicht dafür sorgen, weil das nicht nötig war. Waterhouse, der vorhergesehen hatte, dass Proust Amber Hewerdine vorzeitig nach Hause schicken würde, weil er nicht derjenige gewesen war, der angeordnet hatte, sie herzubringen, hatte dafür gesorgt, dass Charlie in ihrem Auto auf dem Parkplatz wartete. Sie sollte Amber Hewerdine anbieten, sie mitzunehmen und die Befragung auf informellere Weise fortsetzen. Würde der Schneemann sie nicht entdecken, wenn er das Präsidium verließ, und die richtigen Schlüsse ziehen?

Aber spielte das eine Rolle? Gibbs und Waterhouse würden sowieso den Marschbefehl kriegen.

Als hätte er seine Gedanken gelesen, sagte Proust: »Waterhouse, ich erwarte Sie Donnerstagsmorgen um neun in meinem Büro – morgen bin ich nicht da. Sie erwarte ich um viertel nach neun, Gibbs.«

»Warum nicht jetzt gleich, Sir?« Gibbs wollte es gern hinter sich bringen.

»Jetzt bin ich müde. Am Donnerstag, neun Uhr fünfzehn, nachdem ich um neun mit Waterhouse gesprochen habe. Ist das angekommen, jetzt im zweiten Durchgang? Oder soll ich an Sie beide

bunte Armbänder verteilen, wie es in öffentlichen Schwimmbädern üblich ist?«

Der Schneemann verließ den Raum und knallte die Tür hinter sich zu.

»Von diesem Mann werde ich Alpträume bekommen«, sagte Amber Herwerdine.

Eine mögliche Herangehensweise an ein Rätsel ist, dass man es zu lösen versucht. Gelingt das nicht, kann man versuchen herauszufinden, ob sich nicht ein zweites, leichter lösbares Rätsel hinter dem Geheimnis verbirgt, das man nicht ergründen kann. Das ist häufig so, und es ist unsere Chance.

Alles, was bestrebt ist, unsichtbar zu bleiben, verbirgt sich hinter etwas Sichtbarem. Wir könnten sogar noch weitergehen und sagen, unsichtbare

Dinge verbergen sich hinter ihrer sichtbaren Entsprechung, weil das die effektivste Deckung ist. Ich würde das gerne mit einer absurde Analogie beweisen: Wenn man den Brotkasten zur Seite schiebt, erwartet man vielleicht, auf dem Regalbrett dahinter Brotkrümel zu sehen. Was man nicht erwartet, ist ein zweiter Brotkasten.

Wenn es um schwierige menschliche Situationen geht, ist es also immer klug, nach dem Motiv hinter dem Motiv zu suchen, der Schuld hinter der Schuld, der Lüge hinter der Lüge, dem Geheimnis hinter dem Geheimnis, der Pflicht hinter der

Pflicht – oder was auch immer Ihnen in diesem Zusammenhang einfällt.

Und vergessen Sie nicht: Ein Geheimnis, das nicht zu knacken ist, wie Little Orchard, kann es sich leisten, sichtbar zu sein. Wenn Jo und Neil nicht ihr Schweigen brechen, was unwahrscheinlich scheint, wird niemand je herausfinden, was in jener Nacht geschehen ist. Es lässt sich unmöglich erraten, alle Annahmen erscheinen gleichermaßen unwahrscheinlich – was im gleichen Zug bedeutet, dass alle gleichermaßen plausibel erscheinen. Aber was ist mit einem Rätsel, das

relativ leicht zu lösen wäre, wenn jemand von seiner Existenz wüsste, weil es lediglich eine Hand voll möglicher Antworten gibt? Ein solches Geheimnis ist verwundbarer. Es ist ein bedauernswertes, schutzloses Geschöpf, dessen einzige Hoffnung auf Überleben darin besteht, unbemerkt zu bleiben, bis es allen Betroffenen egal geworden ist.

Die meisten Organismen sind verzweifelt bestrebt, in der Form zu überleben, die sie gegenwärtig haben. Warum sollte das bei Geheimnissen anders sein? Ja – je mehr ich darüber nachdenke, desto

besser gefällt mir die Idee. Kommen wir später wieder darauf zurück.

Ist es ein reines Wunschdenken, anzunehmen, dass das Geheimnis allen Beteiligten irgendwann einmal egal sein wird? Nicht im Mindesten. Wissensdurst hält nicht ewig vor. Er ähnelt eher einem Gummiband – unser Impuls, eine Lösung zu finden, wird gedehnt und gedehnt, bis er plötzlich überdehnt wird, reißt und alle Spannung verliert. Das kann bemerkenswert rasch geschehen, sofern nicht bestimmte Bedingungen gegeben sind: Es steht unglaublich viel auf dem Spiel, es geht um eine Ungerechtigkeit, es hat

Auswirkungen auf unseren Status in den Augen der Welt oder unseren eigenen, ob wir die Lösung finden oder nicht. Oder – und das ist der wahrscheinlich wichtigste Faktor, der dazu beitragen kann, den Impuls aufrechtzuerhalten – wir glauben, dass wir eine Chance haben, es herauszufinden, wir glauben, das Geheimnis irgendwie ergründen zu können.

Ich hoffe, ich habe jetzt genug gesagt, um das Geheimnis hinter dem Geheimnis von Little Orchard in den Fokus zu rücken.

Nein?

Warum ist Amber die Einzige, die Jahre später immer noch besessen davon ist herauszufinden, was Jo und Neil unbedingt verbergen wollen? Warum ist es ihr immer noch so wichtig? Das ist das wahre Geheimnis hinter dem Geheimnis von Little Orchard.

Es ist nicht so, als stünde viel auf dem Spiel: Jo, Neil und ihre beiden Kinder sind unverletzt zurückgekehrt. Es geht allen gut, jedenfalls scheint es so.

Glaubt Amber, dass sie eines Tages die Wahrheit herausfinden wird? Im Gegenteil, der Gedanke, dass sie es

nie herausfinden wird, macht sie wütend. Und das ist ein weiterer entscheidender Punkt: Menschen werden wütend, wenn ihr Status bedroht ist, wenn sie das Gefühl haben, heruntergestuft oder unfair behandelt worden zu sein. Aber wo liegt hier die Ungerechtigkeit?

Glaubt Amber, dass jemand anders es weiß, jemand, der weniger wichtig ist als sie, der es weniger verdient hat, im Besitz der Information zu sein? Oder ist sie aus einem anderen Grund überzeugt, das Recht zu haben, diese sehr private Sache zu erfahren, die Jo ganz offensichtlich für sich behalten

will? Ist sie einfach neugierig und verzogen, achtet sie die Grenzen anderer Leute nicht?

Könnte es sein, dass Jo ihr ein Geheimnis schuldet?

3

DIENSTAG, 30. NOVEMBER 2010

Ich sitze in Sergeant Zailers Auto. Schon wieder. Diesmal hat sie mich dazu aufgefordert. Sie ist gebeten worden, mich nach Hause zu fahren. Warum, begreife ich nicht. Wenn ich die Ermittlungen im Mordfall Katharine Allen leiten würde, hätte ich darauf bestanden, dass wir alle in diesem grässlichen gelben Raum bleiben, bis es Fortschritte gibt.

Wenn nötig, wäre ich die ganze Nacht

aufgeblieben und hätte mir einen Schnelldurchgang durch mein Leben angehört – jeder Ort, an dem ich mich aufgehalten habe, jeder Mensch, dem ich je begegnet bin –, in der Hoffnung, den Augenblick aufzuspüren, in dem ich dieses Blatt Papier gesehen habe.

Lieb – Grausam – Liebgrausam.

Wo auch immer ich es gesehen haben mag, es kann nicht in einem Vakuum geschehen sein. Irgendwo muss ich es ja gesehen haben, also warum ist dieses Irgendwo nicht Teil der Erinnerung? Wenn ich das Bild von diesem linierten Blatt Papier nur irgendwie mit einem Hintergrund verbinden könnte, würde mir sicher alles wieder einfallen. Ich

würde eine Verbindung zwischen diesem Umfeld und einer Person oder mehreren Personen herstellen können.

Ich würde wissen, wer Katharine Allen ermordet hat.

Nein. Würde ich nicht. Selbst wenn das Blatt Papier, das ich irgendwo gesehen habe, dasselbe sein sollte, das von dem Block in ihrer Wohnung abgerissen wurde, gibt es keinen Grund zu der Annahme, dass es irgendwas mit ihrem Tod zu tun hat.

Ich kneife die Augen zusammen und versuche, mir das Bild eines Zettels vor Augen zu rufen, der auf einem Tisch oder einem Schreibtisch liegt, aus einer

Akte herausragt, an den Kühlschrank geheftet oder an eine Wand gepinnt ist. Es hat keinen Zweck, keiner dieser Hintergründe passt – oder vielmehr, keiner passt besser oder schlechter als alle anderen. Das Bild von dem Blatt Papier hängt in völliger Schwärze, es ist gänzlich unverankert.

»Hören Sie auf, es erzwingen zu wollen«, sagt Sergeant Zailer. »Laut Sie-wissen-schon-wem ist es kontraproduktiv, sich erinnern zu wollen. Lassen Sie einfach kommen, was aufsteigen will, und wenn nichts kommt, ist es auch gut.«

»Ginny Saxon? Das hat sie zu Ihnen gesagt?«

»Ja.« Ihr Plauderton kann mich nicht täuschen. Sie wünscht sich, ich wüsste nicht, dass sie zu einer Hypnotherapeutin gegangen ist, weil sie Hilfe braucht, obwohl sie ja weiß, dass ich das ebenfalls getan habe.

»Wenn die Ermittler, mit denen ich gesprochen habe, nicht gelogen haben, bin ich ihre einzige Spur«, sage ich. »Es wäre also kaum *auch gut*, wenn ich es nie herausfinde, nicht wahr? Ich würde den Rest meines Lebens damit zubringen, mich zu fragen, ob ein Mörder, der ins Gefängnis gehört, dank meines beschissenen Gedächtnisses selbstzufrieden herumspaziert.«

Ich warte darauf, dass sie mir versichert, ich sei nicht verantwortlich für das, was geschehen oder nicht geschehen wird, ganz gleich, was es ist, aber sie grinst nur. Ich bin enttäuscht und erleichtert. Wenn es ihr Spaß macht, mir dabei zuzuhören, wie ich mich selbst fertig mache, habe ich noch mehr zu bieten. Ich könnte wochenlang für ihre Unterhaltung sorgen. Manchmal kommt es mir so vor, als würde ich die Hälfte meines Lebens damit zubringen, mit wohlmeinenden Leuten wie Luke oder meinem Team zu diskutieren, die wollen, dass ich nicht so hart zu mir selbst bin. Sie scheinen nicht zu begreifen, dass ich das nicht kann. Denn wenn ich mich selbst entschuldige, wann

immer mir danach ist, was könnte dann meine Einschätzung von anderen Leuten rechtfertigen? Ich kann ja schließlich nicht von jedem gut denken, dem ich begegne. Die meisten Menschen sind nervtötende Idioten. Und es ist doch wohl nur fair, wenn ich mich selbst ebenso hart beurteile, wie ich andere beurteile.

Mir erscheint das plausibel.

»Warum sollte man nicht versuchen, sich zu erinnern?«, frage ich. »Schön, vielleicht klappt es nicht, aber es steigen mehr Dinge an die Oberfläche, wenn man im Wasser herumstochert, als wenn man es sein lässt.«

»Offenbar nicht. Laut Ginny verprellt ein entschlossener Versuch die echten Erinnerungen. Hat was damit zu tun, dass unser Bewusstsein das verscheucht, was wir im Unterbewusstsein gespeichert haben, was all die verdrängten Sachen zwingt, sich noch tiefer zu vergraben.« Sergeant Zailer schaut mich an und wendet dabei den Blick von der Straße ab. »Finden Sie, dass das plausibel klingt?«

Darüber muss ich nicht lange nachdenken. »Nein. Nur wenn man glaubt, dass das Unterbewusstsein so etwas wie eine psychische Strafanstalt ist: ein Speicher mit eingebautem Gremium, das über die Gewährung von

Hafturlaub entscheidet, darüber, was drinnen bleibt und was raus kann. Wenn ein Hirnchirurg Ihr Gehirn aufschneiden würde oder meins, könnte er dann auf das Unbewusste deuten und sagen, da haben wir's ja, zwischen der Hirnanhangsdrüse und der ... Patella?«

»Ich glaube, die Patella ist die Kniescheibe«, sagt Sergeant Zailer so entschuldigend, als könnte mich das kränken.

»Existiert das Unbewusste wirklich? Gibt es vergrabene Erinnerungen, von denen niemand weiß, dass sie existieren, wie mottenzerfressene Kleider ganz hinten im Kleiderschrank?«
Wahrscheinlich sollte ich aufhören, sie

zuzutexten, wenn ich will, dass sie mich bis zur Haustür bringt. Ach, scheiß drauf. »Sagen wir, mir fällt morgen wieder ein, wo ich dieses Blatt Papier gesehen habe. Erinnern ist ein geistiger Prozess, der neue Gedanken entstehen lässt, Gedanken über Erfahrungen, die wir früher gemacht haben. Das ist nicht dasselbe wie die Annahme, meine Erinnerung an das Blatt Papier mit diesen Wörtern darauf sei jetzt in diesem Moment in mir gespeichert, abgelegt in einem Behälter, genannt ›das Unbewusste‹, den ich zwar nicht öffnen kann, in dem die Erinnerung aber darauf wartet, herausgezogen zu werden.«

Sergeant Zailer lächelt wieder. »Macht

es Ihnen etwas aus, wenn ich rauche?«, fragt sie und öffnet das Fenster.

Ich schüttele den Kopf.

Sie zündet sich eine Zigarette an und bläst den Rauch in die Nacht hinaus.

»Wie kalt ist es?«, fragt sie.

»Was?«

»Draußen, hier drin. Ist es kalt? Ist es warm? Hatte es irgendwelche Auswirkungen auf die Temperatur im Auto, dass ich das Fenster geöffnet habe?«

Ich weiß nicht, was sie meint. Dann wird mir klar, dass sie genau das meinen

muss, was sie sagt. Es gibt keine andere Bedeutung, die ihre Worte haben könnten.

»Ich weiß nicht«, sage ich, kurz bevor ich erkenne, dass das Fenster nicht nur einen Spalt weit geöffnet ist, sie hat die Scheibe ganz heruntergelassen. Das Auto ist sowieso total verqualmt, die Mühe hätte sie sich sparen können. Mein Körper wählt diesen Moment, um mich daran zu erinnern, dass es ihn gibt, indem er zu zittern beginnt.

Sinneseindrücke überwältigen mich, alle sind sie unerfreulich. Ich bin am Verhungern. Meine Glieder, Finger, Zehen und Augen tun mir weh. Ich bin erschöpft, noch mehr als sonst. Ich fühle

mich, als hätte jemand mein Gehirn in den Körper einer Siebzigjährigen verpflanzt.

Was sieht Sergeant Zailer, wenn sie mich ansieht? Eine ausgekratzte leere Hülle? Ich habe keine Ahnung, ob ich besser oder schlimmer aussehe, als ich mich fühle.

Wir sind auf der Rawndesley Road und fahren aus Spilling heraus, und alle Menschen, an denen wir vorbeikommen, scheinen damit anzugeben, dass ihnen wärmer ist als mir: Radfahrer in Fleece-Jacken, gut eingepackte Fußgänger. Sogar im Dunkeln kann ich erkennen, dass sie rosige Bäckchen haben und Mützen, Schals und fellgefütterte Stiefel

tragen. »Könnten Sie das Fenster schließen?«, frage ich, als mir die durchdringende Kälte direkt in die Knochen fährt.

Sergeant Zailer drückt auf einen Knopf, und die Scheibe fährt hoch. »Ich habe mich gefragt, wie lange es wohl dauern würde, bis Sie merken, wie eiskalt Ihnen ist«, sagt sie. »Ich habe eine Theorie. Ich kenne Sie ja erst seit heute Nachmittag, aber Sie kommen mir vor wie ein obsessiver Mensch. Eine Grüblerin.« Als sie sieht, dass ich widersprechen will, fügt sie hinzu: »Ich bin mit einem Mann verheiratet, der genauso ist wie Sie. Genauer gesagt, ich bin mit Simon Waterhouse verheiratet.«

»Gute Wahl«, sage ich automatisch. Ich bemerke den logischen Fehler zu spät, um die Bemerkung zurücknehmen zu können. »Tut mir leid«, murmele ich. »Wie blöd von mir.«

»Entschuldigen Sie sich nicht. Blöd oder nicht, ich hab es gerne gehört.«

Was glaubt sie denn, was ich meine? Dass ich ihn attraktiv finde? Das tue ich nicht, aber es würde nichts bringen, das zu sagen, und wahrscheinlich würde es sie verletzen. Ich meinte nur, dass Waterhouse ansprechender wirkte als Gibbs oder dieser schaurige Giftzwerg Proust. Eine Sekunde lang hatte ich vergessen, dass Sergeant Zailer bei der Wahl ihres Ehepartners wohl kaum auf

die drei Kripo-Leute beschränkt war, denen ich heute begegnet bin.

Luke findet, dass ich mal mit unserer Hausärztin über eine Beeinträchtigung meiner Hirnfunktionen reden sollte, obwohl er es nie so bezeichnet, um mich nicht zu verletzen. Manchmal kann er sich richtig in Rage reden. »Bitte sie doch einfach, dich für zwölf Stunden in ein künstliches Koma zu versetzen, damit deine Synapsen oder was auch immer Gelegenheit zu einem Neustart haben«, sagt er dann. Ich weiß nie genau, ob er Witze macht. Ein Koma kann nicht dasselbe sein wie Schlaf, was den Erholungswert angeht – obwohl ich einräumen muss, dass es ziemlich

verlockend klingt. Vielleicht sollte ich mich unter einen Lastwagen werfen.

Es kann nicht viele Leute geben, für die es eine ansprechende Vorstellung ist, im Koma zu liegen. Ich wünschte, die Tatsache, etwas Besonderes zu sein, könnte mich stolz machen.

»Amber.« Sergeant Zailer schnippt mit den Fingern. Da sie in der anderen Hand die Zigarette hält, liegt ganz kurz keine ihrer Hände auf dem Lenkrad. Ich versuche, nicht an Eds Tochter Louise zu denken, die durch die Windschutzscheibe geflogen ist. Ich wünschte, ich hätte die Geschichte für mich behalten. Ich habe kein Recht, sie zu kennen, und ich hätte sie nicht

wiederholen dürfen.

Vielleicht ist meine Schlaflosigkeit eine Strafe. Meine Strafe für alles.

»Amber! Sie sind schon wieder in Ihre eigene kleine Welt abgedriftet. Simon macht das ständig. Ihm wäre auch nicht aufgefallen, dass das Fenster sperrangelweit offen stand und das Wageninnere sich in Sibirien verwandelt hatte. Er lebt in seinem Kopf und nimmt die Welt um sich herum kaum wahr. Ich frage mich manchmal ...«

Ich warte darauf, dass sie fortfährt. Soll ich erraten, was sie meint?

»Sind Sie ein nostalgischer Mensch?«,

fragt sie schließlich.

Eine bizarre Frage an einem bizarren Tag. »Ist das nicht jeder? Ich denke nicht oft an früher, wenn es das war, was Sie meinten.« Das würde mich viel zu sehr mitnehmen.

Der Tag, an dem ich Luke kennenlernte. Der Witz, den er machte und mit dem es ernst wurde, als ich sagte, ich hielte es für eine brillante Idee. Luke hätte am liebsten gekniffen, aber ich stachelte ihn an.

Ein gutes Geheimnis. Bevor ich das schlechte Geheimnis geschehen ließ.

»Erzählen Sie es mir«, sagt Sergeant

Zailer. Woher weiß sie, dass es etwas zu erzählen gibt?

»Ich dachte gerade daran, wie ich meinen Mann kennengelernt habe.«

»Ich mag Wie-ich-meinen-Mann-kennengelernt-habe-Geschichten«, sagt sie ermutigend. Sie drückt ihre Zigarette im Ascher aus und zündet sich eine neue an. Ich werde stinken, wenn wir bei mir zu Hause ankommen.

»Luke ist Steinmetz. Er arbeitete an einem Reihenhauses in Rawndesley, er setzte ein neues Erkerfenster ein. Ich hatte die Erdgeschosswohnung des Nachbarhauses gemietet. Eines Tages, ich wollte gerade zur Arbeit gehen,

bekam ich einen lautstarken Streit zwischen Luke und meiner Nachbarin mit, seiner Auftraggeberin. Sie kreischte herum, war vollkommen hysterisch. Er versuchte, sie zu beruhigen.« Gutes Training für eine Ehe mit mir. »Ich konnte nicht verstehen, um was es ging. Sie schrie ständig, ich kann Ihnen kein grünes Licht geben, wenn ich nicht weiß, was genau Sie da machen wollen, Sie müssen sich klarer ausdrücken.« Wie hieß sie noch gleich? Ich habe es vergessen. Ob Luke sich noch daran erinnert? Bei uns heißt sie »der dressierte Affe«. *Wenn ich wollte, dass jemand ohne jede Kreativität oder Initiative an meinem Haus arbeitet, hätte ich einen dressierten Affen*

angeheuert. Das war ihr bester Spruch, und er blieb uns im Gedächtnis.

»Luke versuchte, es ihr so klar und deutlich zu erklären, wie er konnte. Ich jedenfalls hatte verstanden, worum es ging, als ich meine Haustür abgeschlossen hatte, aber die Frau war ein echter Kretin. Schließlich zeterte sie, sie habe jetzt keine Zeit, darüber zu reden, sie würde später mit ihm sprechen. Sie stürmte davon, leise vor sich hin fluchend, und Luke und ich blieben zurück und sahen einander an. Luke ...« Mit einem Lächeln breche ich ab. Jetzt kommt der Teil der Geschichte, den ich am liebsten mag. »Luke schaute mich an und setzte seine

leidenschaftliche Rechtfertigungsrede fort, dabei holte er kaum Luft. Er stellte sich nicht vor, er fragte nicht, wer ich sei. Es war ihm egal, dass ich mit der ganzen Sache überhaupt nichts zu tun hatte. Es war, als würde er sich denken, gut, die eine Frau ist wutentbrannt davongestürmt, also werde ich meine Sache dieser anderen Frau vortragen. Er war vollkommen im Recht. Er hatte ein neues Erkerfenster für sie gemacht, und bevor er es einbaute, wollte er wissen, ob sie irgendwelche Inschriften darauf haben wollte. Manche Leute wünschen das. Meistens wollen sie dasselbe, was in den alten, kaputten Stein gehauen war. Manchmal, wenn es keine dekorativen Elemente auf dem alten Fenster gab,

wollen die Besitzer auf dem neuen Fenster Inschriften haben, damit es eindrucksvoller aussieht, und manchmal wollen sie ihre Initialen in den Stein meißeln lassen.«

»Ihre Initialen?!« Sergeant Zailer schien entsetzt. »Auf einem Erkerfenster aus Stein?«

»Es gibt nichts, das es nicht gibt«, versichere ich ihr. »Einmal wurde Luke aufgefordert, Zeilen aus einem Beatles-Song in die Fensterbänke eines denkmalgeschützten Hauses zu meißeln, eine Zeile für jede Fensterbank. Er hat sich geweigert.«

»Manche Leute haben wirklich einen

Hau«, murmelt Sergeant Zailer.

»Jedenfalls, diese furchtbare Frau wollte keine Inschriften auf ihrem neuen Fenster, aber sie hatte Luke falsch verstanden und dachte, er versuchte, sie dazu zu überreden. Sie wollte von ihm wissen, an was genau er denn gedacht habe, und da er an gar nichts gedacht hatte, was ja auch nicht seine Aufgabe war ...« Ich schließe die Augen. »Sie verstehen, was ich meine.«

»Ich hoffe, Sie haben ihm an ihrer Stelle vergeben.«

»Ich erklärte ihm, sie sei eine böse Hexe, die einen Denkkzettel dringend gebrauchen könnte. Ihr neues Fenster

wurde mit einer Inschrift eingebaut, von der sie nichts weiß. Sie befindet sich auf der Unterseite des Fenstersimses. Sie wird es nie zu Gesicht bekommen, es sei denn, sie legt sich unter dem Fenster flach auf den Boden und schaut hoch.«

Es überrascht mich, wie sehr meine Pointe Sergeant Zailer zu gefallen scheint. Obwohl ich gar nicht auf einer Bühne stehe, habe ich das merkwürdige Gefühl, mein Publikum gewonnen zu haben. »Und was steht da?«, fragt sie.

»»Dieses Haus gehört einer ...« es folgt ein sehr unschönes Wort. Das allerunschönste. Die Buchstaben sind winzig.«

Sie lacht. »Wunderbar.«

»Wir haben es nach dem Vorbild eines Exlibris gestaltet«, füge ich hinzu, ich kann einfach nicht widerstehen. »Sie wissen schon: ›Dieses Buch gehört ...‹ Die Dinger, die man als Kind in seine Bücher klebt.«

»Das würde ich wahnsinnig gern mal sehen. Es würde mir nichts ausmachen, mich flach auf den Rücken unter ein Fenster zu legen. Ich habe schon merkwürdigere Dinge getan. Wie lautet die Adresse?«

Ist das ihr Ernst? Sie ist zu scharf darauf, das stößt mich ab. Ich habe ihr die Geschichte gegeben, die sie haben

wollte – jetzt bin ich an der Reihe. Am besten sofort, solange ich so große Beliebtheit genieße. »Ich würde mir gern die Akte ansehen, alles, was Sie zum Mordfall Katharine Allen haben.«

Als Sergeant Zailer lacht, klingt es völlig anders als eben.

»Könnten Sie sie mir kopieren? Ich zeige sie auch niemandem. Nicht einmal Luke.«

»Das ist Ihr Ernst, oder?« Sie schüttelt den Kopf. »Exlibris: Dieser Plan gehört einer hochgradig unrealistischen Person.«

»Ich weiß, dass Sie es nicht offiziell tun

können. Aber könnten Sie es ganz inoffiziell machen?«

»Warum sollte ich den Wunsch verspüren, vertrauliche Akten für Sie zu kopieren?«

»Ich muss mehr über Katharine Allen wissen. Wenn es tatsächlich irgendeine Verbindung zwischen uns gibt, entdecke ich vielleicht etwas: der Name einer Freundin, irgendetwas, das sich überschneidet mit ...«

»Bedaure«, unterbricht Sergeant Zailer mich. Sie klingt müde. Ich habe sie mit meiner Erschöpfung angesteckt.

»Schauen Sie, es ist schön, dass Sie helfen wollen, aber ... es ist nicht Ihre

Aufgabe, die Verbindung zu finden, wenn es denn eine gibt. Sondern die von Simon und seinen Kollegen. Ich bin sicher, er wird Ihnen bald mit Fragen über jedes mikroskopisch kleine Detail Ihres Lebens auf die Nerven gehen, um es mit dem abzugleichen, was sie über Katharine Allen wissen, aber ...«

»Verstehe.« Ich stelle den Charme ab, obwohl zweifellos Ansichtssache ist, ob ich vorher charmant war. »Ich stehe nicht auf einer Stufe mit Ihnen. Ich soll alles erzählen, aber nichts fragen.«

»Richtig«, fährt Sergeant Zailer mich an. »Sie sind nicht bei der Polizei, es gibt da dieses unbequeme Ding, das sich Datenschutzgesetz nennt, und das alles

ist sowieso ausschließlich mein Fehler.«
Sie seufzt.

Ich vermissе die gute Laune, die sie eben noch hatte. »Sie sagten, Sie hätten eine Theorie«, erinnere ich sie. Ist Sergeant Zailer zu dem Schluss gekommen, dass es zu riskant ist, mit mir zu reden? Dass ich der Typ Mensch bin, zu dem man am besten gar nichts sagt, weil er sonst alles fordern könnte? Damit hätte sie recht: Ich bin dieser Typ Mensch. Es ist mir egal, wessen Aufgabe es ist, die Verbindung zwischen mir und Katharine Allen zu finden. Wie informativ und kooperativ ich mich auch zeige, wenn die Polizei mich befragt, ich werde immer mehr über mein Leben und

meine Lebensgeschichte wissen als Simon Waterhouse. Ich muss die Namen aller Personen sehen, die befragt wurden, jede Notiz, die gemacht wurde, jedes Foto – all das, was sie mir nicht zeigen können, für den Fall, dass mein Alibi sich als Lüge erweist und ich Katharine Allen getötet habe.

Wenn ich Ermittler wäre und wirklich Antworten wollte, würde ich das Risiko eingehen.

»Simon ist Nostalgiker«, sagt Sergeant Zailer. »Er lebt nie im Augenblick. Er ist in Gedanken immer irgendwo anders – an einem anderen Ort, in einer anderen Zeit. Bei einer Theorie über den Fall, den er gerade bearbeitet, dann kann er

Raum und Zeit völlig vergessen. Das Hier und Jetzt ist ihm scheißegal. Er ist bereit, den gegenwärtigen Moment für alle, die sich darin befinden, zu einem schrecklichen Moment zu machen, um die Vergangenheit in der Zukunft zu verstehen. Ich dachte nur, wenn *er* diese Worte auf einem Blatt Papier gesehen hätte und sich nicht an den Zusammenhang erinnern könnte, dann wahrscheinlich deshalb, weil er zu dem Zeitpunkt in seiner eigenen kleinen Welt eingeschlossen war.« Sie schaut mich an. »Vielleicht war es bei Ihnen ja genauso. Vielleicht kreisten Ihre Gedanken gerade obsessiv um irgendwas anderes, als Sie diese Worte sahen, und Sie können sich nicht an den

Rest der Szene erinnern, weil Sie nur mit dem Körper anwesend waren.«

Etwas blitzt in meinem Kopf auf und verschwindet wieder. Den Bruchteil einer Sekunde später sind keine Spuren mehr übrig, abgesehen von einem vagen Gefühl von Bewegung, das rasch von Stille verschluckt wird. Was war das, die erste Phase des Erinnerns oder gar nichts? Wahrscheinlich nichts von Bedeutung, entscheide ich. Es ist naiv anzunehmen, eine Erinnerung würde sich phasenweise entblößen wie eine Stripperin.

Worum kreisen meine Gedanken obsessiv? Um Sharons Tod. Was aus Dinah und Nonie werden soll. Little

Orchard. Um Schlaf. Um das, was ich Luke erzählen muss und nicht kann.

Habe ich über eins dieser Dinge nachgegrübelt, als ich ein Blatt Papier sah, auf dem Lieb – Grausam – Liebgrausam stand? Wenn ja, trägt das kaum dazu bei, die Sache einzugrenzen.

»Ginny hat eine interessante Bemerkung über nostalgische Gefühle gemacht«, sagt Sergeant Zailer. Wir sind fast in Rawndesley angelangt. Hier wird mehr gehupt als in Spilling, die Autofahrer sind ungeduldiger. Es riecht auch anders, besonders hier auf dieser Seite der Stadt, wo die reinen Zweckbauten stehen, nach Auspuffgasen und Imbissen.

»Sie sagt, Leute, die zu Nostalgie neigen, sehnen sich mit gutem Grund nach der Vergangenheit – sie haben sie verpasst, als sie die Gegenwart war, weil sie nicht ganz da waren. Sie berauben sich der ›Jetzt‹-Erfahrungen, die ihnen von Rechts wegen zustehen. Und dann fühlen sie sich betrogen und versuchen, wieder einzufangen, was ihnen entgangen ist, wobei ihnen erneut der gegenwärtige Moment entgeht. Es ist ein Teufelskreis.«

»Zu einfach, zu formelhaft«, entgegne ich wegwerfend. »Muss ausgedacht sein, genau wie der Kram mit dem Bewussten und dem Unbewussten. Hatte sie noch mehr eindrucksvolle Theorien zu

bieten?«

Sergeant Zailer lächelt. »Ein paar.« Sie zieht noch eine Marlboro Light aus dem Päckchen und zündet sie an.

»Sie haben also nicht die ganze Sitzung damit zugebracht, über mich zu reden – die sonderbare Frau, die in Ihrem Auto saß.«

»Ich will Sie ja nicht kränken, aber bei siebzig Pfund die Stunde ...«

»Warum sind Sie zu ihr gegangen?«

»Ich will das Rauchen aufgeben.«

Sergeant Zailer tut so, als entdecke sie schockiert eine Zigarette zwischen ihren

Fingern. »Mist!«, ruft sie. »Es hat nicht geklappt, ich muss nächste Woche wieder hin. Nein, um fair zu sein, sie hat sich abgesichert und uns beiden einen Ausweg offengelassen. Ich sei noch nicht bereit, mit dem Rauchen aufzuhören, hat sie mir erklärt. Ich habe ihre offizielle Erlaubnis, mir eine anzustecken, wann immer mir danach ist.« Sie klingt erfreut. »Bevor sie mir die Hypno-Suggestion verabreichen kann, die den Schmacher zum Verschwinden bringen wird, brauche ich mindestens zwölf Sitzungen Hypno-Analyse.«

»Das sind achthundertvierzig Pfund«, bemerke ich. »Das ›mindestens‹ klingt auch ziemlich teuer.« Ginny ist die

Kriminelle, auf die Sergeant Zailer heute Nachmittag ein Auge hätte haben sollen, nicht ich.

»Offenbar rauche ich nicht, weil ich es genieße, wie ich immer gedacht habe.«

»Todeswunsch?«, rate ich.

»Kompensation. Ginny sagt, dass irgendwas schwer auf der negativen Seite wiegt. Deshalb muss ich mir ständig etwas Gutes gönnen. Die Kippen sind das, was ich mir gönne, und solange sie ihre Aufgabe erfüllen und ein Ersatz für das sind, was mir fehlt, werde ich weiterräumen. Warum sollte ich auch nicht? Ich werde doch nicht etwas aufgeben, was ich gern tue, wenn ich im

Gegenzug nichts bekomme. Das wäre irrational.«

»Wie wäre es mit dem Vorzug, nicht jung zu sterben?«, frage ich.

Sie schüttelt den Kopf. »Zu abstrakt, sagt Ginny. Die Vermeidung künftiger Krankheiten ist kein konkreter Vorteil, den ich in die Waagschale werfen kann, also hat es keine Wirkung. Wollen Sie wissen, warum ich Ihnen das alles erzähle?«

Ich war gar nicht auf die Idee gekommen, mir diese Frage zu stellen. Warum muss Offenheit immer gerechtfertigt werden, während es als Standard gilt, fast als höflich, alles, was

wichtig ist, für sich zu behalten? Ich bin die Ausnahme, ich bin überall von Leuten umgeben, die ihre Tage damit zubringen, so wenig wie möglich zu sagen. Leute wie Jo.

Ich will die Wahrheit wissen, und ich will in der Lage sein können, die Wahrheit zu sagen.

»Ginny sagt, ich darf nicht über unsere Sitzungen reden, ja sogar zwischendurch nicht mal daran denken«, erklärt Sergeant Zailer. »Ich rebelliere gegen diese Vorschrift. Ich hasse es, das zu tun, was mir gesagt wird. Zusammen mit dem kompensatorischen Rauchen ergibt das das Bild eines Menschen, dessen Bedürfnisse in der Kindheit nicht

befriedigt wurden.« Sie lacht. »Ich stimme Ihnen zu – es ist wahrscheinlich alles Unsinn. Man zockt uns beide ab, ohne dass wir dadurch glücklicher oder gesünder würden. Warum sind Sie zur Hypnose gegangen, wenn das keine allzu persönliche Frage ist?«

»Schlaflosigkeit.«

Sie nickt. »Weil Sie irgendeine schmerzliche Erinnerung verdrängen«, verkündet sie mit überernster Stimme, wobei sie Ginnys Stimme imitiert.

»Nein, tue ich nicht. Glauben Sie mir, meine schmerzlichen Erinnerungen sind wirklich sehr extrovertierte Gesellen. Es ist die nächste Straße rechts.«

»Ah, aber was ist mit dem, was Ihnen ein schlechtes Gewissen macht, den Erinnerungen, bei denen Sie sich vor Scham winden, wann immer Sie daran denken?« Sie hört sich angesichts des Themas irritierend fröhlich an. Hat Ginny sie davon überzeugt, dass Leiden Spaß macht?

»Immer noch keine Verdrängung«, sage ich. »Alle meine schuldbeladenen Erinnerungen melden sich täglich zur Stelle. Halten Sie hier einfach irgendwo. Das ist mein Haus – das da, das erleuchtet ist wie ein Kürbis an Halloween.« Nonie fürchtet sich vor der Dunkelheit und behauptet, das Haus hätte ebenfalls Angst davor. Sie schläft mit

eingeschalteter Schreibtischlampe und kann an keinem Zimmer vorbeigehen, in dem kein Licht brennt, ohne »das Licht anzuknipfen, um das Zimmer aufzuheitern«.

Ich überlege, ob Dinah noch auf ist. Keins der beiden Mädchen hat eine feste Zubettgehzeit. Nonie will immer zwischen halb acht und acht schlafen gehen. Dinah geht manchmal um acht ins Bett, manchmal hält sie aber auch gegen zehn noch Hof.

»Also«, sagt Sergeant Zailer, als sie am Straßenrand hält. »Weswegen fühlen Sie sich schuldig?«

Aber natürlich. Blöd von mir zu glauben,

dass wir uns einfach nur unterhalten haben. Für Sergeant Zailer bin ich ein Objekt, und sie hat den Auftrag, es zu vernehmen, nichts weiter.

Ich soll alles sagen und darf nichts fragen.

»Wegen gar nichts«, entgegne ich und steige aus. »An allem Schlimmen, was mir je zugestoßen ist, waren andere schuld.«

*

Luke steht im Flur, als ich hereinkomme. Er muss das Auto gehört haben. Er lacht über meinen Anblick, als ich den Mantel

ablege und ihn an einen Haken hänge. Ich bin im Zusammenhang mit einem Mordfall von der Polizei vernommen worden, und er lacht. Kann denn gar nichts diesen Mann beunruhigen? »Du siehst aus, als könntest du ein Glas Wein vertragen«, sagt er.

»Ein Glas?« Warum nicht gleich einen Fingerhut? »Füll den größten Kochtopf, den wir besitzen, mit Sauvignon Blanc und reich mir einen Strohhalm.« Ich entferne eine zweite Kleidungsschicht: meinen Pullover. Zu den Dingen, die ich an diesem Haus liebe, gehört, dass es hier immer warm ist, obwohl es so aussieht, als würde es eher kalt sein. Dabei gefällt mir die Gemütlichkeit

genauso gut wie die Nichterfüllung der Erwartung.

»So schlimm?«, fragt Luke.

»Schlimmer. Ich fall in Ohnmacht, wenn ich nicht gleich was zu essen kriege.«

»Es ist noch jede Menge Chili da. Ich wärm dir was auf.« Er geht in die Küche und fängt an, energisch herumzuwirtschaften. Ich folge ihm und hoffe, es bis zum nächsten Stuhl zu schaffen, damit ich am Küchentisch zusammensinken kann. »Sind die Kinder schon im Bett?«

»Ja. Dinah ist um halb sieben auf dem Sofa eingeschlafen. Ich musste sie nach

oben tragen.«

Ich hebe ungläubig die Augenbrauen, was mich mehr Anstrengung kostet, als es sollte. Die Hitze der Warmhalteplatte, die Luke im Winter gern anlässt, um einen Holzofenherd-ähnlichen Effekt zu erzielen, macht mich schläfrig, als wären meine Glieder zu schwer, um auch nur den kleinen Finger zu bewegen.

»Dinah hat einen stressigen Tag hinter sich. Ich habe den Befehl, dir alles zu erzählen.« Er reicht mir einen extragroßen Keramikbecher mit Weißwein: ein Kompromiss.

»Was ist passiert?«, frage ich, nicht weil ich begierig darauf wäre, mich in die

Details von Dinahs neuester Auseinandersetzung mit Mrs Truscott zu vertiefen, sondern weil es nur zwei andere Dinge gibt, über die wir heute Abend wahrscheinlich sprechen würden, und beiden kann ich mich im Moment nicht stellen: meine Entführung durch die Polizei und das geöffnete Schreiben vom Jugendamt, das vor mir auf dem Tisch liegt. Es liegt dort nicht zufällig. Das ist Lukes Art, mir mitzuteilen, dass wir über unser Antithema Nummer eins reden müssen. Ich war nicht hier, als er den Brief geöffnet hat, aber ich kann mir genau vorstellen, wie er furchtlos den Umschlag aufreißt.

Wenn ich die Tapfere wäre und er der

Feigling, würde ich ihn zwingen, sich der Sache zu stellen? Würde ich ihm den Brief laut vorlesen, wenn er nicht gewillt wäre, ihn selbst zu lesen?

»Wusstest du, dass Dinah ein Stück geschrieben hat?«, fragt er und rührt das Chili um.

»Nein.« *Es ist zu ermüdend, Dinge zu wissen.* Der Gedanke ist so untypisch für mich, dass ich ganz erschrocken bin. Ich brauche etwas zu essen. »Das Chili ist jetzt bestimmt warm genug, wenn es seit heute Nachmittag auf der Warmhalteplatte steht«, sage ich zu Luke. »Wie auch immer, ich will es jetzt.«

»Es heißt *Hektor und seine zehn Schwestern*. Es geht um einen achtjährigen Jungen, dessen Mutter ihn zwingt, Rosa zu tragen. Es strengt sie so sehr an, sich um ihre elf Kinder zu kümmern, dass sie es nicht schafft, für jedes Kind andere Anziehsachen zu kaufen oder getrennte Kleidung für die Schule und für die Freizeit – zu viel Arbeit. Also beschließt sie, alle in eine Einheitskluft zu packen, eine Art Uniform, und da zehn ihrer elf Kinder Mädchen sind, die auf Pink stehen, denkt sich die Mutter, dass es doch praktisch ist, wenn die Uniform rosa ist.« Luke hat mir den Rücken zugewandt, aber ich kann hören, dass er lächelt. »Hektor hat keine Wahl, er muss mitmachen, und

bald will keiner seiner Kumpels mehr mit ihm spielen ...«

»Was hat das mit Mrs Truscott zu tun?«, unterbreche ich ihn. Ein andermal würde ich gern alles über Hektor und seine Schwestern erfahren. Aber nicht jetzt.

Luke knallt mir eine Schale Chili hin und reicht mir eine Gabel. Ich weiche dem heißen Dampf aus, der daraus aufsteigt, und es gelingt mir, nicht zu fragen, ob noch genug für eine zweite oder dritte Portion da sei. Er würde nur sagen, iss erst mal diese Portion auf, dann sehen wir weiter. Gelegentlich erinnert er mich daran, dass wir in einem Industrieland leben und nur etwa fünfzig Schritt von einem China-Imbiss, einem

indischen Restaurant, einem kleinen Supermarkt und einem Hofladen entfernt sind. Es ist unwahrscheinlich, dass ich Opfer einer Nahrungsmittelknappheit werde.

»Dinah hat das Stück Miss Emerson gezeigt, und die meinte, es sei das Beste, was ein Kind ihres Alters je auf dieser Schule geschrieben habe.«

Unwillkürlich muss ich lächeln. Dinah neigt dazu, jedes Kompliment aufzubauschen, das ihr gemacht wird. Zac, ein Freund von Luke, der mit ihm gedient hat, sagte einmal zu ihr, ihr Haar sähe gut aus, und sie fand nichts dabei, zu erzählen: »Er hat die ganze Welt

bereist und nirgends, in keinem Land, jemanden gesehen, der so schönes Haar hat wie ich.«

»Miss Emerson hat vorgeschlagen, das Stück in der Schule aufzuführen. Sie fragte Dinah, ob sie etwas dagegen habe, wenn sie das Stück Mrs Truscott zeigt ...«

»O Gott«, murmele ich mit vollem Mund. Das ist mein Lieblingsessen: Voller höllisch scharfer roter Chilischoten, die Luke hineingetan haben wird, nachdem er und die Mädchen gegessen hatten. Ich bin Masochistin. Ich liebe Gerichte, die mich weinen und schwitzen lassen.

»Mrs Truscott fand das Stück nicht angemessen. Warum?« Er schenkt neuen Wein in meinen Becher. »Weil es keinen Grund dafür geben würde, dass Jungs kein Rosa tragen sollten, und wir dürften die Geschlechterstereotype nicht verstärken oder den Eindruck erwecken, es wäre etwas Furchtbares, Schwestern zu haben.«

Ich stöhne. Ist es egoistisch, mir zu wünschen, dass in der Schule immer alles glattlaufen sollte, sodass ich mich gedanklich nicht damit beschäftigen und nichts unternehmen muss? Wenn ich Nonie und Dinah vom Bus abhole und sie frage, wie es heute in der Schule war, würde ich verzweifelt gern die

Antwort hören: »Gut, wir hatten großen Spaß und haben viel gelernt, und ansonsten ist nichts Erwähnenswertes vorgefallen.«

»Wann ist das alles passiert? Warum hat Dinah nichts gesagt?«

»Sie wollte allein damit klarkommen, und das ist ihr auch gelungen. Auf bewundernswerte oder unaufrichtige Weise oder beides, je nachdem, wie man es sieht. Sie stimmte Mrs Truscott vollkommen zu und erklärte, klar spräche nichts dagegen, dass Jungs Rosa tragen, genau das habe sie ja mit ihrem Stück ausdrücken wollen: Wenn Hektors Freunde ihn nicht gehänselt hätten, hätte er nicht zu solch drastischen Maßnahmen

greifen müssen, und die zehn Schwestern hätten kein tragisches Ende gefunden. Sie ziehen Hektor gnadenlos damit auf, dass er Rosa tragen muss, und werden furchtbar dafür bestraft. Mrs Truscott fiel darauf herein und gab die Erlaubnis, dass Dinahs Stück Weihnachten aufgeführt werden könne, vorausgesetzt, dass der Unterricht nicht darunter leiden würde. Dinah ließ interessierte Mitspieler vorsprechen und setzte sogar ein Besetzungskomitee ein, damit alle Entscheidungen fair getroffen wurden. Ich glaube, das war Nonies Idee. Jedenfalls war sie Mitglied des Komitees. Miss Emerson half bei dem praktischen Kleinkram, es gab Textbücher, in denen die jeweilige

Rolle unterstrichen war ...«

»Unglaublich, dass Dinah nichts gesagt hat.«

»Sie wollte uns erst zur Premiere ihres Stücks einladen, wenn feststand, dass sie nicht ins Wasser fallen würde.« Luke schenkt sich ein Glas Wein ein und setzt sich damit zu mir. Ich merke, wie wütend er ist. »Was es tat, so ziemlich sofort. Die Mutter einer Klassenkameradin beschwerte sich, weil ihre Tochter weinend nach Hause gekommen war, sie hatte nämlich keine der ›Schwestern‹-Rollen bekommen, im Gegensatz zu ihren beiden besten Freundinnen. Der Vater eines Mitschülers stürmte in Mrs Truscotts

Büro und beschwerte sich über das widerliche Stück, das sein Sohn da mit nach Hause gebracht habe – es sei voller Grausamkeiten, Folter und geeignet, eine Pandemie von Schwesternhass auszulösen.«

»Folter? Jemanden aufzuziehen, weil er Rosa trägt? Das ist kaum *The Killer Inside Me*.«

»Du hast mich ja das Ende der Geschichte nicht erzählen lassen«, sagt Luke. »Leute werden in Schlamm gewälzt, gegen ihren Willen in Fischeiche gestoßen ...«

»So was sollte im wirklichen Leben viel häufiger passieren.«

»Ein Mädchen war so aufgebracht darüber, nicht mal eine Nebenrolle bekommen zu haben, dass die Mutter drohte, sie aus der Schule zu nehmen und sie zu Hause zu unterrichten. Was dabei herauskam, kannst du erraten: Mrs Truscott teilte Dinah mit, ihr Stück verursache zu viel Ärger, und plötzlich war alles abgeblasen. Dinah war verärgert und hat überreagiert. Sie beschuldigte Mrs Truscott, ein prinzipienloser Feigling zu sein.«

Ich muss jetzt sehr vorsichtig sein. Luke ist verständlicherweise besorgt. Das bedeutet, ich darf unter keinen Umständen ausrufen: »Ha! Stimmt haargenau!« Allerdings habe ich das

furchtbare Gefühl, dass mein Gesichtsausdruck mich verrät.

»Freut mich, dass es dir Spaß macht, denn es geht noch weiter. Dinah teilte Mrs Truscott mit, ein guter Anführer müsse stark und fair sein. Das hätten sie am Vortag in Geschichte gelernt. Stark bedeute, nicht nachzugeben, wenn Idioten Druck ausübten. Fair bedeute, keine Versprechen zu brechen, die man erst letzte Woche gegeben habe. Als sie als absolute Null und schlechter Mensch bezeichnet wurde, sagte Mrs Truscott offenbar sehr wenig. Sie kündigte nur an, dass sie uns anrufen und mit uns über den Vorfall sprechen würde.«

»Was sie nicht getan hat. Oder? Hast du

den Anrufbeantworter abgehört?«

»Natürlich hat sie nicht angerufen! Sie schiebt es hinaus, weil sie Angst hat, etwas Vergleichbares oder noch Schlimmeres von dir zu hören.« Luke wirft mir einen strengen Blick zu. »Und das würde auch nichts bringen, Amber, so richtig es auch sein mag. Du brauchst gar nichts mehr zu unternehmen. Ich habe die Sache bereits geregelt.«

Ungläubig gebe ich einen unverbindlichen Laut von mir. Normalerweise verlangen die Dinge, die bereits von anderen Leuten geregelt wurden, am dringendsten nach meinem Eingreifen.

»Dinah und ich haben ein Abkommen«, erklärt Luke. »Sie wird sich gleich morgen früh bei der Schulleiterin entschuldigen. Sie wird es dann hoffentlich nicht mehr für nötig halten, etwas zu unternehmen. Ich *glaube*, ich konnte Dinah auch überzeugen, zu fragen, ob sie nicht ein neues Stück für die Weihnachtsfeier schreiben dürfe, eins, das etwas weniger ...«

»Das ist doch Mist!« Ich bin voll mit Chili und hellwach, bereit, mich die ganze Nacht zu streiten. »Ein Stück über kleine Kätzchen und Lämmchen etwa, die einander herzen, mit süßen kleinen Schleifchen um ihre süßen kleinen Hälse?«

»Weißt du, das klang eben richtig bedrohlich.« Luke grinst mich an. »Das Stück werde ich mir auf gar keinen Fall ansehen. Ich fürchte mich. Diese Kätzchen und Lämmchen sind böse.«

»Dinahs und Nonies Tage auf dieser Schule sind gezählt.« Das habe ich schon öfter gesagt, und er glaubt nicht, dass es mein voller Ernst ist.

»Nein, sind sie nicht«, versetzt er aufreizend gelassen. »Es ist eine gute Schule.«

Die Schule, die ihre Mutter für sie ausgesucht hat. Das hat er nicht gesagt, aber ich höre es. »Eine gute Schule mit einer rückgratlosen Schulleiterin«,

beharre ich eigensinnig. »Wie unser Abschiedsschreiben deutlich machen wird. Oder ich sprühe es auf ihre Bürotür, wo alle es sehen können, damit sie nicht weiter so tun kann, als wäre sie allgemein beliebt.«

»Guter Plan.« Luke nickt. »Zeig's ihr, indem du verhinderst, dass die Mädchen eine möglichst gute Schulbildung bekommen. Konntest du etwa Französisch oder Spanisch, als du acht Jahre alt warst? Wusstest du, dass es eine einfache und eine komplexe Form der chinesischen Sprache gibt? Ich nicht. Dinah und Nonie ja. Nonie hat mir neulich erzählt, Jackson Pollock sei ein abstrakter Expressionist. Sie hat mir

auch gleich erklärt, was das bedeutet.«

»Was hast du ihnen erzählt?«, frage ich und lange nach der Weinflasche.

»Wegen heute Nachmittag. Wo ich war.«

»Dass du wieder zur Arbeit musstest, wegen einer dringenden Sitzung. Sie haben mir nicht geglaubt.«

»Das überrascht mich nicht. Es ist eine ziemlich langweilige Lüge.«

»Dann lass doch mal die interessante Wahrheit hören«, sagt Luke. »Was ist passiert?«

Ich falle problemlos in mein übliches Muster und erzähle ihm fast alles. Sogar,

dass Katharine Allen am zweiten November ermordet wurde.

Von dem Verkehrserziehungskurs, der am selben Tag stattfand, dem Kurs, an dem ich nicht teilgenommen habe, sage ich nichts.

*

Eine Viertelstunde später geht Luke ins Bett, und ich werde in den Teil des Abends gestürzt, vor dem mir am meisten graut: die Stunde zwischen halb elf und halb zwölf, in der ich allein zurückbleibe und wieder mal eine schlaflose Nacht vor mir liegt. Vor achtzehn Monaten, als es anfang, nahm

ich an, die Begleiterscheinung, eine erstickende Panik, die nachts in mir aufwallt, würde sich als vorübergehend erweisen. Ich hoffte, dass ich entweder lernen könnte, wieder zu schlafen, oder mich daran gewöhnen würde, nicht schlafen zu können. Es würde leichter werden, psychisch und emotional. Aber es wurde nicht leichter, und ich mache mir nicht länger vor, dass es irgendwann leichter werden wird. Die kritische Stimme in meinem Kopf setzt ein, sofort nachdem Luke mir einen Gutenachtkuss gegeben und den Raum verlassen hat.

Ja, zu dieser Zeit gehen normale Leute zu Bett. Sie gehen nach oben, ohne Angst, und ziehen sich ihren

Schlafanzug an. Sie bekommen keine Schweißausbrüche, ihr Herz rast nicht, als würde es gleich explodieren, sie stellen nicht plötzlich fest, dass sie alle zehn Minuten ihre Blase entleeren müssen. Sie putzen sich die Zähne, gähnen, steigen ins Bett und lesen vielleicht noch ein paar Seiten, während ihnen schon die Augen zufallen. Dann machen sie das Licht aus und schlafen ein. Warum kannst du das nicht? Was stimmt nicht mit dir?

Die ständig zunehmende Erschöpfung ist nicht das Schlimmste an der Schlaflosigkeit, bei Weitem nicht. Schlimmer sind die Einsamkeit und die verzerrte Wahrnehmung, die sie mit sich

bringt. Wenn ich das sage, gucken die Leute oft erstaunt, und sie sind schockiert, wenn ich lang anhaltende Insomnie mit Einzelhaft vergleiche. Das Gehirn fängt an, sich selbst anzunagen wie eine verrückt gewordene Ratte, erläutere ich dann hilfsbereit. Ich hatte reichlich Zeit, mir eine passende Metapher auszudenken – also warum sie nicht anbringen, auch wenn die Gesprächspartner dazu neigen, sich mit der Bemerkung, sie hätten eigentlich schon vor zehn Minuten dringend irgendwo anders sein müssen, unauffällig zu verschwinden.

Denk nicht daran, wie viele Minuten und Sekunden zwischen jetzt und halb

sieben morgen früh liegen. Setz dich nicht vor die Uhr im Esszimmer und zähl die verrinnenden Minuten.

Ich bleibe, wo ich bin – wo Luke mich widerstrebend zurückgelassen hat, im Schneidersitz auf dem Sofa – und schlinge schutzsuchend die Arme um mich selbst, aber die Gefühle, die ich damit abzuwehren gehofft hatte, kommen trotzdem: ein Gefühl tiefer Isolation, die üblichen Gewissensbisse, begleitet von der Überzeugung, dass diese Qual meine Strafe ist, Widerwillen über meine eigene Abnormität, ein Schrecken, der an nichts Bestimmtes gebunden ist, was alles nur umso beängstigender macht. Wie immer würde ich am liebsten Luke

bitten, wieder herunterzukommen. Er wird noch nicht schlafen, er liegt sicher noch nicht mal im Bett. Wie immer erlaube ich es mir nicht und versuche stattdessen, mich darauf zu konzentrieren, gegen die Stimme anzukämpfen.

Und wenn es heute noch schlimmer wird? Wenn ich heute gar keinen Schlaf bekomme, nicht einmal gelegentlich zwanzig Minuten dann und wann? Wenn ich irgendwann so müde werde, dass ich meine Arbeit nicht mehr schaffen kann? Dann werden wir das Haus nicht mehr abbezahlen können.

Ich stemme mich vom Sofa hoch und gehe langsam ins Esszimmer,

konzentriere mich auf meine Schritte, damit jeder Schritt länger dauert, als es eigentlich möglich ist. Auf der Schwelle bleibe ich stehen und schaue auf die Uhr. Zehn Uhr fünfunddreißig. Ich kehre ins Wohnzimmer zurück und lege mich aufs Sofa. Schließe die Augen.

Früher bin ich ins Bett gegangen, wenn Luke schlafen ging, obwohl ich wusste, dass ich nicht würde schlafen können. Anfangs war das unsere Taktik. Wir waren beide sicher, dass es so am besten war. Jede Nacht stellten wir unsere Strategie auf den Prüfstand und einigten uns erneut darauf. Es wurde zu einem Ritual. Luke reichte mir das Buch, das gerade auf dem Nachttisch lag, und

sagte: »Mach einfach alles wie sonst auch. Lies ein bisschen, dann mach das Licht aus, schließ die Augen, halt sie geschlossen und warte ab. Selbst wenn du nicht einschläfst, du liegst still und kannst dich entspannen, du kommst zur Ruhe. Und wenn du dabei einschläfst – bestens, dann ist es der richtige Ort dafür, oder?«

»Genau«, sagte ich. Meine Antworten tendierten zur Kürze. So spät am Abend bangte mir zu sehr vor dem, was die Nacht für mich parat halten würde, um meinen Teil zu einem normalen Gespräch beisteuern zu können. Luke sagte einmal zu mir, ich sähe aus, als stünde ich vor einem

Erschießungskommando, nur dass ich eben im Bett lag.

Wir änderten unsere Strategie, als wir den gravierenden Denkfehler in unserem Plan bemerkten: Es gelang mir nicht, still zu liegen. Mein unruhiges Hin- und Herwälzen weckte Luke immer wieder auf. Ihm machte das nichts aus – er hätte sich umgedreht und wäre wieder in den Traum zurückgesunken, den ich unterbrochen hatte, nur dass ich nach den vielen Stunden stummen Elends verzweifelt gern Gesellschaft wollte und diese Route zurück in den Schlaf blockierte, indem ich ihn anfuhr: »Ich liege seit vier Stunden mit geschlossenen Augen hier, ich bin nicht entspannt, und,

wie du vielleicht bemerkst, ich bin noch wach. Was also schlägst du vor?«

Da er Angst hatte, mich zu kränken, schlug Luke mir nicht vor, in ein anderes Zimmer umzuziehen. Ich machte den Vorschlag selbst, nachdem ich sechs Monate lang seine Nachtruhe ebenso ruiniert hatte wie meine. Die Vorbesitzer unseres Hauses hatten den Dachboden zu einem langgestreckten Gästezimmer mit Duschbad ausgebaut, und ich zog für eine Weile dort hinauf. Dann, vor drei Monaten, fand ich, dass es genug war, und zog auch aus diesem Zimmer aus. Höchste Zeit, hart gegen dich selbst zu sein, dachte ich mir: Jemand, der nicht schläft, hat auch kein Schlafzimmer

verdient. Wenn du ein Schlafzimmer willst, verdien dir eins. Seitdem kampiere ich auf verschiedenen Sofas – im Wohnzimmer, in Lukes Arbeitszimmer, im Spielzimmer der Mädchen. Manchmal, wenn Luke Feuer gemacht hat, lege ich mich auf den Teppich vor die noch glimmenden Kohlen und hoffe, dass die Wärme dazu beitragen wird, die Knoten in meinem Kopf zu lösen. Manchmal habe ich mich auch auf dem Boden vor Dinahs Bett zusammengerollt, bis Nonie dem ein Ende bereitete. Ich erklärte ihr, dass ich in ihrem Zimmer nicht einmal für zehn Minuten einnicken könnte, da die ganze Nacht Licht brennt. Ihre Erwiderung ließ keinen Verhandlungsspielraum: Wenn

ich vor ihrem Bett nicht schlafen könne, dann dürfe ich mich auch nicht vor Dinahs Bett legen. In beiden Zimmern oder in keinem – alles andere wäre ungerecht.

Einmal nickte ich für eine halbe Stunde in der Badewanne ein, in die ich Kissen gestopft hatte, um mit einem fürchterlich steifen Nacken aufzuwachen. Dann und wann verlasse ich das Haus und versuche, im Auto zu schlafen. Ich besitze inzwischen keine Schlafanzüge und Nachthemden mehr, vor ein paar Monaten habe ich alle weggeworfen. Luke hat versucht, es mir auszureden, aber es musste sein. Es war einfach zu deprimierend, jedes Mal, wenn ich

meinen Kleiderschrank aufmachte,
diesen Stapel säuberlich gefalteter,
pastellfarbener Nachtwäsche zu sehen.

Ich setze mich auf und öffne die Augen.
Meine Lider schmerzen; ich muss sie zu
stark zusammengepresst haben.

*Tu irgendwas Nützliches. Du musst
eine ganze Nacht durchstehen – wieder
einmal. Bügle ein bisschen. Sieh die
Hausaufgabenhefte der Mädchen
durch.*

Jo hat mir einmal vorgeschlagen, das
Beste aus dem zu machen, was sie meine
»nächtliche Extrazeit« nennt, indem ich
sie gewinnbringend nutze: etwa eine
Sprache lerne oder mit dem Malen

anfangen. Ich tat so, als hielte ich das für einen großartigen Vorschlag, aber als sie weg war, weinte ich eine ganze Stunde lang.

Tu irgendwas. Öffne die Haustür und fang an zu schreien.

Ich denke an den Brief vom Jugendamt, der auf dem Küchentisch liegt, und mein Herz macht einen Satz. Unter keinen anderen Umständen würde mich die Aussicht verlocken, ihn zu lesen, aber im Augenblick ist es eine Chance, nicht verrückt zu werden. Wenn ich ihn jetzt lese, wird mich das genauso aufregen, als würde ich ihn mitten am Tag lesen, und genau das ist es, was ich will: einen Grund zur Sorge, der nicht

nachtspezifisch ist.

Ich gehe in die Küche, setze mich an den Tisch, sodass ich den Blick von der digitalen Zeitanzeige der Mikrowelle abwende, die mich nur zu gern daran erinnern würde, dass es achtunddreißig Minuten nach zehn ist – und ziehe das Schreiben aus dem Umschlag. Eine Postkarte fällt heraus und landet mit der Bildseite nach oben – eine typische Ingrid-Karte aus irgendeiner Kunstgalerie: eine Gruppe Nonnen, die im Garten unter Bäumen sitzen. Ich greife erst nach der Karte und lese sie. »Nur nicht verzweifeln«, steht da. »Die Drohung mit den Schulgebühren dient eindeutig nicht dem Kindeswohl. Das

kann uns nur nützen. M. hat sich damit nur selbst geschadet! Wir werden gewinnen!«

Ich seufze. Ingrid, unsere Betreuerin beim Jugendamt, kämpft jetzt seit Monaten zusammen mit Luke um den ersten Preis für unbegründeten Optimismus. Ich habe es aufgegeben, die beiden zwingen zu wollen, der Wahrheit ins Gesicht zu sehen, die so aussieht, dass wir möglicherweise gewinnen werden, möglicherweise aber auch nicht. Denn es lässt sich unmöglich vorhersagen, wie es ausgehen wird.

Ich lese das offizielle Schreiben und erfahre, was ich bereits aus Ingrids Postkarte geschlossen hatte: Marianne

droht damit, die Schulgebühren für die Mädchen nicht länger zu übernehmen, wenn Luke und ich sie adoptieren dürfen. Na und? Wir werden das Geld schon selbst aufbringen, irgendwie. Ich fälsche mir eine Urkunde und arbeite nachts als Hypnosetherapeutin – wach bin ich ja sowieso. Ich werde den Leuten achthundertvierzig Pfund für das Privileg abknöpfen, mir ihre Erinnerungen erzählen zu dürfen.

Dinah und Nonie lieben ihre Schule. Wie kann Marianne, diese alte Hexe, uns androhen, ihnen das wegzunehmen, obwohl sie weiß, was die beiden bereits verloren haben? Vermutlich liegt die Erklärung in ihrem Namen – in dem

Zusatz »diese alte Hexe«.

Wenn Luke hier wäre, würde er mich daran erinnern, dass ich selbst vorhin angekündigt habe, die Tage der Mädchen an dieser Schule seien gezählt. Er versteht nicht, dass es zwei Kategorien gibt: Dinge, über die ich mich gern aufrege und über die ich mich endlos auslassen kann, und Dinge, die ich wirklich hasse, wie Marianne – über die spreche ich nur, wenn es gar nicht anders geht, und ich versuche, nicht einmal an sie zu denken.

Abgesehen von dem unerwarteten Detail mit den Schulgebühren, enthält der Brief vom Jugendamt lediglich die Information, die Luke und ich erwartet

hatten: Marianne hat offiziell Widerspruch gegen die Adoption eingelegt. »Ich finde es einfach nicht richtig – ihr seid nicht die Eltern der Kinder.« Mehr war sie nicht gewillt, zu dem Thema zu sagen. »Es sind Sharons Kinder, nicht eure.« Wir haben versucht, darauf hinzuweisen, dass Dinah und Nonie immer Sharons Kinder bleiben werden, egal, ob Luke und ich sie adoptieren oder nicht. Außerdem, bemerkten wir, dass es eine notwendige Voraussetzung und kein Hindernis sei, nicht die Eltern der Kinder zu sein, die man zu adoptieren hofft. Aber Marianne schaute nur an uns vorbei und schüttelte den Kopf, mechanisch und zu schnell, als hätte jemand sie aufgezogen.

Ich glaube nicht, dass ich jemals jemanden töten oder umbringen lassen würde – es sei denn, Dinahs oder Nonies Leben wäre in Gefahr –, aber ich würde jubeln, wenn Marianne Lendrim morgen tot umfallen würde. Ehrlich gesagt bräuchte sie gar nicht so lange damit zu warten, wie wäre es gleich mit heute Nacht? Vermutlich sollte ich mich schuldig fühlen, weil ich mir wünsche, dass es sie nicht mehr gibt, aber ich fühle mich nicht schuldig. Meine Aufgabe als Dinahs und Nonies Vormund ist es, sie vor allem zu bewahren, was ihnen schaden könnte: Im Moment ist es eben ihre einzige Großmutter, die noch lebt, später werden es Alkohol, Drogen, Tattoos und

Piercings sein, die sie später bereuen würden, sowie Aufenthalte in unsicheren Ländern vor dem Studium.

Ich schiebe das Schreiben vom Jugendamt und Ingrids Karte in meine Handtasche und lasse den zerrissenen Umschlag auf dem Küchentisch liegen, damit Luke ihn morgen früh sieht. Das ist einfacher, als ihm zu sagen, dass ich den Brief gelesen habe, denn daraus könnte sich leicht ein Gespräch entwickeln, das für uns beide unerträglich wäre.

Nachdem ich mich mit Gedanken an Marianne besudelt habe, muss ich meinen Geist reinigen, nahe bei Dinah und Nonie sein und ihre schlafenden Gesichter betrachten. Ich verbringe

nachts viel Zeit in ihren Zimmern, betrachte die schlafenden Kinder und merke, wie sich das auf meine Stimmung auswirkt: Es ist wie eine sofortige Injektion von Freude. Wenn sie wach sind, ist unser Zusammensein komplizierter. Dann reden wir meistens, und ich fürchte immer, dass ich sie mit jedem Wort, das aus meinem Mund kommt, ein wenig mehr im Stich lasse.

Ich schleiche auf Zehenspitzen nach oben, an Lukes Schlafzimmer – das früher auch mein Schlafzimmer war – und seinem Arbeitszimmer vorbei. Als ich die kürzere Treppe in den zweiten Stock erklimme, fällt mir die perfekte Treppe ein, die ich mir bei Ginny

ausdenken sollte. *Ihre perfekte Treppe hat zehn Stufen. Schritt für Schritt gehen Sie jetzt weiter und tiefer in Ruhe und Entspannung hinein, Stufe für Stufe, immer weiter und tiefer ...*

Als ich vor Nonies Zimmer stehe, fällt mir etwas auf. Zehn Stufen, hatte Ginny gesagt. Ich weiß es ganz sicher, es waren zehn Stufen. Und doch hat sie mich am Ende der Sitzung mit einem raschen eins-zwei-drei-vier-fünf aus der Trance geholt. Die Treppe wurde nicht mehr erwähnt. Was ist damit passiert? Wenn man über eine Treppe mit zehn Stufen zu einem Ort totaler Ruhe und Entspannung gelangt, muss man ihn doch sicher auch wieder über diese Treppe

verlassen, oder?

Es ist nur eine Kleinigkeit, aber gerade das macht es so ärgerlich. Wäre es so schwer gewesen, die Metapher bis zum Ende durchzuhalten und zu sagen: Und jetzt, während ich bis zehn zähle, steigen Sie die Stufen Ihrer Treppe wieder hinauf, eine nach der anderen, und jeder Schritt führt sie hinaus aus Ruhe und Geborgenheit, Harmonie und Frieden, zurück in die beschissene wirkliche Welt?

Wenn ich Hypnotherapeutin wäre, wäre ich gut in meinem Job, und ich würde darauf achten, dass die Bilder stimmen. Ich bin gut in meinem Job. Mag sein, dass ich nur Sachbearbeiterin für

Gewerbeüberwachung bin, wie Jo sofort anmerken würde, aber ich mache meine Sache hervorragend, und wenn ich das nicht könnte, würde ich den Beruf wechseln. Es scheint die meisten Leute nicht zu stören, dass sie täglich acht Stunden, fünf Tage die Woche, damit zubringen, irgendwas zu tun, in dem sie durchschnittlich bis schlecht sind. Das ist ein Gedanke, der sich mir ständig aufdrängt. Luke sagt, das sei der Grund, dass ich permanent übellaunig und kaputt bin. Wenn wir im Restaurant sitzen, zische ich ihm zu: »Der Koch braucht nichts weiter zu tun, als annehmbar zu kochen – das ist alles, mehr wird nicht von ihm erwartet, dieser Sache hat er sein Leben gewidmet. Und was macht

er? Kocht irgendeinen Mist, der beschissen schmeckt, und serviert ihn lauwarm!«

Alles, was Ginny tun musste, um für Logik und Symmetrie zu sorgen, wäre gewesen, mich meine imaginäre Treppe wieder hinaufzuleiten. DC Gibbs hätte nur offen mit mir reden müssen, dann wäre ich auch offen ihm gegenüber gewesen. Sergeant Zailer ebenfalls. Es kommt mir vor, als wäre es Stunden her, aber ich glaube, ich habe mich gern mit ihr unterhalten, bevor offensichtlich wurde, dass das ganze Gespräch, von ihrer Warte aus gesehen, lediglich der Auftakt zu einer Falle war.

Weswegen fühlen Sie sich schuldig?

Warum wollte sie wissen, wo das Haus mit der speziellen Gravur auf der Unterseite des Fenstersimses steht? Um mich zu testen? Um auf einfache Weise festzustellen, ob ich eine Lügnerin und Phantastin bin?

Simon Waterhouse hat mich behandelt wie einen Mitmenschen. Er hat ein Opfer gebracht und auf sein Recht verzichtet, mich zu verdächtigen, und zwar lange bevor er wissen konnte, dass ich nichts mit dem Mord an Katharine Allen zu tun habe, als wir nur wenige Worte miteinander gewechselt hatten. Sekunden nach unserer Begegnung hatten wir unsere festgelegten Rollen abgelegt und

wurden einfach zu zwei Menschen, die ihr Wissen bündeln wollten, um etwas in Erfahrung zu bringen.

Die Körpersprache von Gibbs und Proust ließ keine Zweifel daran, wie sehr ihnen das missfiel. Vermutlich hielten sie Waterhouse für unprofessionell, weil er mir vertraute, obwohl er jeden Grund hatte, das nicht zu tun. Doch wenn er vorsichtiger gewesen wäre und mich nicht wie eine Verbündete behandelt hätte, hätte ich dann auch das Gefühl, es ihm schuldig zu sein, die ganze Wahrheit zu sagen? Würde ich ebenso angestrengt versuchen, mich zu erinnern, wo ich dieses Blatt Papier gesehen habe?

Ich glaube nicht.

Wie lange stehe ich schon vor der Tür von Nonies Zimmer? Bestimmt nicht mehr als eine Minute, aber alles zählt. Jede Sekunde bringt mich dem Morgen näher und damit dem Zeitpunkt, von dem an ich wieder Teil einer Familie sein werde, nicht länger ein sich windendes Hirn in einem angespannten Körper, ein Spuk, der die Nächte normaler Menschen mit seiner Schlaflosigkeit stört.

Das Stockwerk der Mädchen riecht nach dem Blütenduft des Weichspülers. Ich wasche ihre Laken exakt einmal in der Woche. Als ich das Jo erzählte, lachte sie und sagte: »Es ist normal,

Bettwäsche einmal die Woche zu waschen, Amber. Das ist nichts, mit dem man angeben könnte.«

Ich trete in Nonies Zimmer, um nach ihr zu sehen. Wie immer liegt sie zusammengerollt auf der Seite wie ein Fragezeichen, ihr Mund steht leicht offen, den rechten Arm hat sie ordentlich über die Bettdecke gelegt. Neben ihrem Kopf liegt das dicke Lexikon, das wir ihr zum Geburtstag geschenkt haben, und vor der Wand aufgereiht sitzen ihre Kuscheltiere: ein Bär, ein Einhorn, ein Kaninchen, ein Panda, eine Eule, die eine mehr als flüchtige Ähnlichkeit mit einem Darts-Spieler hat, den ich mal im Fernsehen gesehen habe.

Nonies Zimmer ist voller Gegenstände, die in Reihen angeordnet sind: auf dem Schreibtisch, in den Regalen, ein paar auf dem Teppich. Es ist ihr egal, welche Gegenstände es sind, solange sie genug davon in die Finger bekommt, um sie in Reihen anzuordnen: Papier-3D-Brillen aus dem Kino, Fläschchen mit Schaumbädern und Duschgel, Ringe mit buntem Glas, anstelle von Edelsteinen, Murmeln, Haarbänder, Töpfchen mit Lippenbalsam. Nonies Lippen sind immer aufgesprungen.

Tränen steigen mir in die Augen, gefolgt von der üblichen Verwirrung. Es erinnert mich daran, dass Liebe ein viel gefährlicheres Gefühl sein kann als

Hass, dass man viel mehr dabei riskiert. Es muss eine Verbindung zwischen beiden geben – zwischen der großen Liebe zu Nonie und Dinah und dem unkontrollierbaren Zorn, der oft ohne ersichtlichen Grund in mir aufsteigt. Bevor Sharon starb, habe ich solch starke Gefühle nicht gekannt, weder positive noch negative.

Ich schleiche auf Zehenspitzen zum Bett und küsse Nonie auf die Wange, bevor ich zu Dinahs Zimmer weitergehe. Es ist etwas schwieriger, hier etwas zu erkennen, da kein Licht brennt, aber meine Augen passen sich bald an. Dinahs Daunendecke liegt zusammengeknüllt am Fußende des

Betts, als hätte sie sie vor dem Einschlafen kräftig getreten. Ihr Mund steht weit offen. Mir kommt der Gedanke, dass Dinah und Nonie die einzigen Menschen auf der Welt sind, denen ich ihren gesunden Schlaf nicht missgönne. Ich bin froh, dass sie so gut schlafen. Mit Freuden würde ich nie wieder ein Auge zutun, wenn ich ihnen damit für immer Nächte mit ungestörtem Schlaf und friedlichen Träumen garantieren könnte.

Du bist froh, dass sie hier sind. Du könntest dir ein Leben ohne sie gar nicht mehr vorstellen – kein lebenswertes Leben jedenfalls. Das heißt, in gewisser Weise bist du froh

darüber, dass Sharon tot ist. Das heißt es doch wohl, oder?

Nein.

Würdest du Sharon zurückbringen, wenn du es könntest, obwohl du weißt, dass Dinah und Nonie dann wieder zu ihr zurückkehren würden?

Ich stelle mir diese Frage jede Nacht. Meine Antwort ist immer dieselbe: ja, natürlich würde ich das. Aber ich kann nicht aufhören, es zu überprüfen. Ich muss mir ständig selbst beweisen, dass ich kein schlechter Mensch bin, so verkorkst und schuldbeladen ich auch sein mag. *Genau, Leute. Hängt nachts mit Amber Hewerdine rum, dann ist*

endloser Spaß garantiert.

Dinah ist es egal, wie ihr Zimmer aussieht, solange sie immer genug Wandfläche hat, um dort Zettel mit Tesafilm zu befestigen. Nichts zählt für sie, solange und bis sie es nicht aufgeschrieben hat. Als ich an ihr Bett trete, um ihr einen Kuss zu geben, fällt mir ein langer Papierstreifen mit abgerissenen Rändern auf, der an einem der Vorhänge befestigt ist. Ich ziehe den anderen Vorhang ein wenig zurück, um mehr Licht von der Straßenlaterne hereinzulassen, und stelle fest, dass ich auf eine Besetzungsliste blicke. Unter Dinahs Kopfkissen ragt ein Stift hervor, der gestern noch nicht dort lag.

Die Liste ist neu – die Arbeit des heutigen Tages. Verdutzt runzle ich die Stirn. Ist das Stück nun abgesetzt oder nicht? Luke und Mrs Truscott denken, dass es abgesetzt ist. Weiß Dinah es besser? Verlässt sie sich darauf, dass ich die Situation rette? Hat sie deswegen die Besetzungsliste auf ihrem Vorhang befestigt, wo sie mir ins Auge fallen muss?

»HEKTOR UND SEINE ZEHN SCHWESTERN« steht da, in Großbuchstaben. »DIE FIGUREN UND IHRE DARSTELLER. Hektor: Thaddeus Morrison. Hektors Mutter: Miss Emerson.« Ich lächle. Dinah wollte nicht in Miss Emersons Klasse, aber sie

ist nicht schlecht damit gefahren. Mr Cornforth wäre längst kein so williger Sklave gewesen.

Ich schaue mir die Namen der anderen Figuren an: Rosie, Pinky, Erdybeer, Kirsche, Perlmutter, Sunset, Bonbon, Beere, Flossy und Taramosalata. Vermutlich Hektors Schwestern, die von der Farbe Rosa besessen sind. Ihre Obsession hat sich in ihren Namen niedergeschlagen.

Als ich mich hinabbeuge, um Dinah auf die Wange zu küssen, erstarre ich.
Könnte es nicht sein ...

Nein, es gibt keinen Grund, das anzunehmen.

Doch. Gibt es.

Ich bin aufgeregt und weiß nicht, ob es einen Grund dafür gibt. Soll ich Luke aufwecken?

Ich sollte mir erst einmal einen Tee machen und ihn trinken, in aller Ruhe prüfen, ob ich wirklich glaube, dass ich deswegen Lukes Nachtruhe stören sollte, aber dafür bin ich zu unruhig.

Ich laufe nach unten, in ein Zimmer, das stickig vor Schlaf ist, was die Kinderzimmer nicht waren. »Luke, wach auf.« Gleichzeitig ein Flüstern und ein Befehl.

Keine Reaktion. Ich schüttle ihn. Er

schlägt die Augen auf. »Was ist denn los?«

»Könnte es nicht sein, dass es Überschriften sind? ›Lieb – Grausam – Liebgrausam«, die Wörter waren alle großgeschrieben. Ein großes L in Lieb, ein großes G in Grausam. Erinnerst du dich, als ich es dir erzählte, sagte ich, warum sollte jemand das so schreiben, wenn es keine Titel sind, oder Namen? An Überschriften habe ich dabei gar nicht gedacht, aber da war so ein großer Abstand zwischen den Zeilen ... Könnte es nicht sein, dass der Schreiber vorhatte, die Zwischenräume mit ... irgendwas zu füllen? Namen von Leuten, vielleicht – lieben und grausamen.« Was

könnte es sonst noch sein? Dinge, die jemand getan hat – das ist das Einzige, was mir einfällt. Ich könnte meine eigenen Handlungen in gute Taten, schlechte Taten und solche aufteilen, die irgendwie dazwischen liegen.

Würde ich aber nicht machen. Das würde niemand.

Luke setzt sich auf, lehnt sich gegen das Kopfteil und reibt sich die Augen. »Ja«, stimmt er mir zu, einen Tick zu begeistert. Ich werde böse. Er hat erst ein einziges Wort gesagt und hört sich bereits an wie jemand, der unter erschwerten Bedingungen sein Bestes gibt. »Doch, es könnten Überschriften sein. Aber ...«

»Für eine Erleuchtung ist es ziemlich mau, das ist mir schon klar, aber es ist doch wenigstens was, oder?«, verteidige ich mich. »Ich sollte es der Polizei mitteilen.«

»Es ist mitten in der Nacht, Amber«, sagt Luke sanft. »Ich muss schlafen. Erwähne es gegenüber der Polizei, wenn du willst, aber ... um ehrlich zu sein, wenn dir der Gedanke gekommen ist, ist er ihnen sicher auch schon gekommen.«

»Stimmt ja, tut mir leid, ich vergaß – alle Gehirne bringen ja dieselben Gedanken hervor. Deshalb war Einstein auch nicht der Einzige, der mit der ... der ...« Oh, verdammt.

»Der Relativitätstheorie?«, schlägt Luke vor und grinst schläfrig.

»Ja. Deswegen sind auch alle seine Freunde und Nachbarn in Berlin genau zur selben Zeit auf dieselbe Theorie gekommen.«

»Berlin?«

»Falsch?«

»München, Zürich. Einstein ist viel herumgekommen.«

Es gibt keinen Grund, warum ich das wissen müsste. In der Schule habe ich alle naturwissenschaftlichen Fächer und Mathe gehasst, ich habe sie abgewählt,

sobald ich konnte. Meinen Abschluss habe ich in Kunstgeschichte. Offen gestanden kann Einstein von Glück sagen, dass er überhaupt von mir erwähnt worden ist.

»Überschriften werden normalerweise unterstrichen«, sage ich. »Sie werden die Verbindung nicht notwendigerweise hergestellt haben. Ich habe es auch erst getan, als ich Dinahs Besetzungsliste sah. Sie hat die Überschriften großgeschrieben, statt sie zu unterstreichen.«

Luke wirkt nicht überzeugt. Ich habe Angst davor, das Gespräch zu beenden, wieder allein zu sein. »Ich kann es ebenso gut der Polizei sagen«, meine

ich. »Morgen bin ich sowieso da.« Und ich werde mir vorkommen wie der letzte Depp, wenn ich dann zu hören bekomme, es sei vollkommen gleichgültig, ob es sich bei den Worten, die ich gesehen habe, um drei Überschriften handelt oder nicht, wichtig sei nur, wo ich den Zettel gesehen habe – eben das, woran ich mich nicht erinnern kann und zu dem mir keine Theorien eingefallen sind.

»Sie wollen morgen nochmal mit dir reden?«

»Andersherum.« Ich kann mein Geständnis ruhig schon mal einüben.

»Ich habe sie angelogen. Am zweiten November, dem Tag, an dem Katharine

Allen starb, sollte ich eigentlich an diesem Verkehrserziehungskurs teilnehmen. Sie haben mich gefragt, wo ich am zweiten November zwischen elf und dreizehn Uhr war.«

»Was? Das hast du gar nicht erwähnt.«
Lukes Stimme klingt überhaupt nicht mehr schläfrig, er ist hellwach. *Amber 1, Schlaf 0.* »Was hast du ihnen erzählt?«

»Ich habe gesagt, ich sei bei dem Kurs gewesen. Sie wollten wissen, ob jemand das bestätigen könne. Ich sagte, wahrscheinlich würde sich niemand an mein Gesicht erinnern können, aber ich hätte meinen Führerschein als Nachweis vorlegen müssen, und es wäre sicher irgendwo festgehalten, dass ich

teilgenommen habe.«

Mit gerunzelter Stirn denkt Luke nach.
»Ja«, meint er schließlich. »Und wenn sie es überprüfen, werden sie genau das feststellen. Du hast Katharine Allen nicht umgebracht, du weißt nicht, wer es getan hat, es ist also eine harmlose Notlüge. Du wirst doch nicht so verrückt sein, ihnen die Wahrheit zu sagen, oder?«

Ich lächle anerkennend über diese vollkommen unvoreingenommene Formulierung. »Ich muss. Du wirst es mir nicht ausreden, gib dir also keine Mühe. Ja, ich weiß, es wird keinen Unterschied machen, ich weiß, ich werde Jo sagen müssen, dass ich es der

Polizei gesagt habe, und sie wird fuchsteufelswild sein ...«

»Fuchsteufelswild?« Luke schaut sich im Raum nach einem imaginären Publikum um, einer jubelnden Menschenmenge, die nur er sehen kann, die voll auf seiner Seite steht und die Fähnchen schwenkt.

»Amber, wach auf! Ihr habt gegen das Gesetz verstoßen, du und Jo. Eine von euch beiden jedenfalls.«

»Technisch gesehen wohl wir beide.«

»Du könntest dafür ins Gefängnis kommen!«

»He – weißt du noch, wie gut du darin bist, mich nicht anzuschreien? Ich

versuche ausnahmsweise mal, das Richtige zu tun. Passt wahrscheinlich nicht zu mir, aber ich würde es zu schätzen wissen, wenn du zumindest versuchen könntest, mich dafür zu bewundern.« Es stimmt, ich könnte eine Bewährungsstrafe bekommen, vielleicht sogar hinter Gittern landen. Aber dazu wird es nicht kommen. Simon Waterhouse wird es für sich behalten, wenn ich ihn darum bitte. *Das wird er doch, oder?* Wie kann ich mir sicher sein, dass er mich schützen wird, dass er kein Teamplayer ist?

Aber welcher intelligente Mensch wäre das schon, bei diesem Team?

»Du hast es selbst gesagt: Du bist ihre

einzigste Spur in einem Mordfall.« Luke bemüht sich, vollkommen emotionslos zu klingen. Wie die meisten Männer ist er überzeugt, dass jemand, der unter dem Einfluss starker Gefühle steht, nur unlogisch argumentieren kann. »Wenn du also dorthin spazierst und seelenruhig zugibst, dass du gelogen hast ...«

»Ich habe ein Alibi! Gut, nicht das Alibi, das ich angegeben habe ...«

»Warum muss die Polizei das erfahren? Du hast ein Alibi. Das ist alles, was zählt. Du warst irgendwo anders, als Katharine Allen umgebracht wurde.« Luke stöhnt. »Ich vergeude meinen Atem, stimmt's?«

»Nein«, widerspreche ich. »Ich finde es hilfreich, deine Argumente zu hören, und es überzeugt mich davon, dass du wahrscheinlich Recht hast.«

Luke wirft die Hände hoch. »Dann ...«

»Wenn ich Simon Waterhouse die Wahrheit sage, könnten Jo und ich in der Scheiße landen, und es wird der Polizei nicht helfen, den Mörder von Katharine Allen zu finden – stimmt. Na und? Sie ermitteln in einem Mordfall, Luke. Dazu müssen sie vielen Leuten viele Fragen stellen, und auf jede dieser Fragen wollen sie eine Antwort hören, die keine Lüge ist. Ich kann verstehen, warum ihnen das wichtig ist. Du nicht? Sie wollen alle Informationen, nicht nur die

meisten, nicht nur das, was die Leute ihnen mitzuteilen belieben. Wer bin ich denn, dass ich entscheiden könnte, ob die Polizei dieses erfahren sollte, jenes aber nicht? Dafür fehlt mir der Überblick. Ich weiß nicht mal, wo ich diese Wörter gesehen habe. Es ist ihr Fall, nicht meiner. Ich bin ein Glied in ihrer Kette, ob es mir nun gefällt oder nicht. Wenn ich nicht die ganze Wahrheit sage, stelle ich meinen eigenen egoistischen Wunsch, keine Schwierigkeiten zu bekommen, über den berechtigten Wunsch der Polizei, im Mordfall an Katharine Allen so zu ermitteln, wie sie idealerweise gern ermitteln würde: Ohne dass Zeugen ihnen etwas verheimlichen oder sie

durch ausgedachte Geschichten in die Irre führen.«

Luke seufzt. »Ich sehe nur nicht ein, wieso es einen Unterschied machen sollte«, grummelt er. »Jo wird an die Decke gehen, Neil wird durchdrehen ... Was ist?«

Ich habe seine Hand ergriffen. Etwas in meinem Hirn hat sich entsperrt. Zuerst traue ich der Sache nicht. Zwei Erscheinungen in einer Nacht, zwei plötzliche Erkenntnisse? Ob es daran liegt, dass ich heute zum ersten Mal hypnotisiert wurde? Vielleicht stimmte es gar nicht, was ich zu Sergeant Zailer gesagt habe, und es gibt doch einen Behälter in meinem Gehirn, genannt das

Unbewusste. Vielleicht ist der Deckel dank Ginny heute ein weniger lockerer als gestern zur selben Zeit.

»Amber? Was ist los?«

»Die Überschriften«, sage ich. »Ich habe eine Verbindung hergestellt: ein Stück Papier, ein anderes Stück Papier.«

»Ich weiß nicht, wovon du redest.«

»Einem kommt ein Gedanke, und das führt zu einem anderen Gedanken, der mit dem ersten verknüpft ist. Freie Assoziation. Psychiater benutzen die Methode ständig. Oder?« Wenn das stimmt, habe ich keine Ahnung, woher ich das weiß, oder warum ich Luke

frage, der noch weniger über psychotherapeutische Techniken weiß als ich. Eindeutige Fakten, das ist Lukes Spezialität, lexikalisches Wissen, mit dem man in einem Quiz punkten kann: die Daten berühmter Schlachten, der höchste Berg, wo Einstein gelebt hat. »Nur dass die Assoziation so frei nun auch wieder nicht ist, weil nichts frei schwebt, sondern alles mit etwas anderem zusammenhängt«, fahre ich fort – ich rede hauptsächlich mit mir selbst. »Als ich bei Ginny sagte: ›Lieb – Grausam – Liebgrausam«, ohne zu wissen, dass ich das gesagt hatte oder was die Worte bedeuteten, dachte ich an Little Orchard. Dort war ich unmittelbar zuvor mit meinen Gedanken.« Luke

schließt die Augen. »Amber, es gibt keinen Grund zu der Annahme ...«

»Doch, den gibt es.« Die Vernunft ist mir egal, wichtig ist mir nur, was mein Instinkt mir sagt. »Könnte es nicht sein, dass das die Antwort ist? Dass ich den Zettel in Little Orchard gesehen habe?«

Wie lange durchsuchen wir Little Orchard jetzt schon? Wir können das Blatt Papier nicht finden, auf dem »Lieb – Grausam – Liebgrausam« steht. Wir können uns nicht erinnern, es in einem der Schlafzimmer oder Badezimmer gesehen zu haben, auch nicht in einem der beiden Wohnzimmer, in der Küche, im Esszimmer, im Spielzimmer oder in der Bibliothek. Da wir nicht dazu neigen, so einfach aufzugeben, haben wir alles sehr

gründlich untersucht, auch die weniger offensichtlichen Stellen: den Hauswirtschaftsraum, die begehbare Speisekammer, den Weinkeller. Wir haben uns vorgestellt, Gläser mit Chutney und Behälter mit Fleckenentferner anzuheben, aber es hat nichts gebracht. Eines der Schlafzimmer – Jos Mutter und ihre Schwester, Hilary und Kirsty, haben es sich geteilt – hat ein Ankleidezimmer, ein kleiner, fensterloser Raum mit Kleiderschränken auf beiden Seiten. Wir haben sie geöffnet, allesamt, ohne unser Stück Papier zu finden.

Wir haben zerborstene

Pflastersteine im Garten angehoben, in Tontöpfe geschaut und in ein Loch in einem Baumstamm, in das eine kleine Frauenhand sich hineinzwängen könnte – ganz knapp. Wir sind mit den Fingern durch kaltes Teichwasser gefahren und haben die beiden Außengebäude mindestens drei Mal überprüft: ein hexagonales Sommerhäuschen aus Holz, vollgestellt mit staubigen Gartenmöbeln und einem zusammengebrochenen Tischtennistisch, und eine Doppelgarage, die zahlreiche Einbauküchenteile und ein paar Autoreifen enthält, aber keine Autos.

Die Polizei hätte kaum gründlicher vorgehen können als wir, und wir haben es nur aus der Erinnerung heraus getan. Hätten sie entdeckt, dass auf dem Bett im größten Schlafzimmer, Jos und Neils Zimmer, eine elektrische Heizdecke lag, und wären sie raffiniert genug gewesen, sie zurückzuschlagen, um nachzuschauen, ob etwas darunter liegt? Wir haben es getan. Da war nichts, nur eine Matratze.

Wir sind immer wieder nach Little Orchard zurückgekehrt und haben nichts gefunden.

Die normale Reaktion an diesem

Punkt wäre – und ich verbinde das Wort »normal« mit keinerlei positiver Bewertung, sondern verwende es nur im Sinne von »die häufigste Reaktion« – also, die normale Reaktion wäre, aufzugeben und anzunehmen, dass Amber die Worte »Lieb – Grausam – Liebgrausam« irgendwo gesehen hat, aber ganz sicher nicht in Little Orchard.

Aber so reagiert Amber nicht, und ich bin froh darüber. Sie hat in ihrem Album der Erinnerung nicht das gefunden, was sie zu finden erwartet hatte, und ich bin hocherfreut, dass ihre Reaktion darauf so viel interessanter ist, denn es sind die

interessanten, merkwürdigen Dinge, die uns wirklich weiterbringen. Die Details, auf die wir uns zunächst überhaupt keinen Reim machen können, sind die Details, die ein neues Licht auf alles werfen und uns alles verraten, was wir wissen müssen, wenn wir erst einmal ihre Bedeutung verstanden haben.

Amber rückt keinen Millimeter von der Überzeugung ab, dass sie die unerklärlichen Worte in Little Orchard gesehen haben muss. Warum ist sie sich da so sicher? Weil sie an Little Orchard gedacht hat, als sie auf demselben bequemen Stuhl lag, auf dem sie

jetzt wieder liegt, die Füße auf demselben Fußhocker, unmittelbar bevor sie »Lieb – Grausam – Liebgrausam« sagte und mich beschuldigte, es zuerst gesagt zu haben. Und ja, manchmal führt ein Gedanke tatsächlich zu einem anderen Gedanken, weil es eine Verbindung gibt, aber ebenso häufig kommt es vor, dass das Gehirn willkürlich von einem Thema zum nächsten springt und keine Verbindung existiert. Das habe ich Amber gesagt, und es macht sie ungeduldig. Sie beharrt darauf, dass es in ihrem Fall sehr wohl eine Verbindung gibt.

Woher will sie das wissen, wenn sie nicht sagen kann, welche Verbindung das sein soll? Diese Frage kann oder will sie nicht beantworten. Sie ist sich sicher, dass sie die »Liebgrausam«-Seite in keinem der Räume gesehen hat, die wir auf unseren Erinnerungstouren immer wieder durchkämmt haben. Das Blatt Papier befand sich eindeutig an keiner der Stellen, die wir durchsucht haben, und zwar doppelt und dreifach. Mehrmals habe ich die naheliegende Frage gestellt: Warum suchen wir dann weiter? Ich erhalte nie eine Antwort, also weiß Amber es vielleicht nicht. Oder vielleicht

weiß sie es, aber da die Antwort scheinbar unmöglich zutreffen kann, ist es ihr peinlich, es auszusprechen. Vergessen Sie nicht: Verlegenheit, Gewissensbisse, Scham und Demütigung sind die Emotionen, die uns am meisten beeinträchtigen, sie wirken sich noch weit nachteiliger auf unser Wohlergehen aus als Hass oder extremes Unglück, Gefühle, die auf andere zielen und daher weniger schlimm für unser Selbstwertgefühl sind.

Es gab nur einen Teil des Hauses, den Amber nicht gesehen hat: das abgeschlossene Arbeitszimmer auf halber Treppe zwischen dem ersten

und dem zweiten Stock. Vermutlich war es abgeschlossen, weil die privaten Sachen der Eigentümer sich darin befanden. Es ist nicht ungewöhnlich, dass ein oder zwei Räume abgeschlossen sind, wenn man ein Ferienhaus mietet, und es ist ja nicht abwegig, dass die Besitzer von Little Orchard zwar bereit sind, den allergrößten Teil ihres Hauses zahlenden Gästen zur Verfügung zu stellen, aber sich doch eine gewisse Privatsphäre in Form eines abgeschlossenen Arbeitszimmers bewahren wollen, in dem vermutlich alle möglichen privaten Unterlagen liegen:

Kontoauszüge, Testamente, wichtige Akten aus dem Büro.

Ich jedenfalls finde das nicht abwegig. Amber offenbar sehr wohl, obwohl sie das nie offen sagt. Ich frage mich, warum ich Wut in ihrer Stimme höre, immer wenn sie von dem »verschlossenen Zimmer« spricht. Sie sagt es sarkastisch, mit hörbaren Anführungszeichen. Ist sie vielleicht wütend auf sich selbst? Sie weiß, das verschlossene Zimmer ist der einzige Raum, in dem sie das schwer zu fassende blaulinierte Papier definitiv nicht gesehen haben kann. Die Tür blieb während ihres gesamten Aufenthalts in Little

Orchard abgeschlossen, Amber hat den Raum nie betreten. Sie ist sich absolut sicher, dass sie das Blatt Papier nirgendwo sonst im Haus oder im Garten gesehen hat, und ebenso sicher ist sie sich, dass sie es in Little Orchard gesehen haben muss.

Also gibt es zwei Möglichkeiten, soweit ich das beurteilen kann. Erstens: Amber hat das verschlossene Zimmer doch betreten und weiß, was sie dort gesehen hat, will es aber nicht zugeben. Ich halte das für unwahrscheinlich. Ihr dringender Wunsch herauszufinden, wo sie diese Worte gesehen hat,

erscheint mir echt.

Zweite Möglichkeit: Entgegen aller Logik hat sie sich in den Kopf gesetzt, dass das gesuchte Stück Papier in dem verschlossenen Zimmer liegen muss. Aber wenn es dort ist, hat sie es nicht zu Gesicht bekommen. Punktum. Solange sie nicht hellseht oder telepathisch veranlagt ist – und an beides würde sie nicht glauben –, kann sie nicht in einer Vision gesehen haben, was sich im Arbeitszimmer befindet. Zudem fand man den Abdruck dieser Worte vor einem Monat auf Katharine Allens Notizblock – und wir schreiben das Jahr 2010. Wie groß

ist die Wahrscheinlichkeit, dass die Worte Weihnachten 2003, als Amber in Little Orchard war, geschrieben wurden und die Seite vom Block abgerissen wurde?

Amber weiß das alles, und vermutlich hat sie versucht, sich selbst eine ordentliche Standpauke zu halten, aber vergebens: Ihre Instinkte schreien ihr zu: »Es war in dem verschlossenen Zimmer.« Sie wird es nicht zugeben, insbesondere nicht gegenüber der Polizei, weil es keinen Sinn ergibt, und es macht ihr Angst, dass das, was sie glaubt, so wenig sinnvoll ist. Sie würde es auch nicht zugeben, wenn sie und ich

miteinander allein wären, obwohl das, wofür ich in ihren Augen stehe, reiner Humbug ist.

Es spielt keine Rolle, auch wenn sie es nie zugibt. Es geht mir nicht darum, Leute zu zwingen, Dinge zuzugeben, für die sie sich schämen. Das hier ist kein Schauprozess. Obwohl ich es schön fände, wenn ich mehr Leute ermutigen könnte, sich weniger für ihre Irrationalität zu schämen und toleranter dem gegenüber zu sein, was sie für Müll halten, der ihnen das Hirn verstopft. Jeder verrückte Aberglaube erfüllt seinen Zweck, er kann neu formatiert und in etwas

Wundervolles und Befreiendes verwandelt werden. Wenn man es mit der Angst zu tun bekommt, bedeutet das immer, dass man einen Schritt weitergekommen ist oder zumindest die Chance hat, einen Schritt weiterzukommen, wenn man sie nur ergreifen würde, wenn man sich nicht von seinen Ängsten lähmen lässt. Ich spreche von Ängsten ohne offensichtlichen Grund, nicht von der Angst, die man empfindet, wenn man im Meer ist und ein großer Hai auf einen zuschwimmt.

Also ... Amber streitet nichts von dem ab, was ich sage, obwohl sie

ein Mensch ist, der sich sehr gern streitet, also werde ich es riskieren, zwei weitere Beobachtungen zuzulassen. Sie hat uns vor ein wahrhaft unmöglich zu lösendes Rätsel gestellt. Wenn sie das Blatt Papier in Little Orchard gesehen hat, dann nicht in dem einen Zimmer, das sie nie betreten hat. Das ist schlicht unmöglich. Und doch ist sie sich ganz sicher, es nirgendwo anders in Haus oder Garten gesehen zu haben, und sie ist nicht bereit, die Möglichkeit einzuräumen, dass sie es gar nicht in Little Orchard gesehen hat, sondern irgendwo anders.

Warum sollte Amber sich wünschen, dass wir uns alle – auch sie selbst, besonders sie selbst – in den Knoten eines nicht zu lösenden Rätsels verheddern?

Vorhin sprach ich davon, dass ein Rätsel sich hinter einem anderen Rätsel verbergen kann: ein verletzliches, leicht zu lösendes Rätsel verbirgt sich im Schatten eines zäheren, widerstandsfähigeren Geheimnisses. Ich stellte also eine Theorie auf, die weder Zustimmung noch Ablehnung erfahren hat: Die entscheidende Frage sei, warum es Amber immer noch so wichtig ist, zu erfahren, warum Jo mit Mann und

Kindern verschwand und dann wieder auftauchte. Ich schlug einige Möglichkeiten zur Beantwortung dieser Frage vor, nur um mich sofort einer neuen und weit dramatischeren Frage gegenüberzusehen. Ich behaupte nicht, dass Amber irgendetwas davon absichtlich oder bewusst getan hat, aber es würde mich überraschen, wenn ihr Unterbewusstsein nicht sehr gut wüsste, dass die Worte »verschlossenes Zimmer« die Aufmerksamkeit wie ein Magnet auf sich ziehen müssen.

Das unlösbare Rätsel hinter dem unlösbaren Rätsel. Unlösbar

allerdings auf sehr verschiedene Weise: Einmal geht es um den Inhalt, einmal um die Form. Das Rätsel, das nicht gelöst werden darf, weil das zu viel Schmerz und Leid bewirken würde, verbirgt sich hinter dem Rätsel, das wir nicht lösen können, weil es buchstäblich unlösbar ist, es sei denn, die Voraussetzungen wurden inkorrekt wiedergegeben. Trotzdem bemühen wir uns weiterhin, es zu knacken, und hoffen, dass wir schlau genug sein werden, das Unmögliche möglich zu machen. Wir würden uns fühlen wie Gott, wenn wir es schaffen könnten. Und dabei

vergessen wir das wenig glamouröse, leicht zu lösende Rätsel, das sich in seinem Schatten verbirgt und uns weder Visionen noch verschlossene Zimmer beschert. Wer braucht schon mehr Schmerz und Leid in seinem Leben?

Sie müssen die Fragen angehen, vor denen Sie sich am meisten scheuen, Amber – eine nach der anderen. Nur so können Sie die unergründlichen Geheimnisse in Ihrem Leben zum Verschwinden bringen.

Fangen wir mit einer einfachen Frage an. Woher wussten Sie, dass auf Jos und Neils Bett in Little

Orchard eine Heizdecke lag? Und dass die Schubläden in Hilarys und Kirstys Ankleidezimmer mit Papier ausgelegt waren oder dass in Pams und Quentins Badezimmer eine Schale mit Baumwoll-Wattebäuschchen stand?

Muss ich fortfahren? Ein Loch in einem Baumstamm im Garten, eine graue Plastik-Besteckschublade in einer der Einbauküchenelemente in der Garage? Katharine Allen war 2003 noch am Leben, und Sie litten nicht unter Schlaflosigkeit. Sie hatten keine Ahnung, dass Sie eines Tages eine Hypnotherapeutin aufsuchen würden, die Sie auffordern würde,

jeden Zentimeter von Little Orchard in Ihrem Gedächtnis durchzugehen, um nach einem Blatt DIN-A4-Papier zu suchen, das sich als wichtig für die Ermittlungen in einem Mordfall erweisen könnte.

Sie haben sich diese Details nicht ausgedacht, oder? Das waren echte Erinnerungen, lebhafte Erinnerungen. Wenn Sie das leugnen sollten, würde ich Ihnen nicht glauben. Ich konnte die Konzentration auf Ihrem Gesicht sehen und wie viel es Ihnen bedeutete, alle Einzelheiten richtig zu erfassen.

Sie haben sich daran erinnert, wie

Sie schon einmal Haus und Garten durchsucht haben.

Wonach haben Sie gesucht?

4

1. 12. 2010

Sam Kombothekra war in Prousts Büro, saß an einem Schreibtisch und auf einem Stuhl, der ihm nicht gehörte. Das hatte er noch nie getan, nicht einmal, wenn Proust unter Garantie nicht kommen würde. Bis zu dem Augenblick, als er vorhin die Klinke herunterdrückte, hatte Sam nicht einmal gewusst, dass der Schneemann die Angewohnheit hatte, sein kleines Glaskabuff nicht abzuschließen – es war eine Frage, die er sich nie gestellt hatte. Es sei denn, es

war gar keine Angewohnheit. Vielleicht war der gestrige Tag für Proust so stressig gewesen, dass er vergessen hatte abzuschließen, aber Sam bezweifelte das. Wahrscheinlicher war, dass Proust davon ausging, er brauche nicht abzuschließen – die Angst, die er im Laufe der Jahre allen eingeflößt hatte, würde ausreichen, jeden fernzuhalten.

Auf dem Schreibtisch stand der neue »Bester Opa der Welt«-Becher von Sams Vorgesetztem: rot, weiße Schrift, mit dem Bild eines alten Mannes mit ulkigen Zähnen und rosa Nase. Wollte der Hersteller des Bechers damit andeuten, dass alle Opas Alkoholiker sind, oder zumindest die lustigen Opas?

Der Becher war größer und hässlicher als das Vorgängermodell, mit dem der Schneemann vor ein paar Jahren nach dem Kopf von Simon Waterhouse geworfen hatte. Simon war ausgewichen, und der Becher war gegen einen Aktenschrank geprallt und zerbrochen. Sam hätte wetten können, dass Proust sich diesen Ersatzbecher selbst gekauft hatte. Seine Enkel waren alle über vierzehn und mussten ihn also mittlerweile zwangsläufig hassen.

Sam verfolgte, wie Gibbs den Kriporaum betrat und ungläubig durch die Glasscheibe in Prousts Büro glotzte, wo sein Sergeant saß. Ja, ich bin am falschen Ort, dachte Sam. Ich bin seit

langer Zeit am falschen Ort. Ab morgen würde alles anders werden. Gibbs und Simon würden ihren Job los sein, und Sam würde seine Kündigung einreichen. Was würde Colin Sellers machen? Sam hatte das Gefühl, Sellers kaum noch zu kennen – seit dem Ende seiner außerehelichen Beziehung zu Suki war er geheimniskrämerisch und verschlossen. Sam war der Frau nie begegnet, aber er hatte Fotos von ihr gesehen und wünschte, das wäre nicht geschehen. Es konnte es kaum fassen, dass jemand auf den Gedanken kommen konnte, solche Fotos zu machen und sie dann auch noch im Kollegenkreis herumzuzeigen. Sams Frau Kate hatte kommentiert, dass Sellers es offenbar

verkehrt herum anging: Während er seine Frau betrog, war er rückhaltlos offen gewesen und hatte vor jedem, der es hören wollte, mit seiner langjährigen Affäre geprahlt, und nun, nachdem alles vorbei war und er nichts mehr zu verbergen hatte – jedenfalls soweit Sam wusste –, gab er sich plötzlich reserviert und zugeknöpft.

Gibbs kam herein, ohne anzuklopfen.
»Es gibt da etwas, das Sie wissen müssen, vorausgesetzt, wir gehen der Amber-Hewerdine-Spur nach.«

»Das tun wir«, sagte Sam. Er hatte den größten Teil der Nacht wachgelegen und sich überlegt, wie er vorgehen sollte. Proust würde sicher darauf bestehen,

dass er nach seiner Kündigung bis zum letzten Tag arbeitete, weil er wusste, es würde das Letzte sein, was Sam wollte. Aber für Sam war das heute sein letzter Arbeitstag, und er war entschlossen, ihn nicht unnütz verstreichen zu lassen. Er würde alle anderen Fälle für die nächsten Stunden auf Eis legen und sich ausschließlich auf den Mordfall Katharine Allen konzentrieren.

Ja, er würde die Amber-Hewerdine-Spur verfolgen. Nicht, weil Sam fürchtete, sich sonst Simons Unwillen zuzuziehen, oder um Proust irgendwas zu beweisen, sondern weil es auf der Hand lag. Simon hatte die Sache falsch angepackt, aber er hatte Recht: Amber

Hewerdine war eine wichtige Spur, und viel Auswahl hatten sie ja nicht. Sam konnte sich nicht erinnern, jemals so wenig Anhaltspunkte gehabt zu haben.

»Als ich Hewerdine vor ihrer Haustür antraf, hatte sie ihre beiden Töchter bei sich«, sagte Gibbs. »Und ihre ersten Worte waren: Die Kinder dürfen auf keine Fall merken, dass Sie von der Polizei sind. Es klang, als wäre Polizei ein Schimpfwort. Ihre Einstellung hat mich genervt, aber erst mitten in der Nacht kam ich darauf, mir die Frage zu stellen, die ich mir sofort hätte stellen sollen: Warum sollte es ihr etwas ausmachen, dass ihre Töchter mitkriegen, dass sie mit jemandem von

der Polizei spricht? Deutet kaum auf Unschuld hin, oder?«

»Es sind nicht ihre Töchter«, sagte Sam, womit er den erhofften Effekt erzielte. Es fiel ihm auf, weil seine Worte normalerweise so wenig Eindruck machten. Simon und der Schneemann stahlen ihm immer die Schau.

»Sie machen wohl Witze. Wer sind die beiden dann? Sie nannte sie ›meine Kinder‹.«

»Dinah und Oenone Lendrim.«

»In-own-y? Was zum Teufel soll denn das für ein Name sein?«

»Stammt aus der griechischen Mythologie.« Sam lächelte, denn ihm war klar, Gibbs würde annehmen, dass er das wusste, weil sein Vater Grieche war. »Sie wird Nonie genannt. Sie und ihre Schwester Dinah sind die Töchter von Sharon Lendrim.«

»Sollte ich den Namen kennen?«, fragte Gibbs.

»Ich dachte, er kommt Ihnen vielleicht bekannt vor. Keine Sorge, mir sagte er auch nichts. Sharon Lendrim wurde am 22. November 2008 ermordet. In Rawndesley. Ungelöster Fall.«

»Und Amber Hewerdine hat ihre Kinder?« Gibbs schüttelte den Kopf,

während er diese neue Information verarbeitete. »Das ist ... ich weiß nicht, was es ist, aber irgendwas ist es. Weiß Waterhouse das schon?«

Die Frage überraschte Sam nicht. Trotz seiner Unhöflichkeit und Unberechenbarkeit war Simon das menschliche Intelligenzsystem, in das alle relevanten Informationen eingegeben werden mussten. Gibbs verehrte ihn. Proust auch, wie Sam glaubte, auf eine seltsame Art und Weise. Nichts zählte, solange Simon es nicht wusste. Es war sinnlos, über irgendein Problem nachzudenken, solange Simon nicht ebenfalls darüber nachdachte und die anderen mitzog. Sam

hatte sich jahrelang vorgemacht, dass dem nicht so wäre, und er war die Lüge leid. Simon war nur dem Rang nach sein Untergebener. Eigentlich wäre es besser für Sam, sich davonzumachen und etwas völlig anderes zu tun.

»Er geht nicht ans Telefon«, teilte er Gibbs mit. »Ich habe ihm eine Nachricht hinterlassen. Und ... ich muss hier raus.« Er stand auf und fragte sich, was ihn geritten hatte. Was wollte er in Prousts Unglücks-Kasten? »Wie wär's mit einem Bier in der Brown Cow?«

»Klingt gut«, sagte Gibbs. »Ich hinterlasse Sellers eine Nachricht. Wo ist er, wissen Sie das?«

Sam hatte mehr als einmal in den vergangenen Monaten nicht gewusst, wo sich die einzelnen Mitglieder seines Teams aufhielten. »Ich habe ihn losgeschickt, um mit Ginny Saxon zu reden. Wahrscheinlich reine Zeitverschwendung.«

»Weiß man nie, solange man's nicht probiert hat, oder?«

Gibbs marschierte voran, als sie das Präsidium verließen. Er war ein grantiger Stinkstiefel, aber in letzter Zeit war er dazu übergegangen, Sam immer wieder zu loben. *Sie haben Ihr Bestes getan, Sarge. Guter Gedanke, Kumpel.* Colin Sellers tat das auch, Simon ebenfalls. Als wäre Sam ein

schüchterner neuer Rekrut mit einem Selbstsicherheitsdefizit. Wenn er so darüber nachdachte, fühlte es sich tatsächlich die meiste Zeit so an.

»Hat wohl keinen Sinn zu fragen, wo Waterhouse ist«, stellte Gibbs fest, als sie an der Bar standen und zwischen lauten Anzugträgern mit Krawatte auf ihre Pints warteten.

»Doch, schon möglich«, entgegnete Sam.
»Nicht, dass ich etwas von ihm gehört hätte, aber ich kann's erraten.«

»Amber Hewerdine?«

»Nein, glaube ich nicht. Ich habe sie heute Morgen im Büro angerufen.«

»Verborgene Talente, was?« Gibbs schien erstaunt.

»Ich bin Detective Sergeant. Es wird von mir erwartet, Entscheidungen zu fällen und entsprechend zu handeln.«

Gibbs schien vorübergehend verwirrt.
»Und was hat sie gesagt?«

»Simon hat sie gleich heute früh angerufen und um ein Treffen gebeten. Sie hat ihm eine Abfuhr erteilt. So hat sie es nicht ausgedrückt, aber das war mein Eindruck – bevor sie mir ebenfalls eine Abfuhr erteilte.«

»Gestern Abend war sie noch gern bereit, mit Waterhouse zu reden«,

bemerkte Gibbs. »Es war richtig harte Arbeit, sie dazu zu bewegen, nach Hause zu gehen.«

»Zu viel zu tun heute, zu viele Sitzungen, ich müsse bis morgen warten, hat sie gesagt.«

»Also, wenn Waterhouse nicht bei ihr ist, wo steckt er?«

Sie griffen sich ihre Biere und bahnten sich einen Weg zum nächsten freien Tisch. Gibbs zog einen dritten Stuhl heran, woraus Sam schloss, dass er erwartete, dass Sellers noch zu ihnen stoßen würde. Gibbs war entspannter, wenn Sellers da war. Sam war mit keinem von beiden befreundet – er stand

niemandem von den Kollegen nahe -, aber er wusste, sein Team würde ihm fehlen, obwohl er die Zusammenarbeit mit ihm nie sonderlich genossen hatte.

Der Pub war vor kurzem wieder mal renoviert worden. Die Wände waren mit Holz getäfelt und in einer Farbe gestrichen worden, die Sams Frau Kate »petrol« nannte, der alte Holzfußboden war durch einen rot-blau-weißen Teppich im Karomuster ersetzt worden. Der Wirt veränderte das Ambiente seines Lokals gern alle paar Jahre. Hiermit schien er »vornehmes schottisches Jagdhaus« ins Auge gefasst zu haben. Die einzige Konstante war das große Ölgemälde mit der braunen Kuh,

das schon seit Ewigkeiten dort hing. Es würde einen Aufschrei geben, wenn jemand versuchen sollte, es abzunehmen – einen vornehmen Aufschrei nach Spilling-Art -, und das mit Recht. Die Kuh war Sam ans Herz gewachsen. Sie schaute einen mit ihren intelligenten Augen an, wo immer man saß, und hatte sich mit den Jahren als gute Zuhörerin erwiesen. Besser als Simon, Sellers oder Gibbs. Manchmal, wenn Sam Probleme hatte, zu seinen Leuten durchzudringen, stellte er sich vor, er würde mit der Kuh sprechen, und schon war er in der Lage, sich deutlicher auszudrücken.

»Simon wird genau das denken, was Sie

auch gedacht haben«, erklärte er Gibbs.
»Wie kommt es, dass Amber mir plötzlich aus dem Weg geht, obwohl sie gestern Abend so hilfsbereit war? War es ein Fehler, ihr zu vertrauen und ihr so viel zu verraten, wie ich es getan habe?«

»Die Antwort auf die Frage kenne ich«, murmelte Gibbs.

»Er wird ihr Alibi für den zweiten November überprüfen wollen. Da steckt er: Er befragt die Teilnehmer dieses Verkehrserziehungskurses, so viele, wie er aufreiben kann. Das Kreuz in dem Kästchen hinter ihrem Namen wird ihm nicht reichen. Er wird jemanden finden wollen, der sich an ihr Gesicht erinnert und ihm sagen kann, ob sie den ganzen

Tag dort war oder irgendwann zwischen elf und eins mal kurz für eine halbe Stunde verschwunden ist. Die Fahrzeit zwischen dem Konferenzzentrum an der Rawndesley Road und Kat Allens Wohnung kann nicht mehr als fünf Minuten betragen.«

Sam hob sein Glas. »Να σκάσουν οι εχθροί μας«, sagte er, bevor er einen Schluck nahm. Gibbs würde die Ironie des griechischen Trinkspruchs nicht würdigen können, der bedeutete: »Mögen deine Feinde vor Neid platzen.« Sam hatte keine Feinde, und soweit er wusste, hatte ihn noch nie jemand beneidet.

»Das Konferenzzentrum?«, fragte Gibbs.
»Da hat der Kurs stattgefunden?«

Sam nickte. »Amber sagte, es wären zwanzig gewesen, oder? Zwanzig Raser?«

»Wenn Sie eine leichte Geschwindigkeitsübertretung Rasen nennen wollen.«

»Das wird ihn den ganzen Tag in Anspruch nehmen.« Sam seufzte. »Er kann es nicht riskieren, ins Präsidium zu kommen. Jemand – beispielsweise ich – könnte ihn ja fragen, wie er sich fühlt, und dann kann er nicht mehr so tun, als wäre nichts, er müsste sich dem Problem stellen. Es würde mich nicht wundern,

wenn er morgen um neun nicht zur offiziellen Rausschmiss-Zeremonie erscheint.«

»Er wird kommen«, sagte Gibbs.

»Wird er das? Ich war sicher, er würde gleich zurückrufen, nachdem er meine Nachricht wegen Sharon Lendrim erhalten hat. Ich habe extra den Großteil der Geschichte zurückgehalten, damit er einen Anreiz hat, sich zu melden.« Sam zuckte die Achseln. »Ich habe nichts von ihm gehört.«

»Nehmen Sie's nicht persönlich. Erzählen Sie's stattdessen mir, wenn Sie sich die Mühe machen wollen.«

Sam war schockiert. »Es ist mein Job, mir diese Mühe zu machen.« *Ein Job, den ich schon bald nicht mehr haben werde.*

»Schauen Sie, wir wissen beide, was morgen früh passieren wird«, sagte Gibbs. »Waterhouse um neun, mir um viertel nach neun. Ich dachte nur ...«

»Noch ist nicht morgen.« Sam empfand leichte Panik. »Noch ist heute, und Sie arbeiten für mich.«

»Schon gut, Sie brauchen nicht Ihren Rang raushängen zu lassen.«

Sam lachte. »Die meisten Detective Sergeants lassen ihren Rang mehrmals

täglich raushängen, und das jeden Tag. Wenn ich das öfter getan hätte, würden wir jetzt vielleicht nicht so in der Tinte sitzen.« Gibbs starrte ihn kurz an und wandte sich dann wieder seinem Bier zu.

Was hast du erwartet? Soll er sagen: Machen Sie sich keine Vorwürfe, Sie hätten nichts tun können? Klar wollte Sam ihm von dem Mord an Sharon Lendrim erzählen. Von allen Gesprächen, die am heutigen Tag zwischen ihnen denkbar waren, versprach dieses am leichtesten zu werden.

»Momentan weiß ich nur, was ich von DS Ursula Shearer von der Kripo

Rawndesley erfahren habe. Sharon Lendrim wohnte in Rawndesley, in der Monson Street. Sie war alleinerziehend, hatte zwei Kinder und arbeitete als Ernährungsberaterin für Diabetiker im Krankenhaus.«

»Haben die Kinder denselben Vater?«, fragte Gibbs.

»Das weiß niemand, aber es waren zu keinem Zeitpunkt irgendwelche Väter bekannt. Laut Sharons Mutter Marianne ist Sharon wohl zu einer Samenbank gegangen – aus reiner Gehässigkeit gegenüber der Mutter, weil sie wusste, die würde dagegen sein. Laut DS Shearer ist Gehässigkeit die einzig

normale Reaktion auf Marianne Lendrim.«

»Wurde ihr Alibi überprüft?«, fragte Gibbs.

»Ja. Am 22. November 2008 war sie in Venedig, in der Wohnung einer Freundin. Also wer auch immer nachts um zehn Minuten nach eins Benzin durch den Briefschlitz in Sharons Haus geschüttet und ein Streichholz hinterhergeworfen hat, es kann nicht Marianne gewesen sein.«

Gibbs runzelte die Stirn. »So ist es passiert?«

»Sharon lag schlafend im Bett und starb

an einer Rauchvergiftung.«

»Was ist mit den Töchtern?«

»Das ist das Interessante. Sobald der Brand sich ausgebreitet hatte, wurden Nachbarn aufmerksam und riefen die Feuerwehr. Als die kam, fanden sie Sharon tot im Haus und die Betten der kleinen Mädchen leer vor. Sie hatten erwartet, die beiden Schwestern zu finden, die laut der Nachbarn im Haus lebten, eine Fünfjährige und eine Sechsjährige.«

»Sie waren in Venedig mit der bösen Großmutter?«, riet Gibbs.

»Nein«, sagte Sam. »Viel zu einfach.

Während ihre Mutter allein zu Hause starb, waren Dinah und Nonie Lendrim in einem Pub.«

*

Charlie führte eine Liste, auf der sie vermerkte, auf welche Weise ihre Lebensqualität durch die Affäre ihrer Schwester mit Chris Gibbs vergällt wurde. Manchmal vergaß sie, bei welcher Nummer sie angelangt war. Bei dem neuesten Punkt auf der Liste, der ihr soeben eingefallen war – sie hatte nicht vorschlagen können, dass sie und Liv sich in der Brown Cow trafen, ihrem allerliebsten Lieblingspub, aus Angst, Gibbs könne sich gerade dort aufhalten

–, handelte es sich entweder um Nummer sechszwanzig oder siebenundzwanzig.

Charlie hätte als alternativen Treffpunkt etwas Schickeres wählen können oder ein Lokal in einer ähnlichen Kategorie wie das Brown Cow, aber stattdessen hatte sie sich für das Web & Grub entschieden, ein kleines, miefendes Internet-Café mit Blick auf die Sozialbausiedlung Winstanley Estate, das sich die Räume mit einem Kleintaxi-Unternehmen teilte und kein warmes Essen servierte. Das heutige schmackhafte Tagesangebot bestand aus fünf Sandwiches, die verloren auf dem Tresen standen, zwischen der Kasse und

dem selbstgebastelten Karton für die Trinkgelder: zwei mit Thunfisch und Majo und drei Käse-Sandwiches, alle in dreieckigen Plastikverpackungen. Heiße Getränke wurden in Styroporbechern serviert. Für Gäste, die kalte Getränke bevorzugten, gab es Mineralwasserflaschen sowie kleine Tetra-Packs mit Orangensaft und Johannisbeer-Limo in einem großen summenden Kühlschrank, dessen Glastür mit schmierigen Fingerabdrücken und halb abgelösten Stickern bedeckt war. Da Olivia am Telefon kein Wort über die Wahl des Lokals verloren hatte, wusste Charlie, dass ihre Schwester verstanden hatte: Es war Olivias Schuld, dass sie auf die Spinat-Spargel-Crêpes

verzichten mussten, die es in der Brown Cow gab, auf die Kasserolle mit roten Linsen und Chorizo, auf die Elsässer Würste.

Auch Alk gab es im Web & Grub nicht. Ein Pint starkes Lager hätte Charlie durch das Treffen mit ihrer Schwester hindurchgeholfen, das erste seit Monaten. Reichte die Zeit noch, um schnell zum Getränkeladen nebenan zu gehen, eine Dose Bier zu besorgen und zu leeren, bevor Liv kam?

Zu spät, da war sie schon. Als Olivia auf Charlie zustrebte, winkte sie heftig und unter Tränen, als stünde sie auf dem Deck eines sich rasch entfernenden Ozeandampfers. Ihre freudige Miene

fürhte dazu, dass sich etwas in Charlie verhärtete. An Livs Stelle, wenn die Rollen vertauscht wären, hätte sie ihre Vergebung als Beleidigung empfunden, empörender als die monatelange Funkstille.

Wer zum Teufel bist du, dass du dir einbildest, mir vergeben zu können, obwohl ich überhaupt nichts verkehrt gemacht habe?

Wie kommt es, dass ich immer noch so wütend auf sie bin, fragte Charlie sich, obwohl die Stimme in meinem Kopf eindeutig auf ihrer Seite ist? Ganz bewusst hatte sie am Telefon nichts von Vergebung gesagt. Sie hatte nur gefragt,

ob sie sich mal treffen könnten.

Sag ihr nicht, dass sie abgenommen hat und phantastisch aussieht. Sie wird wissen, dass du weißt, woher das kommt. Ebenso gut könntest du CHRIS GIBBS in Großbuchstaben auf den Tisch zwischen euch schreiben.

Liv setzte sich und drückte ihre seltsame Handtasche aus Kuhhaut gegen die Brust wie eine Rüstung. Die steifen Henkel verdeckten den Blick auf ihr Gesicht. Die kurvige Form erinnerte an eine Brücke: Brücken bauen, Brücken hinter sich abbrechen.

»Was für ein merkwürdiges Gefühl. Ich dachte, ich würde dich nie wiedersehen.

Hast du das nicht auch gedacht?«, sprudelte Liv los. »Nein, natürlich nicht. Du wusstest ja, dass du dich jederzeit bei mir melden konntest. Gott, ich zittere ja richtig! Kommt mir aus irgendwelchen Gründen vor wie ein heimliches Treffen. Muss an der wenig appetitlichen Umgebung liegen. Nicht, dass ich mich beschweren will«, fügte sie rasch hinzu und hob beide Hände, als würde sie sich ergeben, weil Charlie mit einer Pistole auf ihr Herz zielte.

Sag nicht: »Wenn du über unappetitliche Dinge reden willst ...«

»Ich hätte mich überall mit dir getroffen. Sogar in einem Caravan.« Mit großen Augen starrte sie Charlie an und hielt die

Griffe ihrer Tasche mit beiden Händen umklammert. Sie erschauerte.

Charlie nickte, um zu zeigen, dass sie die Botschaft verstanden hatte: Liv war verzweifelt bestrebt, Frieden zu schließen. Sie hatte Charlie einmal erzählt, sie hasse Caravans so sehr, dass allein das Wort sie krank mache, sie versuche zu vermeiden, es zu hören oder auszusprechen. Anfangs hatte Charlie das für Affektiertheit gehalten – schließlich hatte sie als Kind ebenso wie Liv jedes Jahr im Wohnwagen ihrer Eltern Urlaub gemacht, ohne irgendwelche Schäden davongetragen zu haben, aber nachdem ihre Schwester über Jahrzehnte beharrlich dabei

geblieben war, war Charlie nachdenklich geworden. Es war eine höchst bizarre Phobie. Was Ginny Saxon wohl dazu einfallen würde?

»Willst du was essen?«, fragte sie Liv.

»Du?«

»Ich glaube, ich habe keinen Hunger.«

»Ich auch nicht. Also Lunch ohne Essen.« Liv kicherte. »Wie bei *Dallas*. Weißt du noch, wie sie sich dort immer zu köstlichen Riesenmahlzeiten niedergelassen haben, nur um sich dann zu verkrachen und davonzustürmen?«

Sag ihr nicht, dass sie es viel zu

*offensichtlich macht, dieses schamlose
Heraufbeschwören glücklicher
Kindheitserinnerungen. Schön, wir
haben beide Dallas geliebt. Na und?*

»Ich meinte natürlich nicht, dass wir
jetzt einen Riesenkrach anfangen
werden. Das werden wir natürlich
nicht.« Liv wirkte bestürzt. »Ich bin so
froh, dich zu sehen, ich würde mich nicht
mal mit dir zerstreiten, wenn du ...«

*Wenn ich dich auffordern würde zu
schwören, dass du zum letzten Mal
Körperflüssigkeiten mit Chris Gibbs
ausgetauscht hast?*

»Mir fällt nichts ein.« Liv zuckte die
Achseln. »Mein Kopf ist ganz leer. Ich

habe zu große Angst vor dir. Du übernimmst besser das Reden.« Wieder hob sie die Hände. »Damit will ich nicht sagen, dass du Leuten Angst machst. Mist, jetzt komme ich passiv-aggressiv rüber, als würde ich etwas sagen, obwohl ich etwas ganz anderes meine. Ehrlich, das tue ich nicht.«

»Ich war bei einer Hypnotherapeutin«, verkündete Charlie. Es war leichter, damit herauszurücken, während Liv drauflosschnatterte. Nur dass sie jetzt schwieg, und das bedeutete, dass sich der Rest von dem, was Charlie zu sagen hatte, gegen den Druck aufmerksamen Schweigens würde behaupten müssen. »Also, ich war einmal bei ihr, aber ich

werde vermutlich wieder hingehen. Wegen dem Rauchen. Ich will das Rauchen aufgeben. Bei wahnsinnig vielen Leuten scheint es geholfen zu haben, also dachte ich mir, ich versuch's mal. Es ist keine große Sache, und ich hätte es auch gar nicht erwähnt, wenn nicht ...«

»Du wolltest eine Ausrede, um dich wieder bei mir zu melden?«, schlug Liv hoffnungsvoll vor.

Charlie atmete tief ein und behielt die Luft so lange wie möglich in der Lunge – sie stellte sich vor, es wäre Nikotin. »Wie sich herausstellte, habe ich mir die falsche Person ausgesucht«, sagte sie schließlich. »Ich will nicht in die

Details gehen, aber wie es scheint, gibt es da möglicherweise eine Verbindung zwischen meiner ...« Charlie brachte es nicht über sich, »Therapeutin« zu sagen. »Zwischen dieser Hypno-Frau und einem Fall, den Simon gerade bearbeitet.« Hypno-Frau, Therapeutin – Charlie wusste nicht genau, was schlimmer klang.

»Welcher Fall?«, fragte Liv. »Doch nicht Kat Allen?«

Charlie aktivierte sofort alle vorhandenen Verteidigungssysteme. Es erforderte keine Anstrengung, sie empfand kaum noch etwas. Ihre Seele war daran gewöhnt, eine tapfere Haltung

zur Schau zu stellen – jahrelange Übung.

Natürlich, Liv wusste alles über den Mord an Katharine Allen. Von Gibbs. *Kat.* Als hätte sie die Frau ihr Leben lang gekannt. Da Liv eben Liv war, sah sie keine Notwendigkeit, das für sich zu behalten. Warum sollte sie der Schwester nicht deutlich vor Augen führen, wie weit sie bereits in ihre Welt eingedrungen war? Es gab die unterschiedlichsten Methoden, mit denen Leute die Aufmerksamkeit von ihrer Selbstbezogenheit ablenkten. Livs Methode war es, ihren Egoismus hinter einer Maske naiver, kindlicher Begeisterung zu verbergen.

»Simon musste mit seinen Kollegen ganz

offen über meine Verbindung zu dieser ... Frau ... sprechen – Ginny heißt sie –, und ich wollte nicht, dass du es von jemand anderem erfährst.«

Simons Worte nachzuplappern, als würde sie sie selbst glauben, war nicht so schwer, wie sie befürchtet hatte. Olivia brauchte nicht zu erfahren, wie sehr Charlie ihren Mann im Augenblick verabscheute oder dass dieser Abscheu in keinster Weise ihre Liebe zu ihm schmälerte, was ihren Groll noch verstärkte.

Er hätte sie nicht zu demütigen brauchen, indem er ihr Notizbuch den Kollegen zeigte, sodass jeder, der wollte,

einschließlich Gibbs, ihre würdelosen, unzustellbaren Briefe an Olivia lesen konnte, die sie nie hatte abschicken wollen. Charlie hatte Simon unter Tränen gebeten, nur die relevante Seite herauszureißen und mitzunehmen, die »Liebgrausam«-Seite. Als das fehlschlug, versuchte sie es anders. Sie hatte ihn gebeten, doch Vernunft anzunehmen, sich fünf Minuten oder eine halbe Stunde Zeit zu nehmen, so lange es eben dauerte, und sich mit Charlies Hilfe eine akzeptable Lüge auszudenken, die es ihm ermöglichen würde, den Kollegen alles zu sagen, was sie wissen mussten, ohne seinen Job zu gefährden.

Nein, das konnte er nicht. Oder

vielmehr, er wollte es nicht. »Ich habe es satt, dass alles immer so kompliziert ist«, hatte er erklärt. »Ich habe neue Informationen. Ich muss diese Information weitergeben. Und da soll ich anfangen, irgendwas einzufädeln, zu planen, zu intrigieren und mir Sorgen wegen meines Jobs zu machen? Weder ich noch irgendjemand anders sollte das tun müssen. All das ist reine Energieverschwendung. Wenn jemandem die Wahrheit nicht gefällt, ist das sein Problem. Mir gefällt die Wahrheit manchmal auch nicht, aber damit müssen wir eben alle leben.«

Charlie schaffte es besser als die meisten Menschen, sich der Wahrheit zu

stellen – musste wohl so sein, denn warum sonst fühlte sie sich oft so elend? –, aber wenn es irgend ging, hätte sie gern gewisse Wahrheiten für sich behalten: ihren Besuch bei einer Hypnosetherapeutin, die emotionalen Briefe, die sie in dem naiven Glauben geschrieben hatte, niemand außer ihr würde sie zu Gesicht bekommen. In ihrer Panik platzte sie mit einer Reihe verzweifelter Vorschläge heraus, die aus Zeitmangel schlecht durchdacht waren: Simon sollte ihr die Möglichkeit geben, noch einmal mit Ginny Saxon zu sprechen, um sie dazu zu bringen, die Polizei anzurufen. Sie sollte nichts von Charlie sagen, sondern behaupten, sie sei wegen irgendetwas Unheimlichem

beunruhigt, das eine Klientin unter Hypnose gesagt habe. Etwas weit hergeholt vielleicht, aber Charlie glaubte, Ginny dazu überreden zu können, im Interesse der Vertraulichkeit in der Patient-Therapeut-Beziehung und weil sie damit zur Aufklärung eines Mordfalls beitrug.

Aber Simon war nicht gewillt, darüber zu diskutieren. »Ich gehe hin, ich nehme das Notizbuch mit, ich erzähle es so, wie es war – so werde ich es machen. Meinetwegen können andere Leute sich gern selbst fertigmachen, sie können mich feuern, wenn sie wollen, sie können sich erzählen, dass ich mich einen Scheißdreck um ihre Gefühle

schere. Nichts von dem Scheiß ist mein Problem.«

Später hatte Charlie erkannt, dass ihr Plan sowieso nicht funktioniert hätte. Sam, Gibbs oder Sellers hätten Amber Hewerdine befragt, und dabei hätten sie ziemlich bald von Ginny Saxons anderer Klientin erfahren, der Raucherin mit dem Notizbuch.

»Du hast mich hierher eingeladen, um mir zu erzählen, dass du eine Hypnotherapie machst?«, sagte Liv.
»Nicht weil ich dir gefehlt habe oder weil du Vergangenes hinter dir lassen willst, damit es wieder so wird, wie es früher war, oder ...« Sie hielt inne und schaute auf die Tischplatte. »Tut mir

leid, ich wollte dir nichts in den Mund legen.«

Charlie hatte genug damit zu tun, die Worte daran zu hindern, aus ihr herauszuplatzen.

Sag nicht zu ihr, du würdest es liebend gern wieder so haben, wie es früher war, bevor sie mit Gibbs ins Bett gehüpft ist.

Weis nicht darauf hin, dass die Vergangenheit nicht nur die unerfreulichen Erfahrungen enthält, die sie gern hinter sich lassen würde, sondern auch Dinge, an denen sie liebend gern festhalten würde – eins ganz besonders.

Verlang nicht zu wissen, wie sie die Frechheit haben kann, Sprache – Wörter mit festgelegter Bedeutung – auf so unehrliche, selbstsüchtige Weise zu benutzen.

Charlie dachte an Amber Hewerdine, die blödes Gewäsch irgendwelcher Art nicht duldete. Gestern musste ein höllischer Nachmittag für Ginny Saxon gewesen sein, erst Amber und dann Charlie. Die meisten Leute, die sich hilfesuchend an sie wandten, waren sicher leichtgläubiger und stellten weniger heikle Fragen.

Wünschst du dir etwa, Amber Hewerdine wäre deine Schwester, eine Frau, die du erst zweimal getroffen

hast und kaum kennst? Wie jämmerlich.

»Ich rede gern mit dir über alles, über das du reden willst«, sagte Liv. »Ich hatte nur ... angenommen, wir würden über Chris und mich reden.«

»Wenn du über Chris reden willst, wie du über jeden anderen Mann reden würdest, mit dem du zusammen bist – den anderen Mann, mit dem du zusammen bist, beispielsweise –, nichts dagegen. Wenn du lieber nicht über ihn sprechen würdest, auch gut. Was wir nicht diskutieren werden, auf gar keinen Fall, ist die Frage von Recht oder Unrecht – ob du mir übel mitgespielt hast oder nicht, ob ich überreagiert habe

...«

»Die strittigen Fragen«, fasste Liv zusammen.

Charlie nickte.

»Aber ...«

»Hast du ein Problem damit?«

Liv seufzte. »Es ist schon ein bisschen komisch, oder? Wie sollen wir das zwischen uns klären, wenn wir nicht ...«

»Klären wird nicht möglich sein«, sagte Charlie knapp und dachte an die Dutzende bössartiger Anschuldigungen, die sie ihrer Schwester liebend gern an

den Kopf geworfen hätte. »Wir können so tun, als wäre alles ganz normal, als hätte es nie ein Problem gegeben. So könnte es klappen. Das ist das Einzige, was mir einfällt. Ich bin bereit, es zu versuchen, wenn du es auch bist.«

Liv blickte besorgt drein. »Kann ich dich etwas fragen, nur um es klarzustellen?«

»Es ist alles klar.«

»Nicht für mich, nein. Du sagst, ich kann über Chris reden, wie ich über jeden anderen Mann reden würde, mit dem ich zusammen bin, aber das meinst du nicht wirklich, oder? Wie würdest du dich fühlen, wenn ich dich nach der Geburt

seiner Zwillinge völlig aufgelöst anrufe?«

Vielleicht hatte sie sich doch nicht klar genug ausgedrückt. »Wie ich mich *fühlen* würde, ist irrelevant. Das ist der Teil, über den wir nicht reden werden und nach dem du nicht fragen wirst, wenn du auch nur einen Funken Verstand hast. *Sagen* würde ich dasselbe, was ich sagen würde, wenn du dich mit einem Mann triffst, von dem ich nicht weiß, dass seine Frau gerade Zwillinge geboren hat: Wenn es dich so sehr belastet, beende es. Es sei denn, es belastet dich noch mehr, es zu beenden.«

»Ich werde mich zu schuldig fühlen, um Chris' Namen jemals zu erwähnen«,

sagte Liv düster. »Das weißt du. Wie kann ich ein Gespräch führen und meine Gefühle außen vor lassen? Ich bin doch kein Roboter.«

Am liebsten hätte Charlie gestöhnt und den Kopf auf die Tischplatte gelegt. Würde sie einen Vertrag ausarbeiten müssen, komplett mit Kleingedrucktem und einschränkenden Klauseln? »Du kannst über deine Gefühle reden, soviel du willst, solange du mich und meine Gefühle außen vor lässt.«

»Also, mal angenommen ...«

»Es wird keine Diskussionen geben«, erklärte Charlie entschieden.

»... ist es okay, wenn ich sage: ›Ich habe die ganze Nacht geheult, weil ich Dom heiraten muss und Chris nicht heiraten kann‹, aber es ist nicht okay, wenn ich dich frage, ob du mir vergeben hast oder das je tun wirst?«

»Donnerwetter, sie hat's kapiert.«
Charlie zitierte *My Fair Lady*, noch etwas, was sie und Olivia geliebt hatten, als sie noch Kinder waren.

Liv schüttelte irritiert den Kopf. »Also schön. Ich erkläre mich mit deinen lächerlichen Bedingungen einverstanden. Gott, du bist erst vier Monate mit Simon verheiratet, und schon hat er dich dazu gebracht, so zu reden, als wären Gefühle irgendein widerliches Abfallprodukt.

Meinetwegen rede nicht mit mir darüber, wenn du nicht willst, aber bitte, zu deinem eigenen Besten, versuch, etwas zu empfinden, solange du noch kannst, bevor Simon dich endgültig in einen Roboter verwandelt. Denn das ist es, was gerade passiert, Char.« Livs Stimme zitterte. »Er versucht, dich in eine ... eine Leerstelle zu verwandeln, damit er mit dir leben kann, ohne sich bedroht zu fühlen.«

Charlie lächelte. »Nun gut«, sagte sie. »Um zu dem theoretischen Beispiel zurückzukehren, das du gerade angeführt hast: Es ist mir egal, ob du es tust oder nicht, aber dir sollte klar sein, dass du Dom nicht heiraten *musst*.«

Liv begann zu weinen. »Hast du ein Taschentuch?«, flüsterte sie.

»Wir Leerstellen brauchen keine Taschentücher«, teilte Charlie ihr mit.

»Wir sind trocken, trocken, trocken.«

»Wie kannst du das ertragen, Charlie?«

»Ginny würde sagen, ich habe in der frühen Kindheit gelernt, meine emotionalen Regungen abzublocken. Wusstest du, dass unverarbeitete traumatische Erfahrungen in einem anderen Teil des Gehirns gespeichert werden, getrennt vom Rest unserer Erinnerungen?«

»Ginny?«, fragte Liv.

»Meine Hypnotiseurin. Anscheinend ist sie selten einem Menschen begegnet, der so wenig Zugang zu seinen Gefühlen hat wie ich.«

»Ist das der Sinn der Regeln, die du gerade aufgestellt hast?«, fragte Liv.

»Selten einem« reicht dir nicht, du willst die Goldmedaille?«

»Klar.« Charlie spielte mit. »Warte nur, bis Ginny von diesem Gespräch erfährt – sie wird zugeben müssen, dass ich die Konkurrenz aus dem Rennen gefegt habe.«

»Es sieht dir überhaupt nicht ähnlich, zu einer Hypnotherapeutin zu gehen. Du hast nie gesagt, dass du das Rauchen

aufgeben willst.«

»Laut Ginny bin ich noch nicht bereit, das Rauchen aufzugeben. Ich habe das Gefühl, dass ich das ein oder andere lernen werde, während wir beide darauf warten, dass meine Bereitschaft wächst. Wusstest du beispielsweise, dass manche Menschen schmerzliche Erinnerungen total verdrängen – sie haben keine Ahnung, dass da was war, bis sie sich unter Hypnose wieder daran erinnern? Andere hingegen wissen bis ins kleinste Detail, was passiert ist, aber sie verdrängen die Gefühle, die eigentlich dazugehören. Wie ich, ich gehöre zur zweiten Art. Zweifellos ist es deutlich besser, zur zweiten Art zu

gehören.«

»Charlie ...«

»Die anderen, die aus Gruppe A, können immer urplötzlich von einer Erinnerung überrumpelt werden, die plötzlich wieder auftaucht. Wir sind da cleverer und durchtriebener. Wir verdrängen nicht, sagen wir uns selbst, denn wir wissen ja alles, was es über uns zu wissen gibt, alle Fakten sind uns bekannt. Zudem fühlen wir uns ständig beschissen und sind stolz darauf – es kann also nicht sein, dass wir negative Gefühle verdrängen, oder?«

»Es ist wegen Simon, stimmt's?«, sagte Liv. »Deshalb gehst du zu dieser Frau.

Es ist alles für ihn.«

Charlie schnaubte. »Klar, es war Simons Idee. Klingt doch ganz nach ihm, oder, der Vorschlag, zu einer Hypnotherapeutin zu gehen? Alternative Therapien liegen ihm, wie du ja weißt.«

»Ihm gefällt nicht, dass du rauchst, oder?«, beharrte Liv.

»Nein. Es ist ihm egal. Er hat sich daran gewöhnt.«

»Er macht sich Sorgen um deine Gesundheit, seit du offiziell ihm gehörst. Er versucht, seine Investition zu schützen. Er will nicht seinen Ruhestand damit zubringen, eine Frau mit einem

Lungenemphysem und einem amputierten Bein zu pflegen.«

»*Mit* einem amputierten Bein? Wenn du dein Bein amputieren lässt, ist es weg. Aber ich kann mich natürlich irren. Du irrst dich jedenfalls ganz sicher. Die Hypnotherapie war meine Idee. Und Simon würde besser damit fertigwerden als die meisten Männer, mit einer verkrüppelten Frau dazustehen, die keine Luft mehr bekommt. Nichts gefällt ihm besser als die tragische Geste, große Opfer zu bringen.«

»Sex!«, verkündete Olivia und hieb triumphierend mit der Faust auf den Tisch. Die Taxifahrer, die um den summenden Kühlschrank herumstanden,

unterbrachen ihre halb polnischen, halb englischen Frotzeleien und schauten zu ihnen hinüber. »Sex, nicht Tod.«

Charlie nickte. »Ein guter Slogan. Meine Stimme ist dir sicher.«

»Simon benutzt das Rauchen als Ausrede dafür, dass er nicht mit dir schlafen will. *Deshalb* musstest du dich urplötzlich mit mir treffen und mir von deiner Hypnotherapie erzählen, die du nur machst, um dir das Rauchen abzugewöhnen, und das willst du ausschließlich aus gesundheitlichen Gründen tun. Es ist plausibel. Viele Leute würden darauf hereinfallen. Du warst dir nur nicht so sicher, ob ich auch

darauf reinfallen würde. Du weißt, dass ich weiß, wie sehr du deine Kippen liebst und wie wenig dich die langfristigen Konsequenzen interessieren. Du konntest nicht riskieren, dass Chris es mir erzählt, wenn du nicht da bist, um meine Reaktion zu überwachen, oder? Du musstest mit eigenen Augen sehen, ob ich darauf hereinfalle.«

»Alles wahr«, sagte Charlie. »Aber mit dem Sex liegst du falsch.«

Olivia wirkte beleidigt. »Tue ich nicht«, antwortete sie bockig.

»Glaub mir, ich weiß, wie schmerzlich es ist, eine Theorie aufgeben zu müssen,

die perfekt scheint. Simon, der mein Rauchen als Ausrede gebraucht, um Sex zu vermeiden – das ist eine klasse Idee, die es verdient hätte, wahr zu sein. Leider ist sie es nicht. Simon hat nie ein Wort über meine schmutzige Angewohnheit verloren, weder positiv noch negativ. Der Gedanke, sie zur Sexvermeidung einzusetzen, ist ihm gar nicht gekommen. War auch nicht nötig.« Charlie lachte. »Wir reden hier von einem Experten von Weltrang in Sachen Intimitätsvermeidung. Glaubst du etwa, er wäre nicht in der Lage, Sex mit einer Nichtraucherin zu vermeiden? Seine Methoden sind auf der ganzen Linie wirkungsvoll. Sie sind gänzlich nikotin-unabhängig.«

»Also wenn es nicht deswegen ist, weswegen dann?«, fragte Liv. »Warum gehst du zu einer Hypnotherapeutin?«

Charlie dachte darüber nach und sagte dann: »Ich kann diese Frage nicht beantworten. Du wirst meinen verborgenen Beobachter fragen müssen – den Teil von mir, der dafür zuständig ist, Informationen zu speichern, die ich auf irgendeiner Ebene wissen muss, die aber auf gar keinen Fall in mein Bewusstsein dringen dürfen.«

Olivia langte in ihre Handtasche und zückte ihren Terminkalender. »Wann hättest du wieder Zeit?«, fragte sie.

»Warum?«, fragte Charlie.

»Ich würde mich gern so bald wie möglich noch einmal mit dir treffen. Um zu reden.«

»Wir reden doch jetzt.«

»Ja, und es sagt mir nicht besonders zu.«
Liv stand auf, den aufgeklappten Terminkalender in der Hand. »Mail mir einen Termin. Ich werde kommen. Hoffentlich gefällt es mir beim nächsten Mal besser.«

»Unwahrscheinlich«, murmelte Charlie, als ihre Schwester die Flucht ergriff.



»Während die Löschtrupps versuchten, das lodernde Feuer in Sharons Haus unter Kontrolle zu bekommen, rief der Wirt der Kneipe um die Ecke, des Four Fountains in der Wight Street, die Polizei«, sagte Sam. »Dinah und Nonie Lendrim waren in seinen Pub gekommen, im Schlafanzug. Die beiden zitterten und hielten sich an den Händen.«

»Versuchen Sie, mir eine Gänsehaut einzujagen?«, sagte Gibbs.

»Der Wirt hieß Terry Bond. Sein Lokal hatte an dem Abend länger geöffnet. Er hatte eine Ausnahmegenehmigung für eine Live-Veranstaltung, eine Comedy-Nacht. Er war ziemlich überrascht, als er zwei kleine Kinder in seinen Pub

kommen sah, und noch überraschter, als sie ihm erzählten, was gerade passiert war. Sie waren von einem Feuerwehrmann in Uniform geweckt worden: Helm, Atemschutzmaske, die volle Montur. Er zerrte sie aus ihren Betten, die Treppe hinunter und schob sie aus dem Haus. Den beiden Mädchen zufolge sagte er oder sie die ganze Zeit nur zwei Worte: »Feuer« und dann »Lauft«, als die Kinder draußen auf dem Bürgersteig standen.«

»Er oder sie?«, fragte Gibbs. »Die beiden konnten nicht sagen, ob es ein Mann oder eine Frau war?«

»Dinah war sicher, dass es ein Mann

war. Nonie glaubte, dass es eine Frau war. Irgendwann hörten DS Shearer und ihr Team auf, sie danach zu fragen. Es belastete die beiden Mädchen zunehmend, dass sie sich nicht einigen konnten, und sie begannen schon zu zittern, wenn ein Polizist in ihre Nähe kam. Beide änderten ihre Geschichte ein paarmal, um sich gegenseitig zu beruhigen. Es war sinnlos, sagt DS Shearer. Was schade ist, denn wer auch immer hinter dieser Maske steckte, Mann oder Frau, hat Sharon Lendrim ermordet.«

Gibbs wartete, nicht ganz so geduldig, wie er es getan hätte, wenn Simon der Erzähler gewesen wäre.

»Dinah tat sofort, was man ihr gesagt hatte, und rannte zur Hauptstraße«, fuhr Sam fort. »Nonie blieb etwas zurück, weil sie sich Sorgen um ihre Mutter machte. Sie sah, wie die Person in Feuerwehruniform ins Haus zurückrannte, und dann schrie Dinah: »Komm, Nonie, lauf!«

»Hätten Sie auch getan, wenn Ihnen der Befehl von einem Erwachsenen erteilt worden wäre, der scheinbar versuchte, Ihnen das Leben zu retten.«

Sam nickte. »Die Uniform allein hätte gereicht. Leute, die Feuerwehruniformen tragen, retten Menschen das Leben. Sie sind Helden. Das weiß jeder, sogar sechs- und fünfjährige Kinder. Nonie

nahm an, die Feuerwehrfrau würde ins Haus zurücklaufen, um Sharon herauszuholen. Ihre Schwester sagte ihr, sie solle laufen, also lief sie.«

»Während der Täter was tat? Die Haustür abspernte, Benzin durch den Briefschlitz schüttete und es anzündete? Ein Feuerleger, kein Feuerbekämpfer.«

»Richtig. Ein Brandstifter mit einem Haustürschlüssel, vermutlich also jemand, den Sharon kannte. Jemand, der böse genug war, kaltblütig ein Leben auszulöschen, aber trotzdem erst Sharons Töchter rettete.«

Gibbs runzelte die Stirn. »Es ist ungewöhnlich für einen Brandstifter, der

einen Groll hegt, erst die Kinder aus dem Weg zu schaffen. Normalerweise ist es ihnen scheißegal. Solange sie ihr Ziel erreichen, kann ihretwegen die ganze Familie mitverbrennen – das ist Teil der Bestrafung.«

»Nicht in diesem Fall. Die Täterin ist gestört genug, sich einzubilden, ihre Prinzipien seien gewahrt geblieben, weil sie die beiden kleinen Mädchen am Leben gelassen hat. Sie ist ein großes Risiko eingegangen, als sie die beiden gerettet hat: Die Kinder haben sie gesehen, haben sie sprechen hören. Maske hin oder her, es wäre denkbar, dass Dinah und Nonie der Polizei ein Detail hätten verraten können, das sie an

den Strick geliefert hätte.«

»Warum ›die Täterin‹? Sagen Sie ›der Täter‹, wenn beides in Frage kommt.«

Sam grinste, mit dem Einwand hatte er gerechnet. »Wenn man sich angemessen nicht-sexistisch ausdrücken will, sagt man in solchen Fällen abwechselnd ›er‹ und ›sie‹. Aber ich habe nicht aus diesem Grund von einer Täterin gesprochen. Ich würde darauf tippen, dass Sharon Lendrims Mörderin eine Frau ist, und zwar aus zwei Gründen. Die meisten Brandstifter – diejenigen, die es einen Dreck interessiert, ob Ehepartner, Babys und Omas ebenfalls draufgehen – sind Männer. Dieser Täter hat zwei kleine Mädchen gerettet. Das

ist etwas, das eine Frau tun könnte.«

»Es gibt jede Menge Männer da draußen, die sich die Kugel geben würden, bevor sie zwei kleine Kinder verbrennen lassen. Ich gehöre dazu, Sie ebenfalls. Ist Ihr zweiter Grund besser?«

»Dinah und Nonie waren desorientiert«, erwiderte Sam. »Es ist mitten in der Nacht, und in ihrem Zimmer steht ein Fremder in Feuerwehruniform. Ich glaube mal, unter normalen Umständen hätten beide angenommen, dass es ein Mann ist. Es ist ein Beruf, der mit Männern in Verbindung gebracht wird. Wenn Nonie den Eindruck hatte, dass es eine Frau war ...«

»Während Dinah, wenn sie sagt, dass es ein Mann war, vielleicht einfach davon ausgegangen ist, dass es einer war?« Gibbs schüttelte den Kopf. »Aber sie haben beide seine Stimme gehört. Oder ihre Stimme.«

»Ursula Shearer ist ganz Ihrer Meinung«, bemerkte Sam. »Sie denkt, es könnte ein Mann oder eine Frau gewesen sein.«

»Ich frage mich, was Waterhouse wohl dazu sagen würde.«

Sam seufzte und machte weiter. »Übereins waren die beiden Mädchen sich einig, auch wenn es ihnen erst auffiel, als sie befragt wurden: Sie haben weder Feuer gesehen noch Rauch gerochen, als

sie das Haus verließen. Und Nonie hat nichts von einem Brand bemerkt, als sie zurückschaute. Es gab nur einen einzigen Grund für ihre Annahme, ihr Haus würde abbrennen, und das war ein uniformierter Feuerwehrmann, der ›Feuer‹ sagte, als er sie aus ihren Betten zerrte.«

»Weil es zu diesem Zeitpunkt noch gar nicht brannte«, murmelte Gibbs.

»Die beiden Mädchen rannten bis zur BP-Tankstelle an der Kreuzung Spilling Road und Ineson Way, aber sie war geschlossen – sie hat nicht die ganze Nacht geöffnet. Da fiel ihnen das Four Fountains ein. Sie wussten, dass der Pub noch offen hatte, dass Terry Bond eine

Ausnahmegenehmigung für diesen Abend hatte. Na ja, Dinah wusste es.«

»Eine Sechsjährige, die die Öffnungszeiten des nächstgelegenen Pubs kennt?« Gibbs schlürfte sein Bier. »Ich blick's nicht. Warum sind sie nicht zu den Nachbarn gelaufen?«

»Das konnten sie nicht erklären. Ursula Shearer nimmt an, es lag an der Art, wie der Mörder ihrer Mutter ›Lauft!‹ sagte. Eindringlich, wie in ›Rennt so schnell es geht, macht, dass ihr von hier wegkommt, schaut nicht zurück‹. Nicht ›Geht mal schnell zu den Nachbarn rüber‹. Und zudem ... Dinah gab mehr als einmal an, sie habe niemanden

aufwecken wollen, der schon schlief, nicht, wenn es nicht sein musste.«

»Eine rücksichtsvolle Sechsjährige, die die Öffnungszeiten der nächstgelegenen Kneipe kennt?«, sagte Gibbs. »Kauf ich ihr nicht ab. Könnten sie und ihre Schwester die Mutter abgemurkst haben?«

»Nur in einem Horrorfilm.«

»Es gibt Menschen, deren Leben ein Horrorfilm ist.«

»Gott sei Dank gibt es eine weniger schaurige Erklärung«, sagte Sam. »Es gibt da eine lange Geschichte zwischen Sharon Lendrim und dem Four

Fountains. Im Juni 2008 stellte Terry Bond bei der Stadtverwaltung einen Antrag auf Erweiterung seiner Gaststättenkonzession. Er wollte das Lokal donnerstags, freitags und samstags länger offen halten – bis halb eins statt bis halb zwölf –, um regelmäßige Comedy-Abende veranstalten zu können.«

»Amber Hewerdine ist die zuständige Sachbearbeiterin für Gewerbeüberwachung«, murmelte Gibbs.

»Gut erkannt«, sagte Sam. »Behalten Sie dieses Detail im Auge. Es ist wichtig.«

»Hätte ich nie erraten«, gab Gibbs

sarkastisch zurück.

»Terry Bond wollte nicht jedes Mal, wenn er einen Comedy-Abend veranstaltete, eine Ausnahmegenehmigung beantragen müssen. Er hatte ehrgeizige Pläne – er wollte das Four Fountains zum wichtigsten Veranstaltungsort für Live-Comedy im Culver Valley machen. Eine Gruppe besorgter Anwohner war gegen die Erweiterung der Schankzeiten. Weil längere Schankzeiten mehr Betrunkene auf den Straßen bedeuten würden, die nachts herumkrakeelten, Schaden anrichteten und Müll hinterließen.« Sam wäre auf ihrer Seite gewesen, hätte der Pub in seiner Nachbarschaft gelegen.

»Sie hatten starke Argumente: Die Kneipe liegt in einer reinen Wohngegend, sie war früher ein Einfamilienhaus und ist von allen Seiten von Einfamilienhäusern umgeben. Sie wissen, was ich meine. Die Vorsitzende der Anwohnerinitiative erkundete die Lage und stellte fest, dass Sharon Lendrims Grundstück an den Parkplatz des Pubs grenzte – beide waren nur durch einen niedrigen Zaun voneinander getrennt. Diese Frau – eine ziemliche Puritanerin, nach allem, was man so hört – überzeugte Sharon davon, dass eine Verlängerung der Öffnungszeiten des Pubs eine Katastrophe für sie wäre, schließlich hatte sie zwei kleine Kinder. Sharon bekam Angst und schloss sich

der Anwohnerinitiative an. Wenige Wochen später war sie an die Spitze aufgerückt – eine sehr kommunikative und beredte Vertreterin der Sache, deren beste Freundin seit der Schulzeit zufällig die zuständige Sachbearbeiterin bei der Stadtverwaltung war. Dinah und Nonie waren bestens über alles informiert. Im ganzen Haus lagen Poster und Flugblätter herum, Mitglieder der Anwohnerinitiative gingen ein und aus.«

»Miesmacher«, beschied Gibbs.

»Hocken in ihren Häusern rum und trinken nicht. Freaks.«

»Die Miesmacher waren entzückt, dass ihre Sprecherin zufällig Amber Hewerdines beste Freundin war.

Jedenfalls bis sie herausfanden, dass Amber, weit davon entfernt, ihren Einfluss geltend zu machen, um ihrer Freundin zu helfen, genau das Gegenteil tat: Sie hielt Sharon für albern, paranoid und unvernünftig und sagte ihr das auch. Die beiden zerstritten sich und redeten ein paar Wochen nicht mehr miteinander. Inzwischen zog Terry Bond, der nicht ganz begriff, wieso diese ganzen Probleme auf ihn einprasselten, seinen Antrag zurück. In der ganzen Nachbarschaft verhasst zu sein war das Letzte, was er wollte. Er war nicht gerade Sharon Lendrims größter Fan, wie Sie sich vorstellen können, und umgekehrt galt das natürlich auch. Als sie ermordet wurde, meldeten sich zwölf

Personen bei Ursula Shearer und erklärten, dass er dahinter stecken müsse. Nur eine Person meldete sich, um auszusagen, dass Terry Bond eindeutig nicht Sharons Mörder sei.«

»Amber Hewerdine«, riet Gibbs.

»Nachdem Bond seinen Antrag zurückgezogen hatte, rief Amber Sharon an und fragte, ob sie sich nicht mal treffen könnten, um über alles zu reden. Sharon willigte ein, weil ihre Kinder Amber anhimmelten und sie vermissten. Ein Mittagessen wurde vereinbart, bei dem Amber ihrer Freundin ein paar Dinge über die Anwohnerinitiative erzählte, die sie vorher nicht hatte hören wollen, nämlich, dass diese Leute

grundsätzlich gegen alles und jedes waren. Protestieren war ihr Hobby. Sie hatten protestiert, als ein indisches Restaurant eröffnen wollte, sie hatten Einwände gegen ein französisches Bistro und sogar gegen eine Kunstgalerie. Die Begründung? Auf Vernissagen wird Wein ausgeschenkt, was dazu führt, dass Betrunkene auf der Straße herumtorkeln, mit gefährlich scharfkantigen Bilderrahmen bewaffnet. Im Ernst, ich mache keine Witze. Sie waren gegen alles, wobei man Spaß haben könnte, und wollten, dass jedermann still zu Hause hocken und Wasser trinken solle – so jedenfalls sah Amber Hewerdines das. Also ganz ähnlich wie Sie.« Sam lächelte.

»Amber stellte Sharon vor eine interessante Aufgabe: Sie sollte mit ihr zu einem von Terry Bonds Comedy-Abenden (mit Ausnahmegenehmigung) gehen und mal schauen, wie sie die Sache dann sehen würde. Sharon stimmte zu, weil sie Gewissenbisse hatte, jedenfalls sagte Amber das nach Sharons Tod aus. Sharon befürchtete, ihre Freundin könnte Recht damit haben, dass sie nur von einem Haufen Wutbürger dazu gebracht worden war, in Panik zu geraten. Vielleicht hatte es tatsächlich keinen Grund zur Panik gegeben, und sie hatte die Träume eines harmlosen Kneipenwirts zerstört.«

»So etwas wie einem harmlosen

Kneipenwirt muss ich erst noch begegnen, aber machen Sie weiter«, sagte Gibbs. »Oder soll ich? Sharon verlebte den besten Abend ihres Lebens, sie und Terry Bond gingen ab wie die Feuerw ...«

»Wählen Sie bitte eine andere Metapher«, riet Sam.

»War es so?«

»Amber zufolge war es so. Sie sagte, Sharon fand alles ganz wunderbar, sie fand die Comedians wunderbar, die an dem Abend auftraten ...«

»Ich hasse Komiker«, sagte Gibbs. »Sie sind nicht komisch.«

»... ihr fiel auf, dass sie oder ihre Töchter noch nie durch Lärm vom Pub gestört worden waren, nicht mal an den Abenden, an denen länger geöffnet war, manchmal bis drei Uhr nachts. Terry Bond erzählte ihr, warum sie noch nie durch Lärm belästigt worden war. Als er das Four Fountains übernahm, hatte er neue schalldämmende Fenster mit Doppelverglasung einbauen lassen, die Wände waren schalldicht, die Gäste durften nach neun Uhr abends nicht mehr in den Biergarten, überall im Biergarten waren Schilder aufgestellt, auf denen jedem Krakeeler Rausschmiss und Lokalverbot angedroht wurde ...«

»Er wollte Sharon Lendrim auf seine

Seite ziehen.«

»Laut Amber Hewerdine ist ihm das gelungen. Sie riet ihm, einen neuen Antrag zu stellen. Dieses Mal würde Sharon ihn unterstützen und sogar bei der Anhörung zu seinen Gunsten sprechen, als frisch Bekehrte. Verständlicherweise war Bond entzückt. Er gab Sharon eine Freikarte für den nächsten Comedy-Abend, legte noch einen Gratis-Babysitter für die Kinder obendrauf und versprach, hinten im Biergarten einen hohen Zaun zu errichten und eine Nadelbaumhecke zu pflanzen, damit ihr Haus ein wenig zusätzlichen Schutz bekam.« Sam merkte, dass er sein Bier kaum angerührt hatte. Das erklärte,

warum er so durstig war. Er stürzte es in zwei Zügen herunter. »Der nächste Comedy-Abend im Four Fountains war am 22. November 2008«, setzte er seine Erzählung fort. »Die Nacht, in der Sharon starb. Laut Bond hatte sie sich großartig amüsiert. Das sagte auch seine Teenie-Tochter, die auf Dinah und Nonie aufgepasst hatte. Sharon blieb bis elf im Pub, dann ging sie nach Hause und ins Bett. Dinah war noch auf und unterhielt sich angeregt mit Bonds Tochter. Sie ging ins Bett, als ihre Mutter ins Bett ging, um halb zwölf. Davor hat sie das Gespräch zwischen der Babysitterin und Sharon mitbekommen. Bonds Tochter sagte: ›Sie sind ja früh wieder da‹, und Sharon

entgegnete scherzhaft: »Elf Uhr abends ist nicht früh. Ich wäre gern die ganze Nacht geblieben, aber dazu bin ich eindeutig zu alt.« Daher wusste Dinah, dass der Pub noch geöffnet sein würde, als sie und Nonie wegliefen und irgendwo hinmussten – nicht weil sie eine kleine Psychopathin ist, die gern bis in die frühen Morgenstunden in Pubs herumhängt.«

»Und wenn sie die Nachbarn nicht wecken wollte, lag das vielleicht daran ...«, begann Gibbs.

»... dass sie mitbekommen hat, wie zahllose Mitglieder der Anwohnerinitiative auf rücksichtslosen Leuten herumhackten, denen es egal ist,

wenn sie den Schlaf hart arbeitender Steuerzahler stören«, beendete Sam den Satz für ihn.

»Bond hatte also kein Motiv dafür, Sharons Haus anzuzünden«, sagte Gibbs.

»Nicht, wenn stimmt, was er, seine Tochter, Dinah Lendrim, Nonie Lendrim und Amber Hewerdine sagen«, bestätigte Sam. »Leider wusste sonst niemand von ihrem Sinneswandel oder ihrem Abkommen mit Bond.«

»Fünf Zeugen sind nicht genug?«

»Normalerweise schon, aber zwölf Leute behaupteten das Gegenteil: Terry Bond habe Sharon Lendrim gehasst, sie

hätte nie ihre Meinung hinsichtlich der Öffnungszeiten des Pubs geändert, Bond müsse aus Rache einen Mord in Auftrag gegeben haben. Als Sharon ermordet wurde, hatte Bond bereits einen neuen Antrag bei der Stadtverwaltung eingereicht, und die Anwohnerinitiative legte wieder los, um das zu verhindern. Amber Hewerdine erzählte Ursula Shearer, Sharon habe Angst gehabt, mit der Sprache herauszurücken und den Wutbürgern zu beichten, dass sie die Seiten gewechselt habe. Sie hat es immer wieder aufgeschoben ... und dann wurde sie ermordet.«

»Und es sah so aus, als würde Bond sie aus dem Weg räumen wollen, damit es

beim zweiten Versuch klappte«, sagte Gibbs. »Aber nichts von alldem erklärt, wieso Amber Hewerdine die Kinder von Sharon Lendrim bekommen hat.«

»Sharon hat ein Testament hinterlassen, in dem sie Amber zum Vormund der Kinder ernennt, falls ihr etwas passieren sollte. Die Kinder sollten auf keinen Fall zu Marianne kommen, ihrer Großmutter und einzigen noch lebenden Blutsverwandten. Amber und Luke versuchen, die Kinder zu adoptieren. Marianne ist strikt dagegen, sagt Ursula Shearer. Das Jugendamt wollte von ihr wissen, was sie von beiden hält, von Marianne und von Amber, wie sie zu der möglichen Adoption steht, wie sie

Mariannes Einwände beurteilt.
Schließlich kennt sie alle Beteiligten.«

»Und?«, fragte Gibbs.

»Ursula mag Amber und vertraut ihr. Sie findet, sie und ihr Mann Luke sind großartig für die Kinder. Allerdings hält sie Amber auch für eine ziemliche Nervensäge, die dazu neigt, anderen Leuten zu erzählen, wie sie ihre Arbeit machen sollen. Nichts, was Ursula sagt, kann sie von ihrer Überzeugung abbringen, dass Sharon von einem Mitglied der Anwohnerinitiative ermordet wurde.«

Gibbs verschluckte sich an seinem Bier.
»Was, von den Puritanern?«

»Reiner Blödsinn, sagt Ursula. Die Wutbürger haben alle ein Alibi. Amber weiß das, hält aber trotzdem an ihrer Theorie fest. Gelegentlich ruft sie Ursula an und versucht erneut, sie zu überzeugen: Jemand habe Sharon ermordet, um Terry Bonds Ruf zu beschädigen. Es konnte nicht bewiesen werden, dass Bond dahintersteckte, aber der Verdacht hätte vermutlich ausgereicht, um den Ausschuss zu bewegen, künftige Anträge Bonds auf Verkürzung der Sperrzeit abzulehnen. Wenn das das Ziel des Täters war, hat es in gewisser Weise funktioniert. Als Bond von Sharons Ermordung erfuhr, war er am Boden zerstört und zog augenblicklich seinen Antrag zurück. Er

glaubte Ambers Theorie – als Einziger –, und gab sich selbst die Schuld. Er meinte, sein Antrag bei der Stadtverwaltung habe die Tragödie ausgelöst. Sie können sich vorstellen, wie er sich selbst gequält haben muss.«

Sam hatte Ursula Shearer angemerkt, dass Bond ihr leidtat. Das hatte ihn bewogen, sie zu fragen, ob er immer noch der Wirt des Four Fountains war. »Der Pub hat nach Sharons Tod nie wieder eine Comedy-Nacht veranstaltet. 2009 sind Bond und seine Tochter weggezogen. Sie wohnen jetzt in Cornwall.«

»Wir sollten nicht hier herumsitzen«, sagte Gibbs. »Wir sollten Ursula

Shearers Berichte und Protokolle mit dem abgleichen, was wir über den Mord an Kat Allen haben, um festzustellen, ob es irgendwelche Gemeinsamkeiten gibt.«

»Ursula kopiert die Akte und schickt uns alles rüber. Ich würde mal vermuten, dass es abgesehen von Amber Hewerdine keine Gemeinsamkeiten gibt.«

»Falsch«, sagte Gibbs. »Beide Fälle sind unlösbar. Wir können niemanden finden, der was gegen Katharine Allen hatte, geschweige denn ihren Tod wollte. Obwohl der Mord an Sharon Lendrim zwei Jahre her ist, wurde immer noch niemand dafür eingebuchtet,

und DS Shearer ist sicher, dass es weder Terry Bond noch die Puritaner waren. Hat sie irgendwelche unbeweisbaren Theorien, gibt es Verdächtige, denen man nichts nachweisen kann? Irgendjemanden, bei dem sie ein komisches Gefühl hat?«

Gibbs hatte Recht. Der Gedanke war Sam nicht gekommen, und er hätte ihm kommen sollen. Simon hätte es sofort gesehen.

»Shearer hat überhaupt niemanden, oder?«, sagte Gibbs. »Wir auch nicht, bei Katharine Allen.«

Sam nickte. Das hatte nicht notwendigerweise etwas zu bedeuten.

Doch, hat es. Nichts gibt es normalerweise nicht. Nie. Nur jetzt, wo sie zwei Mal nichts hatten.

Dass man nichts im Leben des Opfers finden konnte, was den Mord erklärte, kam eigentlich nur vor, wenn es sich um ein Sexualdelikt handelte und das Opfer dem Täter nicht bekannt war. Weder bei Sharon Lendrim noch bei Kat Allen lag eine Sexualstraftat vor.

»Zwei Morde ohne einen einzigen losen Faden, soweit wir feststellen können«, fuhr Gibbs fort. »In beiden Fällen gibt es keine Lösung, die Sinn machen würde, und auch nichts, was keinen Sinn macht. Ein Mörder, der zwei Menschen töten wollte, ohne dass jemand erraten kann,

warum – in beiden Fällen. Vielleicht jemand, dessen Gehirn aus nichts etwas macht. Jedem anderen Menschen wird der Grund für die Tat irrational erscheinen oder er kann gar keinen erkennen.«

Ein berechtigter Punkt, das musste Sam zugeben. Manche Motive waren für jedermann unmittelbar einleuchtend und lagen offen zutage, sodass alle Welt sie sehen konnte, beispielsweise ein sehr öffentlicher Streit zwischen einem Wirt und einer Anwohnerinitiative. Andere Motive waren mit unsichtbarer Tinte geschrieben und existierten nur in den verbotenen Geschichten, die ihre Eigentümer sich selbst endlos erzählten,

aber niemals gegenüber einem anderen erwähnten. Wenn Sam ihn nicht missverstanden hatte, dachte Gibbs an einen Täter, der nur töten würde, wenn er sicher sein konnte, dass niemand je den Grund dafür erraten würde.

Der Täter oder die Täterin. Ein verschlossener, ordentlicher, vorsichtiger Mensch.

Sam wusste, was Gibbs sagen würde, noch bevor er es tat.

»Amber Hewerdine hat beide umgebracht. Verlangen Sie nicht von mir, es zu beweisen – dafür reicht die Zeit nicht. Ich fliege morgen raus, schon vergessen?«



»Ich wünschte, ich könnte Ihnen weiterhelfen.« Edward Ormston rückte seine Brille zurecht und betrachtete das Foto aus einem anderen Winkel. Er und Simon saßen Seite an Seite auf hohen Hockern an der Frühstückstheke in Ormstons Küche in Combingham und tranken Tee. Simon versuchte, sich nicht durch den Anblick von Ormstons Frau ablenken zu lassen, die Gummistiefel angezogen hatte und im Garten mit zwei roten Settern spielte. Man musste regelmäßig mit Hunden spazieren gehen, das war Simon bekannt, aber er war noch nie jemandem begegnet, der so mit ihnen herumtollte wie diese Frau. Würde

Ormston, wenn Simon gegangen war, gegen das Fenster hämmern und brüllen: »Jetzt reicht's aber! Du führst dich auf wie eine verdammte Idiotin!«

Unwahrscheinlich. Er schien ein freundlicher Mann mit sanfter Stimme und ohne harte Kanten zu sein, was ihn für Simon zu einem außerirdischen Wesen machte.

»Nein, tut mir leid«, erklärte Ormston schließlich. »Ich könnte nicht sagen, ob sie dort war oder nicht. Ich weiß nicht mehr, wie die anderen Kursteilnehmer aussahen. Wenn man denkt, dass man jemanden sowieso nie wiedersehen wird, macht man sich ja nicht die Mühe, sein Bild zu speichern und abrufbereit zu

halten. Ich jedenfalls nicht. Das waren neunzehn wildfremde Leute, zwanzig, wenn man den Kursleiter mitzählt. Verzeihung, den Moderator.« Ormston lächelte. »Als ich in ihrem Alter war, gab es keine Moderatoren bei Kursen.«

»Sie heißt Amber Hewerdine«, sagte Simon. »Sie arbeitet für die Stadtverwaltung, in der Gewerbeüberwachung. Ihr Mann heißt Luke und ist Steinmetz, und sie haben zwei Kinder.« Simon dachte an die Nachricht, die Sam ihm auf dem Handy hinterlassen hatte, und fügte hinzu: »Es sind nicht ihre Kinder – seit dem Tod der Mutter ist sie ihr gesetzlicher Vormund. Amber und Luke wollen die

beiden adoptieren.«

»Wie furchtbar – der Tod der Mutter, meine ich. Tut mir leid, ich verstehe nicht ganz ...« Ormston war zu höflich, um Simon direkt zu fragen, warum er ihm die Lebensgeschichte einer wildfremden Frau erzählte.

»Ich dachte, eins dieser Details würde vielleicht Ihrem Gedächtnis auf die Sprünge helfen. Ihre familiäre Situation ist ungewöhnlich ... Aber offensichtlich hören Sie das alles zum ersten Mal.« Simon versuchte, sich seine Enttäuschung nicht anmerken zu lassen. Ormston war der Letzte auf seiner Liste. Alle anderen Teilnehmer des Verkehrserziehungskurses hatte er

bereits persönlich oder am Telefon befragt oder als momentan nicht erreichbar abgeschrieben. Niemand, mit dem er gesprochen hatte, konnte sich an Ambers Gesicht erinnern, obwohl alle betont hatten, das bedeute nicht, dass sie nicht da gewesen sei. Es war zu lange her. Sie alle hatten seit diesem zweiten November viele Gesichter gesehen und wieder vergessen. Ormston hatte er sich bis zuletzt aufbewahrt, da er davon ausging, er müsse der von Amber erwähnte »Ed« sein, der Mann, der einen Autounfall überlebt hatte, bei dem seine Tochter gestorben war. Louise oder Lucy. An der Küchenwand hing das gerahmte Foto eines blonden Kleinkinds. War das die Tochter?

»Wir haben uns weder mit Namen vorgestellt noch über persönliche Dinge gesprochen«, erklärte Ormston. »Wir haben uns kaum miteinander unterhalten, nicht einmal während der Pausen. Alle hielten die Köpfe gesenkt und kommunizierten via Handy mit der Außenwelt. Niemand von uns war freiwillig da. Es war uns allen etwas peinlich, wir wollten es nur hinter uns bringen und so schnell wie möglich wieder verschwinden.«

»Amber hat sich an Sie erinnert. Sie nannte Sie Ed.«

»Ah. Ich glaube, das kann ich erklären. Vielleicht kann ich Ihnen doch ein wenig helfen.« Ormston lächelte. »Sehen Sie,

der Moderator hat mich nach meinem Namen gefragt, vor der ganzen Gruppe. Alle, die mich kennen, nennen mich Ed – Edward sagt keiner –, also habe ich Ed gesagt. Alle im Raum haben es gehört. Ich hätte es vorgezogen, wenn er mich nicht gefragt und dadurch die ganze Aufmerksamkeit auf mich gelenkt hätte, er hat nämlich nach keinem anderen Namen gefragt, aber ich nehme es ihm nicht übel. Ich konnte verstehen, warum er das machte. Es war ein ziemlich ungeschickter Versuch, mir von Mensch zu Mensch zu begegnen, nachdem die Verbindung auf Kursteilnehmer-Kursleiter-Ebene zu einer seinem Empfinden nach für ihn peinlichen Lage geführt hatte. Und um fair zu sein, ich

hatte bereits selbst die Aufmerksamkeit auf mich gezogen.«

»Sie haben der Gruppe vom Tod Ihrer Tochter erzählt«, sagte Simon.

Ormstons Augenbrauen schossen hoch.
»Sie wissen davon?«

»Amber hat es erwähnt.«

»Gott segne sie«, sagte Ormston.

Simon fragte sich, ob der Mann wohl religiös war. Dann fragte er sich, warum er nie mitbekommen hatte, dass seine Eltern, die gläubige Katholiken waren, irgendjemanden gesegnet hatten. Und dabei war er immer davon ausgegangen,

dass sie sich im Glauben besonders hervortaten, obwohl sie in allen anderen Lebensbereichen unfähig waren. Aber vielleicht war das ja ein Irrtum, und sie waren auch im Religiös-Sein beschissen. Und somit, erkannte Simon, hätten sie gar nichts Gewinnendes mehr an sich. Es war ein deprimierender Gedanke.

»Ist das Ihre Tochter?« Er wies auf das gerahmte Foto an der Wand.

»Ja. Louise. Ein schönes Kind, nicht wahr?«

»Es muss unerträglich sein, ein Kind zu verlieren.«

»Nichts ist unerträglich«, sagte Ormston und starrte auf das Foto. »Das kann ich Ihnen versprechen. Wir ertragen alles. Bleibt uns ja nichts anderes übrig, oder?«

»Das hat nichts mit meinem Fall zu tun, aber ... warum haben Sie es erzählt? Dem Kurs, von Louises Tod. Sie hätten es doch für sich behalten können. Niemand hätte es erfahren.«

Ormston nickte. »Ich habe es in Erwägung gezogen. Genau das habe ich mir auch gedacht: Du brauchst es ihnen nicht zu erzählen. Aber dann dachte ich: Warum eigentlich nicht? Es war die wahrheitsgemäße Antwort auf eine Frage, die mir gestellt worden war. Ich

hätte es nicht unaufgefordert erzählt, aber wir waren ausdrücklich gefragt worden, ob jemand von uns schon mal in einen Verkehrsunfall verwickelt war, und ich sah nicht ein, warum ich mir die Mühe machen sollte, es zu verbergen.«

Simon verstand ihn vollkommen, genauso hatte er sich gefühlt, nachdem Charlie ihm von ihrer Begegnung mit Amber Hewerdine vor der Praxis der Hypnotherapeutin erzählt hatte, als sie ihn gebeten hatte, seine Zeit damit zu verschwenden, sich unnötige Lügen auszudenken. »Die Wahrheit zu sagen ist vielleicht nicht immer am besten für die Leute, die sie sich anhören müssen«, meinte er, »aber es ist normalerweise

das Beste für den, der sie ausspricht.«

»Ganz Ihrer Meinung«, bekräftigte Ormston. »Wollen Sie etwas wissen, das kaum jemand weiß?«

Simon malte sich aus, was Ormston in einer idealen Welt gleich sagen würde: *Wollen Sie wissen, wer Kat Allen ermordet hat? Wollen Sie wissen, was die Worte »Lieb, Grausam, Liebgrausam« bedeuten?*

»Wenn man das tut, was am besten für einen selbst ist, wird man immer erstaunt feststellen, dass es auch das Beste für alle anderen war. Es gibt nicht viele Leute, die das erkannt haben, mir selbst war es lange Zeit nicht klar. Wir stellen

uns ja immer vor, dass wir auf Widerstand stoßen werden, wenn wir klar und deutlich sagen, was wir wollen und brauchen. Dass es zu einer persönlichen Konfrontation kommen wird, vielleicht sogar zu einem Kampf, den wir nicht gewinnen können. Aber in Wahrheit entstehen nur dann Probleme und Konflikte, wenn wir uns zwingen, irgendwas zu tun, was unserer Meinung nach am besten für andere ist.«

Simon war nicht überzeugt davon, fand aber, dass er schlecht widersprechen konnte, nachdem Ormston ihm gerade eben zugestimmt hatte. Er wusste nur, dass ihm leichter zumute war, seitdem er beschlossen hatte, geradeheraus und

direkt zu sein, weil das am besten für ihn war – sogar besser, als einen Job zu haben. Sonst wäre er das Risiko nicht eingegangen.

»Eine Sekunde«, rief Ormston und kniff die Augen zusammen. »Amber. Wissen Sie, ich glaube, da war eine Amber. Doch.« Er nickte. »Ich glaube, das war die, die die große Ansprache gehalten hat. Sie hatte eine glasklare Aussprache, soweit ich mich erinnere, wie ein Mitglied des Königshauses. Und ... eine ungewöhnliche Ausdrucksweise. Alle schauten sich mit erhobenen Augenbrauen an, als sie zu sprechen begann.«

Simon runzelte die Stirn. Amber

Hewerdine sprach mit reinstem Culver Valley-Akzent. »Eine Ansprache?«, fragte er.

»Todesfälle im Straßenverkehr seien unvermeidbar in der modernen Welt, und wenn wir wirklich nicht wollten, dass jemand auf der Straße stirbt, sollten wir alle Autos verschrotten. Ich gebe es sinngemäß wieder – sie drückte sich schillernder und exzentrischer aus. Und da niemand bereit sei, aufs Auto zu verzichten, verkündete sie, sollten wir lieber mit dem Jammern aufhören.« Ormston gluckste leise. »Alle schienen furchtbar besorgt, dass ich mir das zu Herzen nehmen könnte, aber ich habe mich nicht darüber aufgeregt. Es war

etwas befriedigend Todesverachtendes an ihren Ansichten. Sie war gegen Radarfallen und Verkehrserziehungskurse, gegen Temposchwellen und Zwanzig-Meilen-Zonen. Niemand sollte sein Fahrverhalten auf Angst und Worst-Case-Denken ausrichten, erklärte sie. Man könne immer sterben, wenn man ins Auto steige, also könne man das ebenso gut akzeptieren und fahren, so schnell es einem gefällt, frei von Angst und Schuldgefühlen. Ich glaube, das war ihre Philosophie.«

Ormston warf einen Blick in den Garten. Seine Frau tobte nicht mehr so herum, die Hunde schon. Sie warf Stöckchen,

und die beiden rasten los und brachten sie ihr zurück. »Ich kann nicht behaupten, dass ich dieser Ansicht zustimme – dass freie Fahrt für freie Bürger etwas ist, für das man mehr Verkehrstote gern in Kauf nehmen sollte –, aber ich habe ihre Chuzpe bewundert.«

»Könnte diese Frau irgendwann während des Kurses das Konferenzzentrum verlassen haben?«, fragte Simon.

Ormston schüttelte den Kopf. »Wir waren alle die gesamte Kursdauer über da. Sogar in der Mittagspause sind wir alle im Raum geblieben, abgesehen von ein paar Leuten, die kurz zur Toilette

sind.«

»Ist sie das – Amber, die Frau, die die Ansprache gehalten hat?« Simon reichte Ormston ein weiteres Foto. Dieses stammte aus den *Rawndesley Evening News*. Amber stand lächelnd zwischen zwei Stadträten. Die Bildunterschrift lautete: »Stadtrat begrüßt Einführung einer Risikozone in East Rawndesley: Neue Lokale mit Alkoholausschank werden nur noch eingeschränkt zugelassen«.

»Sie wissen noch so viel von dem, was sie gesagt hat. Sind Sie sicher, dass Sie sich nicht an ihr Gesicht erinnern?«

»Nein, ich erinnere mich nicht«, sagte

Ormston. »Tut mir leid, aber Sie würden doch nicht wollen, dass ich Ihnen etwas vormache, oder? Dieses Gesicht erkenne ich überhaupt nicht.«

Also. Die Antwort ist »der Schlüssel«, und die Antwort ist der Schlüssel. Ich wiederhole mich nicht. Ich sage, dass die Antwort »der Schlüssel« der Schlüssel ist. Wir können jede neue Antwort als Schlüssel zu einer verschlossenen Tür betrachten, die uns den Weg versperrt. Manchmal stellen wir fest, dass wir vor einer weiteren verschlossenen Tür stehen, wenn wir eine verschlossene Tür geöffnet haben, also müssen wir nach dem

nächsten Schlüssel suchen. Oft stoßen wir auf eine verschlossene Tür nach der anderen. Das ist gleichzeitig ein gutes und ein schlechtes Zeichen: Unsere Reise wird wahrscheinlich erheblich anstrengender, aber wenn es uns gelingt, die Hindernisse zu überwinden, die uns den Weg versperren, sollte unser Lohn beträchtlich sein. Denn eines ist klar, je kostbarer ein Gegenstand, desto besser wird er geschützt.

Warum hat Amber Little Orchard auf den Kopf gestellt? Weil sie nach dem Schlüssel zu der verschlossenen Tür suchte, wie sie

uns ja soeben erzählt hat. Sie *denkt*, sie hat uns auch erzählt, warum sie nach diesem Schlüssel gesucht hat, was passierte, als sie ihn fand, und was das beweist. Für den Fall, dass ihre lückenhafte Geschichte uns als Beweis für die Schlüsse, die sie daraus gezogen hat, nicht reichen würde, hat sie sie mit mehreren nachgeordneten Nebengeschichten untermauert, alle gleichermaßen lückenhaft und auf ein Minimum reduziert. Auf irgendeiner Ebene weiß sie natürlich, dass ihr Entschluss, so wenig Worte wie möglich zu machen, für sie selbst ebenso wenig hilfreich ist wie für

uns.

Aber was genau sollen ihre Geschichten beweisen? Dass Jo ein schlechter Mensch ist? Amber hat den Verdacht, dass die Summe ihrer Geschichten nicht einmal annähernd ausreicht, um zu widerlegen, dass Jo ein durch und durch guter Mensch ist. Amber selbst hat mich heute Vormittag im Interesse der Fairness mehr als einmal daran erinnert: Jo ist eine hingebungsvolle Mutter, ihrem Mann Neil eine liebende Frau und eine wunderbare Tochter und Schwester. Ihre Mutter Hilary und ihre vollständig abhängige Schwester Kirsty verbringen fast

jeden Tag in Jos Haus. Jo kocht den Großteil ihrer Mahlzeiten, gibt ihnen sogar noch etwas für zu Hause mit, weil sie weiß, dass sie nur dann ordentlich essen werden. Hilary ist alleinerziehend und zermürbt nach all den Jahren, in denen sie sich vierundzwanzig Stunden am Tag um ein schwerstbehindertes Kind kümmern musste. Sie würde es nicht schaffen, wenn Jo sie nicht bekochen und ihr ständig gut zureden würde. Jos Bruder Ritchie hat nie einen Job gehabt. Manche Leute würden ihn einen Faulenzer nennen, aber Jo verurteilt ihn nicht und erinnert Hilary regelmäßig an

seine guten Seiten. Er sei intelligent, kreativ, freundlich und loyal, und eines Tages, wenn die Menschen, die ihm nahestehen, fest an ihn glaubten, würde er sicher einen Beruf finden, der ihn erfüllt. Jo gibt Ritchie Geld, wann immer er welches braucht, und Neil erhebt keine Einwände. Da er einer der Hauptnutznießer ihrer Die-Familie geht-über-alles-Politik ist, wird er sich hüten, sie in Frage zu stellen.

Jo ist eine ebenso ergebene Schwiegertochter wie Tochter. Als Neils Mutter Pam an Leberkrebs starb, erkannte Jo sofort, dass ihr Schwiegervater Quentin nicht allein

zurechtkommen würde, und quartierte ihn bei sich ein. Auch Sabina, die Nanny von William und Barney, gehört zur Familie. Sie ist ebenfalls ständig im Haus, wird bekocht und umsorgt. Offenbar macht sie keinen Unterschied zwischen ihrer Arbeitszeit und dem Rest ihres Lebens und weicht Jo nur von der Seite, um nach Hause zu gehen und zu schlafen.

Gehört auch Amber zu dieser großen, herzlichen, um Jo zentrierten Familie? Sollte sie eigentlich. Sie ist mit Neils Bruder Luke verheiratet. Und doch spricht sie als ein Nicht-Nutznießler, als eine Außenseiterin.

Warum? Wegen der Geschichten, die sie uns erzählt hat, die beweisen ... ja, was?

Ich werde diese Geschichten durchgehen, ein paar eigene Beobachtungen hinzufügen und die fehlenden Details ergänzen, indem ich ein paar intelligente Vermutungen anstelle. Dabei stütze ich mich auf Dinge, die Amber in dieser Sitzung und heute Morgen, als wir miteinander allein waren, erzählt hat. Wenn man eine Geschichte erzählt, macht man es am besten richtig, man macht sie lebendig. Das werde ich versuchen, und ich möchte wetten, dass meine Geschichten so

viel Wahrheit enthalten, als würde ich etwas schildern, von dem ich glaube, ein objektives Wissen zu haben.

Amber, vergessen Sie, dass es Ihre Geschichten sind, und hören Sie einfach zu. Denken Sie daran, eine Geschichte ist keine Erinnerung, eine Erinnerung ist keine Geschichte. Jede Geschichte enthält Erinnerungen, aber Interpretationen und Analysen stülpen wir den Ereignissen erst später über. Diese können nicht als Erinnerungen bezeichnet werden.

Zweiter Weihnachtstag 2003. Jo,

Neil und ihre beiden Söhne sind unbeschadet zurückgekehrt. Jo hat alle versammelt und verkündet, dass alles gut ist, weigert sich aber zu erklären, warum sie, ihr Mann und die Kinder verschwunden sind und damit den Weihnachtstag, einen Tag, der glücklich und festlich hätte sein sollen, in ein Trauma für alle Personen verwandelt hat, die ihnen nahestehen. Auf den ersten Blick nehmen es alle hin, dass keine Erklärung geliefert wird. Alle stimmen Jos Idee zu, den zweiten Weihnachtstag zum Hauptfesttag zu machen. Also werden die Geschenke ausgepackt, überall liegt

zerrissenes Geschenkpapier herum, es ist ein einziges Chaos, und dann gilt es ein Festmahl für elf Personen zu kochen – und das macht Jo alleine. Amber glaubt mittlerweile, dass die Betriebsamkeit ihrer Schwägerin, die ganz allein dieses üppige Truthahnessen zubereitete, jede Hilfe ablehnte und behauptete, dass sie viel effizienter arbeiten könne, wenn sie die große Küche für sich habe, einen einzigen Grund hat: Wenn man so tut, als würde man sich für das Wohl aller abrackern, wird niemand auf die Idee kommen, dass man das eigentlich nur macht, um potentiell problematische

Gespräche zu vermeiden.

Was machen die anderen, während Jo das perfekte Weihnachtsmahl zubereitet? Neil ist oben und hält seinen Mittagsschlaf, wie alle es nennen, obwohl er so lange schläft, dass Amber vermutet, dass er in den letzten beiden Nächten nur wenig oder keinen Schlaf abbekommen hat. Luke sitzt mit Notizblock und Stift in einer Ecke und nimmt in letzter Minute ein paar Änderungen an seinem Weihnachts-Quiz vor. Sein Vater Quentin langweilt Ritchie mit einer seiner endlosen, komplizierten Geschichten – diesmal geht es um einen

Klärbehälter und verschiedene erfolglose Versuche, ihn einzubauen –, und Ritchie hat keine Ahnung, wie er sich loseisen soll. Sabina versucht mit allen Mitteln, das schreiende Baby zu beruhigen – sie trägt es herum, sie wiegt es hin und her, sie legt es flach auf den Rücken.

Hilary gibt unerwünschte Ratschläge. Jo solle endlich Vernunft annehmen und mit dem Stillen aufhören, sagt sie zu Sabina. Barney habe schon wieder Hunger, obwohl er gerade erst getrunken habe, und deshalb schreie er. Babys, die gestillt würden, seien hungrig und unzufrieden, meint Hilary. Sie

schreien ständig und schlafen nie – da könne sie jede Hebamme fragen. Natürlich seien die verpflichtet, etwas anderes zu sagen, die offizielle Linie zu vertreten, aber wenn man sie fragt, was sie wirklich denken ... Sabina entgegnet, das sei Jos Entscheidung, ihr brauche Hilary das nicht zu sagen. Zufällig ist Sabina Hilarys Meinung. Sie hat schon auf Dutzende von Babys aufgepasst, und für sie besteht kein Zweifel daran, dass Babys, die die Flasche bekommen, zufriedener sind und besser schlafen. Ihre Mütter sind glücklicher und entspannter, weil sie die Aufgabe, sie zu füttern,

an andere übertragen können, wenn sie mal eine Pause brauchen. Das habe sie alles auch schon zu Jo gesagt, teilt sie Hilary mit, aber Jo wolle nun mal, dass ihr Sohn den bestmöglichen Start ins Leben bekomme, und alle Gesundheitsexperten seien sich einig, dass die beste Ernährung die Muttermilch sei. Also stellt Sabina ihre Überzeugung zurück und unterstützt Jos Entscheidung. Was sollte sie auch sonst tun?

Hilary gibt sich damit nicht zufrieden. Sie zieht ein originalverpacktes Fläschchen und eine Packung Babymilch aus der Handtasche. Jo

ist nicht hier, sagt sie – sie steht in der Küche und kocht. Lass mich Barney die Flasche geben, ich habe es schon mal getan. Jo wusste nichts davon, und es war ein riesiger Unterschied. Barney war an dem Tag kaum wiederzuerkennen, er hat kaum geschrien. Pam spricht ein Machtwort: Ohne Jos Einwilligung könne sie das nicht machen. Es ginge nicht darum, was wir denken würden, erklärt sie, es sei Jos Entscheidung. Neil, ihren Sohn und Barneys Vater, erwähnt sie dabei nicht. Seine Ansichten darüber, wie sein Sohn ernährt werden sollte, sind irrelevant.

Ein leiser, relativ höflicher Streit zwischen den beiden Großmüttern bricht aus. Pam ist normalerweise ruhig und hält sich zurück, und Hilary ist verärgert. Das Leben ist schon schwer genug, argumentiert sie, warum sollte man es noch härter machen und ein Kind hungern lassen? Kirsty, die es nicht gewohnt ist, ihre Mutter zornig zu erleben, fängt an, gequälte Laute von sich zu geben und sich hin und her zu wiegen. Der Krach erschreckt den fünfjährigen William, und er läuft weg. Amber geht ihm nach. Im Garten holt sie ihn ein. Er erzählt ihr, er habe Angst vor Kirsty, die er als

»großes Monster« bezeichnet. Amber weiß nicht, was sie dazu sagen soll, und fragt, ob er seinen Eltern je von seiner Angst vor Kirsty erzählt habe. Ja, antwortet er, und Mama sagt, ich darf keine Angst vor ihr haben. Sie ist meine Tante, sie gehört zur Familie. Sie liebt mich und ich muss sie auch lieben, obwohl sie anders ist. Sie kann ja nichts dafür. William bittet Amber, Jo nicht zu verraten, was er gesagt hat oder dass er vor Kirsty davongelaufen ist.

Das macht Amber wütend. Jo sollte William nicht vorschreiben, was er zu empfinden hat. Sie sollte begreifen, dass jemand wie Kirsty, die

eindeutig zu den Erwachsenen gehört und sich doch nicht benimmt wie eine Erwachsene, auf einen Fünfjährigen erschreckend wirkt. Wie kann Jo es wagen, William das Gefühl zu geben, er müsse seine Angst vor ihr verbergen? Um ihn aufzumuntern, schlägt Amber vor, ein Spiel zu spielen: die Jagd nach dem Schlüssel zu dem verschlossenen Arbeitszimmer. William findet die Idee aufregend, und so beginnen sie mit ihrer Suche und stellen dabei Vermutungen an, was sich wohl in dem verbotenen Zimmer befinden könnte. Niemand fragt, was sie da eigentlich tun, als

sie durchs ganze Haus streifen. Als das Essen auf dem Tisch steht, haben sie alles durchsucht außer der Küche, dem Hauswirtschaftsraum und Jos und Neils Schlafzimmer samt dazugehörigem Badezimmer – da konnten sie nicht rein, weil Neil dort schläft, später duscht und sich für das Weihnachtsessen umzieht.

Nach dem Essen steht Lukes Wissensquiz auf dem Programm. Amber und William nehmen nicht daran teil. Sie machen mit ihrem geheimen Spiel weiter und erzählen jedem, sie hofften, später eine Überraschung für alle zu haben. Ist sich Amber ihres Wunsches

bewusst, ein eigenes Geheimnis zu haben, da Jo ein Geheimnis hat, das sie niemandem verrät? Hat sie moralische Bedenken, dass sie die Privatsphäre der Besitzer von Little Orchard verletzen könnte, wenn sie das Glück haben sollte, den Schlüssel zu finden? Nein und nein, wäre meine Annahme. Bewusst macht Amber sich nur Sorgen, dass sie den Schlüssel nicht finden könnte, sie fragt sich, ob es verrückt von ihr war, sich auf diese Suche einzulassen, die im Grunde zum Scheitern verurteilt ist. Was ist, wenn sie den Schlüssel nicht finden? William wird furchtbar enttäuscht

sein.

Aber ihre Ängste erweisen sich als überflüssig. Bei der gründlichen Durchsuchung der Küche entdecken sie einen Schlüssel, der an einem Nagel hängt, der aus der Rückwand einer Anrichte aus Kiefer ragt. Das muss er sein, sagt Amber zu William. Warum sonst sollte jemand einen Schlüssel an einer so schwer zugänglichen Stelle aufbewahren? Amber zieht sich eine Zerrung im Rücken zu, als sie versucht, die Anrichte beiseitezuschieben, um an den Schlüssel zu kommen. Streng genommen ist die Anrichte zu schwer für sie, aber sie gibt nicht

auf, denn wie zuvor Jo will sie keine Hilfe. Sie will beweisen, dass sie alles allein schaffen kann.

William ist total aufgeregt, rennt ins Wohnzimmer und unterbricht Lukes Quiz mit einer triumphalen Ankündigung: Er und Amber hätten den Schlüssel zu dem verschlossenen Raum gefunden. Amber verkündet ihre Absicht, aufzuschließen und sich in dem Zimmer umzusehen – wer will mitkommen? Die Aufforderung ist eine bewusste Provokation, eine Herausforderung. Sie will sehen, ob sich jemand traut, sie aufzuhalten. Hätte Amber sich anders verhalten,

wenn sie sich nicht so über das Schweigen ärgern würde, das Jos und Neils Verschwinden umgibt? Ich glaube ja. Ich denke, es ist kein Zufall, der die Gelegenheit herbeigeführt hat, um gegen »Kein Zutritt«-Schilder, metaphorische oder sonstige, zu protestieren, dagegen, dass man ihr etwas verheimlicht.

Jo ist wütend. Sie verlangt, dass Amber ihr den Schlüssel augenblicklich aushändigt. Sie sei verantwortlich für das Haus, wie sie betont. Sie und Neil hätten es gemietet und seien daher seine Hüter. Entspann dich, sagt Amber.

Wir haben ja nicht vor,
irgendwelchen Schaden anzurichten.
Wir wollen uns nur kurz umsehen und
gucken, was sich in dem Raum
befindet. Es sei der harmlose
Abschluss eines harmlosen Spiels,
das sie und William gespielt haben.
Luke, Ritchie und Sabina,
angesteckt von Ambers und Williams
Begeisterung, sind in Versuchung.
Sie sind sich einig, dass es nicht
schaden könne. Es gibt Witzeleien
über Sexspielzeuge und
Cannabispflanzen, natürlich nur
durch die Blume, um William zu
schützen. Quentin ist es egal. Er
interessiert sich nur für seine

eigenen Angelegenheiten, und was sich in Little Orchards verschlossenem Raum befindet, kann unmöglich etwas mit ihm zu tun haben. Pam findet, dass sie den Schlüssel zurückhängen sollten, und verleiht dieser Ansicht auch Ausdruck, ebenso entschieden, wie sie kurz zuvor gesagt hat, dass Barnaby auf keinen Fall die Flasche bekommen dürfe. Daraufhin erklärt Hilary sofort, ein schneller Blick könne nicht schaden, allein schon, um William glücklich zu machen.

Amber schlägt eine Abstimmung vor, denn sie weiß, dass sie gewinnen würde. Jo spricht ein Machtwort. Sie

ist fuchsteufelswild, sie weint beinahe vor Wut. Sie belehrt Amber darüber, dass demokratische Prinzipien hier ganz sicher nicht zur Anwendung kommen werden. Sie und Neil hätten die Miete für das Haus und auch die Kautions bezahlt, womit sie, und nur sie, in dieser Sache zu entscheiden hätten. Neil stimmt seiner Frau zu. Es komme auf keinen Fall in Frage, das Arbeitszimmer aufzuschließen. Niemand fragt sich, ob der von Amber gefundene Schlüssel vielleicht zu einer anderen Tür gehört. Alle gehen davon aus, dass es der richtige Schlüssel ist. Jo macht

Amber Vorwürfe, vor allen anderen. Das Ganze, sagt sie – die Suche nach dem Schlüssel und dass sie William da mit hineingezogen habe – sei absolut und vollkommen unmoralisch, sie solle sich schämen.

Amber weigert sich, sich zu schämen. Ich glaube immer noch, sagt sie, dass es nicht schaden kann, kurz einen Blick in das Zimmer zu werfen. Die meisten Leute würden das tun, argumentiert sie, genau wie die meisten Leute pikante Gespräche belauschen und fremden Leuten über die Schulter blicken, um die SMS zu lesen, die diese gerade verfassen, und irgendwie müssten

das auch die Eigentümer von Little Orchard wissen.

Jo erwidert, sie jedenfalls würde niemals lauschen und niemals den Versuch machen, die Privatkorrespondenz anderer Leute zu lesen.

Amber kontert, sie hingegen würde niemals einem anderen Menschen sagen, wann der sich zu schämen hätte, oder sich dazu gratulieren, ein besserer Mensch zu sein als alle anderen.

Amber gibt Jo den Schlüssel zurück.

5

MITTWOCH, 1. DEZEMBER 2010

»Dreiundsiebzig? Siebzig!
Sechsundsiebzig?« Nonie feuert Zahlen
auf mich ab, ihre gequälte Stimme zittert
vor Anspannung.

»Nur keine Panik«, beruhige ich sie und
wünsche mir, sie säße neben mir auf
dem Beifahrersitz und könnte mein
Gesicht sehen. Ich weiß, dass sie sich
das auch wünscht. Nonie ist ein Opfer
ihrer eigenen Fairness-Politik geworden,
mit der sie es peinlich genau nimmt.

Wenn sie, Dinah und ich zusammen Auto fahren, müssen sie und Dinah beide hinten sitzen, obwohl beide wahnsinnig gern vorn sitzen würden. Dinah hat vorgeschlagen, dass sie sich abwechseln, aber das will Nonie nicht. Da keiner von uns weiß, wie viele Autofahrten es insgesamt in unserem gemeinsamen Leben geben wird, können wir nicht mit Sicherheit wissen, dass es keine ungerade Zahl ist. Jemand könnte bevorzugt werden.

»Ich kann das nicht! Ich kapier's nicht! Siebenundsiebzig?«

»Nein. Tut mir leid«, sage ich. Keuchen alle Kinder verzweifelt, wenn sie ihre Mathe-Hausaufgaben machen? Ich

versuche, im Rückspiegel Nonies Blick aufzufangen. Ich konnte sie schon immer schneller mit Blicken als mit Worten beschwichtigen.

»Fünfundsiebzig!«

Ich hasse Mittwoche. An Mittwochnachmittagen bin ich nicht frei. Ich bin gebunden durch eine Tradition, die ich nur zu gern beenden würde. Ich hole die Kinder von der Schule ab, und wir fahren zum Abendessen »zu Jo«, wie alle immer sagen, obwohl auch Neil, William, Barney und Quentin in dem Haus wohnen. Und mittwochs hat Nonie in der letzten Stunde Mathe, und sie verlässt den Matheunterricht regelmäßig

mit der Überzeugung, der dümmste Mensch auf dem ganzen Planeten zu sein.

»Es bringt nichts, einfach irgendwelche Antworten zu rufen, Nones.« Ich fummle an den Schaltern am Armaturenbrett herum. Ich war blöd genug, mich von Luke überreden zu lassen, ein neueres und besseres Auto zu kaufen, als unsere prekäre Finanzlage eigentlich erlaubt, und die verschiedenen Schalter und Anzeigen habe ich auch nie richtig bedienen gelernt. Die komplizierten, mit vielen Pfeilen versehenen Luftstrom-Diagramme deuten an, dass eine Vielzahl von Heizoptionen zur Verfügung stehen, aber bislang fehlte mir die Zeit, herauszufinden, was was ist,

also drücke ich einfach auf irgendwelche Knöpfe und kann mir nie merken, welche Handlungsfolge zum erwünschten Ergebnis führt, das ich sowieso nur selten herbeiführe. Heute habe ich kein Glück. Statt angenehmer Wärme, die sich gleichmäßig im Auto verteilt, bläst mir erstickende Hitze ins Gesicht. Dann lieber frieren, beschließe ich. Ich beneide die Mädchen um die Wintermäntel, die ich ihnen gekauft habe und die aussehen wie aufgeblasene Luftmatratzen mit Ärmeln.

»Es kann sein, dass du zufällig die richtige Antwort gibst, aber dann hast du vielleicht noch nicht verstanden, warum sie richtig ist«, erkläre ich Nonie. »Bitte

beruhige dich und lass mich erklären
...«

»Was hat Mrs Truscott gesagt?«, fragt Dinah.

»Einen Moment, Dinah, ich möchte das erst zu Ende bringen.«

»Dann kann ich ja ewig warten. Nonie wird ewig darüber reden, dass sie in Mathe nichts kapiert.«

»Du hast leicht reden! Du bist gut in Mathe. Ich bin eine absolute Null. Ich werde immer eine absolute Null sein.«

»Vierundsiebzig. Sechsendsechzig plus acht: vierundsiebzig. Das ist die Lösung.

Was hat Mrs Truscott gesagt, Amber?«

»Sag es mir nicht!«

»Dinah, du sollst doch nicht ...«

»Hab ich schon. Was hat Mrs Truscott ...«

»Wein nicht, Nones, es spielt keine Rolle.« Sie muss sehen, dass ich sie anlächle. Ich versuche, nicht an Ed aus meinem verpassten

Verkehrserziehungskurs und seine tote Tochter zu denken, nehme den Blick von der Fahrbahn und drehe mich um, damit Nonie mein Gesicht sehen kann.

Hoffentlich zeigt es einen beruhigenden Ausdruck und nicht tiefsten Schrecken.

Mein Rat, nicht zu weinen und nicht in Panik zu geraten, gilt mir selbst ebenso sehr wie ihr. Ich weiß nicht, wie ich beiden Kindern gleichzeitig genügend Aufmerksamkeit schenken soll. Es ist ein Rätsel, das ich nicht lösen kann.

Zweifellos gibt es eine Antwort, eine Antwort, die eine Mutter instinktiv kennen würde, aber ich bin keine Mutter und werde es auch nie sein – keine richtige jedenfalls. Ich würde gern immer beiden Kindern meine ganze Aufmerksamkeit widmen, aber das ist nicht möglich, und warten kann auch nie was. Dafür ist Dinah zu fordernd, und Nonie macht sich zu große Sorgen.

Ich hasse Mathe für das, was es ihr

antut. Liebend gern würde ich diesem böartigen Fach die Zähne eintreten. Den Verdacht, dass es perfide und sinnlos ist, hatte ich ja schon immer, und jetzt habe ich einen Beweis für seine Niedertracht. Es ist unglaublich, was für ein Folterinstrument es für dieses liebenswerte, fleißige kleine Mädchen ist, dessen Glück in meiner Verantwortung liegt. Wenn ich dafür sorgen kann, dass Dinahs Stück doch aufgeführt wird, kann ich doch bestimmt auch dafür sorgen, dass Mathe für immer aus dem Stundenplan verschwindet? Zweifellos müssen manche Leute das lernen, die Leute, die später Mathematiker und Naturwissenschaftler werden, aber es ist offensichtlich, dass

andere – Leute wie ich, wie Nonie – sich damit nicht abzulagen brauchen, weil wir darin sowieso nie weit kommen und immer finden werden, dass es das Langweiligste auf der Welt ist, da keine Menschen darin vorkommen.

Luke hat mir verboten, diesen banausenhaften Ansichten in Gegenwart von Nonie Ausdruck zu verleihen. Während ich mich heimlich frage, mit wem ich schlafen muss, um Nonie die Zensur in Mathe zu besorgen, die sie braucht, um auf eine höhere Schule gehen zu können, wo sie richtige Fächer wie englische Literatur, Geschichte und Psychologie belegen kann, Fächer mit Menschen darin, glaubt Luke weiterhin,

dass Nonie eines Tages, mit der richtigen Hilfe, plötzlich durchblicken wird und sie ihre angeborenen mathematischen Fähigkeiten, die so lange brachlagen, erschließen kann. Daran glaube ich keine Sekunde, aber da mir der Gedanke verhasst ist, dass mein Pessimismus ihre Chancen im Leben schmälern könnte, lüge ich.

»Es gibt keinen Grund, sich vor Mathe zu fürchten, Nonie.« Doch, den gibt es. Man hat allen Grund, vor etwas Angst zu haben, was man hasst und nicht loswerden kann. »Ich stelle dir eine neue Rechenaufgabe – und Dinah, bitte sag ihr diesmal nicht die Lösung. Lass mich versuchen, ihr die Methode zu erklären.

Nones, wenn du erst einmal verstanden hast, welche Strukturen ...«

»Ich werd's nie kapieren«, sagt Nonie ruhig. »Es hat keinen Zweck. Dürfen wir Lady Gaga hören?«

»Erst erzählst du mir von Mrs Truscott«, beharrt Dinah.

»Habe ich doch schon.« Ich lange hinter mich und drücke ermutigend Nonies Knie. Ich sollte nicht zulassen, dass Dinah ihre Schwester überfährt, aber ich spüre, Nonie hofft heimlich, dass ich keine Einwände gegen den Themenwechsel erheben werde. »Dein Stück steht wieder auf dem Spielplan.«

»Aber was hast du gesagt? Wie hast du sie überredet?«

»Können wir Lady Gaga hören, Amber?«

Ich knirsche mit den Zähnen. Wir haben nicht einmal die Hälfte der Strecke zurückgelegt. Es gibt einen Grenzwert dafür, wie viele laute, hämmernde Songs ich unmittelbar nach einem Mathe-Zusammenbruch ertragen kann. Meine heimliche Regel lautet: Keine Musik, bevor wir am chinesischen Supermarkt Ecke Valley Road und Hopelea Street vorbeigekommen sind. Wenn ich Dinah und Nonie nur beibringen könnte, Dar Williams oder Martha Wainwright zu lieben, dann würde ich sie gern den

ganzen Weg von der Schule bis zu Jo
Musik hören lassen.

»Amber? Dürfen wir?«

»Sag mir, was Mrs Truscott gesagt hat!«

»Gleich, Nones.« Ich gehe das Risiko
ein, kurz beide Hände vom Lenkrad zu
nehmen und sie anzuhauchen, ein
vergeblicher Versuch, sie aufzuwärmen.

»Ich habe einfach ... ich weiß nicht,
Dinah, ich kann mich nicht an jedes Wort
unseres Gesprächs erinnern. Ich habe ihr
versichert, wie viel dir das Stück
bedeutet ...«

»Du lügst. Ich weiß immer, wann du
lügst.«

»Selbst wenn ich dir den Rücken zugekehrt habe? Das ist nicht fair.«

»Was ist nicht fair?« Nonie ist beunruhigt, dass sich eine Ungerechtigkeit an ihr vorbeigeschlichen haben und ihr entgangen sein könnte.

»Dass Dinah weiß, dass ich lüge.«

»Warum ist das nicht fair?«

»Weil ich eine Erwachsene bin. Seit Ewigkeiten. Ich habe mir das Recht verdient, mit mehr durchzukommen, als ich sollte.« Wenn ich nicht lüge, bin ich zu ehrlich. Ich weiß, später werde ich Nonie erklären müssen, was ich mit dieser Bemerkung gemeint habe – sobald

ich damit fertig geworden bin, ihr die Welt der Mathematik zu erklären.

»Womit hast du ihr gedroht?« Dinah lässt sich nicht ablenken. »Sie hätte keinen Rückzieher gemacht, wenn du ihr nicht mehr Angst eingejagt hättest als die Eltern, die sich vorher beschwert haben.«

»Siehst du mich so? Als jemanden, der lügt, andere bedroht und einschüchtert?«

»Ja.« Nach einer Pause fügt Dinah hinzu:
»Vielleicht ist es doch keine so gute Idee, dass ihr uns adoptiert, Luke und du.«

»Sag das nicht!«, jammert Nonie.

Klasse, jetzt weint sie schon wieder.
»Doch, es ist eine gute Idee. Die
allerbeste.«

Ich weiß nicht genau, ob mein Herz noch
schlägt. Das Auto bewegt sich weiter
vorwärts, das muss ein gutes Zeichen
sein.

»Wenn ihr uns adoptiert, werdet ihr so
richtige Eltern. Eltern-Eltern«, erklärt
Dinah. »Du wirst nicht mehr die tollen
Sachen machen, die du immer machst,
wie zum Beispiel Mrs Truscott
einschüchtern. Du lachst immer über die
blöden Sachen, die die Eltern unserer
Freundinnen sagen und tun, über ihre
dummen elternhaften Regeln. Wenn du
uns adoptierst, wirst du so dämlich

werden wie sie.«

Erleichterung durchflutet jeden Zentimeter meines Körpers. »Ich werde nicht elternhaft werden. Ich versprech's.« *Wenn sie der Adoption zustimmen, wenn Marianne nicht alles ruiniert.*

»Also, wie hast du es angestellt? Mit Mrs Truscott?«

»Amber, ist siebzehn plus drei zwanzig?«, will Nonie wissen.

»Ja. Gut gemacht.« Das macht sie immer, und es erfüllt mich mit schmerzlicher Liebe zu ihr. Da sie befürchtet, eine Enttäuschung für uns alle

zu sein, weil sie die schwerere Aufgabe nicht lösen konnte, stellt sie sich eine einfachere Aufgabe und löst sie richtig, um zu beweisen, dass sie keine völlige Versagerin ist. Zu Dinah sage ich: »Du hast richtig geraten. Ich habe ihr gedroht, und sie hat nachgegeben.«

Die beiden Mädchen auf dem Rücksitz schnappen aufgeregt nach Luft. Ich muss unwillkürlich grinsen.

»Womit hast du ihr gedroht?«, fragt Dinah kurz angebunden und unfähig, ihre Neugier unter Kontrolle zu halten. Sie will es unbedingt wissen. »Hast du sie fast gehauen?«

»Nein. Es war ziemlich langweilig. Du

wirst enttäuscht sein«, warne ich sie.
»Erst habe ich versucht, sie zu überzeugen. Es sei nicht fair, dir erst zu versprechen, du könntest das Stück aufführen, und dann einen Rückzieher zu machen, aber sie wiederholte immer nur, es sei unglücklich gelaufen, aber leider nicht zu ändern, als hätte sie gar nichts damit zu tun. Also wies ich sie darauf hin, dass sie bei Schulkonzerten oder dem Weihnachtsmärchen Wein und Sherry an die Eltern ausschenkt und dafür freiwillige ›Spenden‹ für den Schulverein kassiert, rein zufällig etwa so viel, wie ein Glas Wein kosten würde. Oder zwei oder vier, wenn Dr. und Mrs Gutverdiener Oma und Opa mitgebracht haben.«

»Das ist echt clever«, sagt Dinah. Sie sagt es ganz bescheiden, was ungewöhnlich für sie ist. Voller Bewunderung. Ich sollte mich eigentlich schuldig fühlen, aber ich freue mich wie ein Schneekönig.

»Versteh ich nicht«, sagt Nonie.

»Die Schule darf keinen Alkohol ausschenken«, erklärt Dinah ihr. »Man braucht eine Sondergenehmigung von Ambers Behörde, und die Schule hat keine. Mrs Truscott hat Alkohol verkauft und so getan, als hätte sie ihn nicht verkauft, und Amber hat gedroht, sie verhaften zu lassen, wenn ...«

»Also, nicht ganz«, werfe ich ein. »Ich

habe nur darauf hingewiesen, als zuständige Sachbearbeiterin der Stadtverwaltung ... Um ehrlich zu sein, mehr brauchte ich gar nicht zu sagen. Wie alle guten Drohungen war meine versteckt, nicht offen ausgesprochen.« Mist. Das laut auszusprechen war nicht ideal. Ich räuspere mich. »Es ist falsch, anderen Leuten zu drohen, fast immer. Aber es ist auch falsch, Alkohol zu verkaufen. Wenn man zu viel Alkohol trinkt, kann man süchtig werden und sogar daran sterben. Also schön, wer will Lady Gaga hören?«, frage ich munter.

»Zuerst muss ich meine Mathe-Hausaufgaben verstehen.« Nonie wird

ganz nervös, jetzt wo ihr Wunsch
wahrscheinlich erfüllt werden wird.
»Stell mir eine Aufgabe.«

Ich stelle mir vor, laut zu stöhnen – ein
langgezogenes Brüllen, wie ein Löwe –,
bis der Drang vergeht, laut zu stöhnen.
»Gut. Aber bitte, bitte, versuch, dich
nicht aufzuregen.«

»Du meinst, wenn ich es falsch mache?«

»Nein.« *Doch.* »Das habe ich nicht
gemeint. Wie viel ist achtundfünfzig plus
fünf?« Verstärke ich ihre Überzeugung,
dass sie es nicht verdient hat, Musik zu
hören, wenn sie nicht vorher einen
intellektuellen Hindernislauf absolviert?
Sollte mein Motto als ihr Vormund

lauten: erst melodische Pornographie,
dann Mathe?

Sofort gerät sie in Panik. »Ich weiß es
nicht! Dreiundfünfzig? Nein!
Einundsechzig? Sechzig!«

»Beruhige dich, Nonie. Hör zu.
Achtundfünfzig plus zwei ist sechzig,
oder? Also ...«

»Das weiß ich! Achtundfünfzig plus
zwei ist sechzig, achtundfünfzig plus
eins ist neunundfünfzig. Siehst du? Ich
kann es, solange es nicht über den
nächsten Zehner geht!« Sie
hyperventiliert, ihr lautes Atmen erfüllt
das Wageninnere. Es erweckt in mir den
Wunsch, das Fenster zu öffnen, auch

wenn ich dann riskiere, die Nase durch Erfrieren einzubüßen.

»Nones«, sage ich ruhig. »Ich kann dir beibringen, was dann zu tun ist, außer in Panik zu geraten ...«

»Zweiundfünfzig! Dreiundfünfzig!«

»Jetzt nicht explodieren«, lautet Dinahs hilfreicher Beitrag.

»Nonie, Schatz, ich kann das nicht, wenn du mir weiter Zahlen an den Kopf wirfst.«

»Dreiundfünfzig!«, schreit sie plötzlich triumphierend. »Achtundfünfzig plus zwei ist fünfzig, dann noch drei, und wir

haben drei ...«

»Sie hat es an den Fingern abgezählt«, sagt Dinah. »Es heißt aber eigentlich *Kopfrechnen*.«

»Dreiundfünfzig«, beharrt Nonie.

»Stimmt doch, Amber, oder?«

»Also, das war schon ganz gut«, beginne ich.

»Ganz gut?«, fragt Dinah ungläubig. »Es sind dreiundsechzig. Achtundfünfzig plus zwei sind nicht fünfzig, sondern sechzig.«

»Oh nein! Ich hasse es! Ich komme nie auf die richtige Lösung!«, schluchzt

Nonie.

»Doch, das wirst du, Nones. Das hast du großartig gemacht.« Wieder drücke ich tröstend ihr Knie. »Du hast die richtige Technik angewandt. Du hast begriffen, wie es geht, und das ist das Wichtigste. Du hast fünfzig und sechzig durcheinandergebracht, na und?«

Ziemlich dicht dran, wenn man das große Ganze im Blick behält. Müssen wir wirklich solch eine Haarspalterei betreiben? »Du hast sechzig gemeint, das weiß ich.«

»Gott sei Dank bist du keine Mathelehrerin«, teilt Dinah mir mit.

Es gelingt mir, die Antwort zu

unterdrücken, dass ich meine Tage lieber mit der Beobachtung des Verhaltens von Schnecken zubringen würde. Ich erteile mir einen Punkt für Zurückhaltung und Reife.

»Amber unterrichtet doch Mathe«, sagt Nonie. »Sie unterrichtet mich.«

Vor dem chinesischen Supermarkt fliegen noch mehr leere Chipstüten herum als sonst, zudem liegen da mehrere leere Bierdosen und der Inhalt verschiedener Aschenbecher. Das Leben mit Dinah hat mich für solche Dinge sensibilisiert. Dass es ihr nicht auffällt, ist unwahrscheinlich. *Eins, zwei, drei ...*

»Seht euch *das* an!«, ruft sie. »Das ist

doch widerlich. Leute, die ihren Müll einfach fallen lassen, sollten ins Gefängnis kommen. Man sollte ihre Zellen mit Müll vollstopfen, so hoch, dass sie bis zur Nase drinstecken und den grässlichen Gestank für immer einatmen müssen.«

»Das kann man niemandem antun, egal was er getan hat«, sagt Nonie. »Oder, Amber?«

Ich mache die Musik an, ohne zu fragen, ob das noch gewünscht wird, und stelle sie lauter, als ich es normalerweise tolerieren könnte. Ich mag Lady Gaga nicht mal, auch wenn ihre Musik sich gut eignet, um ein Gespräch zu beenden, wenn ich zu erledigt bin, es

weiterzuführen. Ich hätte diese Technik bei Simon Waterhouse ausprobieren sollen, als er mich heute Morgen unbedingt sprechen wollte. *Bedaure, ich habe zu viel zu tun. Und jetzt kommt »Bad Romance«.*

Ich wollte nicht mit ihm reden, ohne Jo vorzuwarnen, alles andere wäre nicht fair ihr gegenüber gewesen. Jo wird wahrscheinlich besser von mir behandelt als irgendjemand sonst: mehr Zurückhaltung, mehr Takt. Ich weiß nie so genau, ob das Selbsterhaltung ist und nur vernünftig, oder einfach sinnlose Verschwendung von Rücksichtnahme, wenn man bedenkt, was ich von ihr halte. Ich profitiere ebenso sehr davon

wie sie, wenn ich ihr keinen Grund liefere, mich anzugreifen, aber manchmal springt sie mir trotzdem ins Gesicht, was mich zwingt, mir einzugestehen, dass ich mich ständig bemühe, auf ihre Launen einzugehen, und zwar vollkommen vergeblich. Und das erfüllt mich mit sinnloser Wut.

Warum fand ich nicht, dass es wichtiger sei, fair gegenüber Simon Waterhouse zu sein, der mich immer nur gut behandelt hat? Warum ist es mir immer noch so wichtig, Jo zu beweisen, dass ich ein besserer Mensch bin, als sie annimmt?

»Was bedeutet ›Lieb, Grausam, Liebgrausam?‹«, fragt Dinah in der kurzen Pause zwischen zwei Songs.

Ich stelle die Musik ab. »Wo hast du das gehört?«

»Nirgends.«

Ich fahre an den Straßenrand und steige auf die Bremse. »Dinah, lass den Blödsinn! Das ist wichtig. Wo hast du ...«

»Gehört habe ich es nirgendwo. Ich hab's gesehen.«

»Wo? Wann?« So einfach kann es doch nicht sein.

»Heute Morgen. Auf der Fernsehseite von gestern. Du hast es

draufgeschrieben. Es war deine Schrift.«

Mein ganzer Körper sackt in sich zusammen. Ich muss aussehen wie ein Airbag mit Loch, aus dem langsam die Luft entweicht. »Stimmt«, sage ich. »Tut mir leid, ich habe ... dich falsch verstanden. Ich habe nur herumgekrakelt.«

»Man kritzelt Bilder, keine Wörter«, sagt Nonie.

»Aber warum hast du diese Wörter aufgeschrieben?«, fragt Dinah. »Wo hast du sie her?«

»Ich weiß nicht. Ich habe nur rumgekrizelt.«

»Warum hast du dann gesagt, dass es wichtig ist? Warum sind diese Wörter wichtig?«

»Dinah, hör auf!«, bittet Nonie.

»Das sind sie nicht, sie ...«

»Du lügst schon wieder.«

»Dinah, bitte.« Ich versuche autoritär zu klingen.

»Bitte was? Bitte bring mich nicht dazu, zuzugeben, dass ich lüge? Warum sagst du nicht einfach, dass du es mir lieber nicht sagen willst?«

Das ist entweder ein Ausweg oder eine

Falle. Ich bin verzweifelt genug, den Versuch zu wagen. »Ich würde es dir lieber nicht sagen.«

»Okay.« Dinah akzeptiert das mit einem Achselzucken, das ich nicht sehen kann, aber hören. *Brillant. Lügen und Aussöhnung: der Weg nach vorn.*

»Wird Kirsty auch bei Jo sein?«, fragt Nonie.

»Wahrscheinlich. Mit Hilary.«

»Amber?«

»Mmm?«

»Was fehlt Kirsty? Wie ist sie so

geworden?«

»Ich weiß es nicht, Nones. Ich kann nicht danach fragen.« Einmal habe ich es versucht, ganz taktvoll, und wurde heftig dafür kritisiert.

»Ich bin froh, dass Nonie meine Schwester ist«, sagt Dinah. »Ich würde es furchtbar finden, eine Schwester wie Kirsty zu haben. Ich könnte sie nicht lieben. Man kann niemanden lieben, der so ist.«

»Dinah! Das ist ...« Ich breche ab. Es ist furchtbar, so etwas zu sagen, wollte ich eigentlich sagen, aber vielleicht ist es schlimmer, eine Achtjährige dazu zu bringen, sich schuldig zu fühlen, weil sie

offen über ihre Empfindungen gesprochen hat. »Jo hat Kirsty sehr lieb«, sage ich stattdessen. »Und wenn ihr eine Schwester wie Kirsty hättet, würdet ihr sie sicher auch liebhaben, weil ...«

»Würde ich nicht«, beharrt Dinah. »Ich würde es nicht zulassen. Wenn jemand so ist wie Kirsty und nicht sprechen kann, weiß man ja nicht, ob er ein netter Mensch ist oder gemein. Stell dir vor, du liebst so jemanden, und dabei war er die ganze Zeit ein Fiesling, nur dass die Bosheit verborgen ist, sodass man nichts davon bemerkt.«

Ich bemühe mich, meinen Schock zu verbergen. »So ist es nicht, Dines. Bei

Kirsty ist es nicht so wie bei den meisten Leuten, sie ist weder nett noch nicht nett. Dafür ist ihr Verstand nicht genug entwickelt. Geistig ist sie fast wie ... also, wie ein Baby.«

»Woher weißt du das, wenn du nicht weißt, was ihr fehlt? Woher willst du wissen, dass sie nicht der freundlichste oder der gemeinste Mensch auf der Welt ist, nur dass es niemand merkt, weil sie nicht sprechen kann?«

»Manche Babys sind ziemlich gemein, glaube ich«, bemerkt Nonie. »Die, die so zornig schreien. Ich weiß, alle Babys schreien, aber manche schreien auf traurige Art. Ich glaube, das sind die

Netten.«

Wenn Sharon hier wäre, würde sie wissen, wie sie mit diesem Schwall bizarrer Theorien ihrer Töchter umgehen sollte? Ich schließe die Augen. *Fang nicht damit an. Konzentrier dich auf irgendwas anderes: den Müll, die komplizierten Symbole auf dem Armaturenbrett.* Ich darf nicht anfangen, an Sharon zu denken; ich muss mit intakten Selbstschutzmechanismen bei Jo eintreffen.

Wie viel ist achtundfünfzig plus dreiundsechzig?

»Amber!«

Dinahs Stimme bringt mich zurück. Ich muss für ein paar Sekunden eingeschlafen sein. Es wäre schön, wenn ich behaupten könnte, dass ich mich erfrischt fühle, aber das wäre nicht wahr. Es ist eher so, als hätte mir jemand schweren Nebel ins Gehirn gepumpt. Ich seufze und lasse den Motor an. Ich sollte beim Fahren einen Vortrag über den naturgegebenen Wert allen menschlichen Lebens halten, aber dazu fehlt mir die Kraft. Stattdessen lasse ich die Kinder schwören, Jo nichts von unserem Gespräch über Kirsty zu erzählen. Niemals.



»Hallo, hallo! Kommt herein!« Jo hält uns die Tür auf, ein breites Lächeln im Gesicht. Heute umgeben ihre Haare ihr Gesicht wie eine Wolke, sie hat sich also nicht die Mühe gemacht, morgens ihr »spezielles Zeug«, wie sie es nennt, anzuwenden, das jede einzelne Locke schön definiert. Ich schaue Jo an und sehe eine Frau, die so offensichtlich herzlich und freundlich ist, dass mir fast peinlich ist, wie oft ich gegewöhnt habe, dass sie ganz anders ist. So sieht meine erste Reaktion immer aus. Etwas an ihrem plötzlichen Anblick ermutigt mein Gehirn, sich selbst Streiche zu spielen.

Sie trägt ausgebleichene, zerlöcherte

Jeans und ein enges orangefarbenes Rundhals-Shirt und strahlt uns an, als hätten wir ihr durch unser Erscheinen den Tag gerettet. »Hallo, Schätzchen, wie geht's? Hallo, Nones – hast du die Mathestunde überlebt? Amber, Süße, du siehst total erledigt aus. Wenn du mal für zehn Minuten die Augen zumachen willst, kannst du dich gern im Schlafzimmer hinlegen. Da wird dich niemand stören. Ich mach dir eine Wärmflasche, wenn du willst.«

Ich würde gern zehn Jahre die Augen zumachen. »Mir geht's gut, danke.« Natürlich würde mich jemand stören. Niemandem würde es gelingen, in Jos Haus für mehr als dreißig Sekunden

allein zu bleiben. Dafür wandern viel zu viele Leute herum. Im Hintergrund kann ich Quentin, Sabina und William reden hören, alle gleichzeitig. Von oben kommt ein unregelmäßiges galoppierendes Geräusch, das ich schon unzählige Male gehört habe: Kirsty rennt über den Flur, dicht gefolgt von Hilary.

»Sicher?«, fragt Jo.

»Es klingt verlockend. Aber ich würde sowieso nicht schlafen können, und dann würde ich mich noch schlechter fühlen.«

»Du Ärmste. Es muss furchtbar für dich sein.«

Ich lächle gezwungen und denke daran,

wie sie mich einmal ungeduldig gefragt hat, ob ich mal darüber nachgedacht habe, dass ich einfach nicht müde genug sein könnte, weil ich tagsüber nicht hart genug arbeite und daher nachts nicht schlafen könne.

So mache ich es immer. Wenn sie nett zu mir ist, fallen mir all die Verletzungen ein, die sie mir im Laufe der Jahre unwissentlich zugefügt hat. Ist sie kalt und unsensibel, ist es ihre lange Liste guter Taten, die lautstark um meine Aufmerksamkeit kämpft. Ich bemühe mich, sie als Ganzes wahrzunehmen, aber es gelingt mir nie so richtig. Ich weiß nur, dass sie ganz und gar nicht so ist wie ich. Es wäre zu einfach, den

Unterschied zwischen uns damit zu erklären, dass sie launenhafter ist als ich oder im Gegensatz zu mir nicht dazu neigt, etwas übelzunehmen. Ich kenne andere Sonderlinge – Luke zum Beispiel –, die in der Lage sind, zu vergeben und zu vergessen, aber bei Jo ist es, als würde sie innerlich auf »Löschen« drücken und alles, an das sie sich nicht erinnern will, wie Little Orchard, wird von der Festplatte gefegt, als hätte es nie existiert, was es ihr ermöglicht, mich anzugrinsen wie eine ekstatische Idiotin, die sich an nichts erinnert.

»Erde an Amber, wie Barney sagen würde!«

Hat sie mich etwas gefragt? »Mir geht's

gut, Jo, wirklich.« Es ist zu früh am Abend, um analytisch zu denken. Ich habe noch nicht mal meinen Mantel abgelegt, und bislang ist nichts vorgefallen, das analysiert werden müsste. *Benimm dich wie ein normaler Gast. Bitte um einen Tee.*

»Du sehnst dich bestimmt nach einem schönen heißen Tee«, sagt Jo wie aufs Stichwort. In diesem Haus bekommt man angeboten, was immer man wünscht oder braucht, bevor man Gelegenheit hatte, darum zu bitten. Es ist seltsam entmündigend.

Gott, was bin ich für eine gehässige Zicke. Wie können die Leute mich nur

ertragen? Vielleicht kann es ja keiner.

Sharon konnte dich gut ertragen. Wenn du anfingst, auf anderen Leuten rumzuhacken, lachte sie nur. Deshalb warst du auch immer viel freundlicher, wenn du mit ihr zusammen warst. Du wusstest, es hatte keinen Sinn, ätzende Bemerkungen zu machen – sie würde dich trotzdem mögen, die sture Kuh.

»Deinem Gesicht nach zu urteilen, hast du einen harten Tag hinter dir«, sagt Jo.

»Weißt du was, du kannst einen von meinen neuen schicken Teebeuteln haben – jeder Teebeutel ist einzeln kuvertiert. Nur das Beste für dich.«

»Hervorragend umsorgt wie immer«,

entgegne ich mit gespielter
Großartigkeit, und sie lacht, als sie in
die Küche zurückgeht, den Raum, den
sie freiwillig nie länger als fünf Minuten
am Stück verlässt.

Dinah und Nonie sind mit William und
Barney im Esszimmer verschwunden.
Ihre Daunenmäntel haben sie auf dem
Boden liegen lassen. Ich hebe sie auf,
ziehe mir den Mantel aus und versuche,
alle drei an einen Haken zu hängen. Wie
gewöhnlich erfolglos. Jeder, der in
Rawndesley oder um Rawndesley herum
lebt, hat irgendwann einmal bei Jo
vorbeigeschaut, seinen Mantel, seine
Windjacke, seinen Dufflecoat oder
Regenmantel an ihrer Garderobe

aufgehängt, ist ohne sie gegangen und hat die Sachen nie abgeholt. Einmal stand ich da, wo ich jetzt stehe, und hörte zu, wie Neil mit leichter Überraschung in der Stimme sagte: »Schau an, der hier gehört Mrs Boyd von gegenüber, und ... oh ja, ich glaube, der gehört Sabinas Mutter, sie war ja mal aus Italien zu Besuch, und ich glaube, Jo sagte, der hier gehört jemandem aus Sabinas Pilates-Kurs.«

Jo ist eine ganz andere Art Hausfrau als ich. Nicht, dass ich mich je so bezeichnen würde. Ich organisiere meinen Haushalt zum Wohl der Menschen, die darin leben: für mich, Luke, Dinah und Nonie. Jo führt ihren

Haushalt zum größeren Wohl der Menschheit. Ich kann es immer noch nicht fassen, dass sie Quentin nach Pams Tod Williams Zimmer gegeben hat. William und Barney teilen sich jetzt das winzige Arbeitszimmer, das kaum groß genug für ein Kind ist, geschweige denn für zwei.

Ich lasse unsere Mäntel auf einen Stuhl fallen und stoße auf dem Weg in die Küche fast mit Neil zusammen, der aus der Gästetoilette auftaucht, mit ans Ohr geklemmtem Handy. »Das spielt keine Rolle«, wettert er gerade. »Sie wissen doch, wie das abläuft. Man macht ein Angebot, man nennt einen Pauschalpreis. Wenn man länger braucht, als man

gedacht hat, kommt man nicht an und verlangt mehr Geld. Man beißt sich durch.« Von oben kommt ein Krachen. Wir schauen beide hoch und sehen, dass die Decke bebt. Neil mustert die Tür des Gästeklos, als überlege er, sich wieder dorthin zurückzuziehen.

Ich hatte nicht erwartet, ihn heute zu treffen. Normalerweise bekomme ich ihn bei meinen Besuchen am Mittwoch nicht zu Gesicht. Er arbeitet fast immer länger. Ist es nicht ein wenig rücksichtslos von ihm, nach Hause zu kommen, obwohl in seinem Haus ganz offensichtlich kein Platz für ihn ist? Ich verfolge vom engen Flur aus, wie er die Treppe hinaufsteigt, um es sich dann, nach einem weiteren

Krachen und dem Ausruf »Kirsty!«, anders zu überlegen und wieder herunterzukommen. Er kann nirgendwohin, um sein telefonisches Streitgespräch zu führen. Jo ist in der Küche und ruft nach mir, im Wohnzimmer unterhalten sich Quentin und Sabina, und die Kinder veranstalten einen Heidenlärm im Esszimmer.

Mir fällt ein, wie ich Neil fragte, was er denn so mache, als Luke mich seinem Bruder und dessen Frau vorstellte. »Ich habe eine eigene kleine Firma«, antwortete er, voller Zuneigung, als spreche er über einen Pudel oder einen Hamster. »Wir stellen Fensterfolien her.«

»Amber? Willst du den Tee nun oder nicht?«, gelbt Jo.

»Komme!«

»Ciao, Amber!«, ruft Sabina.

»Ist das Amber?« Quentin klingt erstaunt. Hat er die Klingel nicht gehört oder überhört, wie Jo uns hereinbat, oder wie William und Barney wissen wollten, wann wir denn endlich kommen, was sie mindestens siebzehnmals getan haben müssen?

»Ich glaube, ich habe Amber noch gar nichts vom meinem Zusammenstoß mit Harold Sargent erzählt«, verkündet Quentin, als wäre das eine gute

Nachricht für uns alle. »Luke habe ich es auch noch nicht erzählt, wenn ich's recht bedenke. Natürlich überlegt Harold jetzt, sich einen dieser Treppenlifte einbauen zu lassen, aber ich sagte zu ihm, ich sagte: ›Das geht nicht bei allen Treppen, weißt du. Vielleicht geht es bei deiner Treppe gar nicht‹.«

O Gott, bitte mach, dass jemand oder etwas ihn ablenkt, bevor er sich auf die Suche nach mir macht, bewaffnet mit einer seiner langen, sinnlosen Anekdoten. Er hat mir noch nichts von seinem Streit mit Harold Sargent erzählt und sollte das auch nicht, weil ich absolut keine Ahnung habe, wer Harold Sargent ist. Selbst wenn ich am Anfang

weiß, über wen oder was Quentin redet, verliere ich binnen zehn Sekunden den Faden. Seine Geschichten sind so langweilig, dass ich in Tagträumereien abdrifte, und wenn ich es merke und ihm wieder zuhöre, hat sich die Besetzung oft vollkommen verändert. Statt über Margaret Dawson und das Bahnhofsgeländer spricht er über die hochnäsige, feindselige Haltung eines gewissen Kevin und die Gefahren, die drohen, wenn ein Klärtank keine Glasfaserbeschichtung hat. Quentin und Pam hatten vor etwa zwanzig Jahren einen Klärtank, als sie weitab vom Schuss irgendwo zwischen Combingham und Silsford wohnten, und Quentin ist immer noch ganz besessen von den

verdammten Dingen.

»Ich glaube, Amber ist im Moment zu müde, um sich zu unterhalten«, höre ich Sabina sagen. Danke, danke. »Du weißt ja, dass sie unter Schlaflosigkeit leidet.«

Darüber muss ich lächeln. Sabina weiß sehr gut, dass Quentin absolut gar nichts über mich weiß, obwohl ich seit fast zehn Jahren mit seinem Sohn zusammen bin. Deshalb erzählt sie es ihm. Zu seinen merkwürdigeren Eigenheiten gehört es, dass er nie irgendetwas über die Menschen in seiner unmittelbaren Nähe weiß, aber gleichzeitig bis ins kleinste, ödeste Detail über das Leben von Leuten informiert ist, denen wir noch nie begegnet sind. Sollte er auf der

Straße zufällig Harold Sargent treffen, wäre er plötzlich eine Informationsquelle für die unbedeutendsten Kleinigkeiten meines alltäglichen Lebens, nur um den armen Harold besser langweilen zu können.

»Warum erzählst du es nicht stattdessen mir? Ich würde die Geschichte sehr gern hören«, versichert Sabina überzeugend. Sie ist ein Engel. »Soll ich dir vielleicht erst einen Tee machen?« Obwohl Quentin gesund und kräftig ist und keineswegs unter einer Behinderung leidet, ist er unfähig, irgendwas im Haushalt zu machen, und das verlangt auch nie jemand von ihm. Einmal, als wir Weihnachten bei mir feierten und

alle außer ihm bei der Vorbereitung des Festessens halfen, schien es ihm tatsächlich peinlich zu sein, und er sagte zu mir: »Tut mir leid, dass ich nicht helfe.« Pam kicherte, als sei das die albernste Idee der Welt, und meinte: »Schon gut, Schatz. Das erwartet auch niemand von dir.«

Sie hatte mehr Angst um Quentin als um sich, als sie im Sterben lag. »Er kann die einfachsten Dinge nicht, Amber«, flüsterte sie mir einmal zu. »Er kann nicht für sich selbst sorgen, und jetzt ist es zu spät, er kann es nicht mehr lernen.« Und warum nicht?, hätte ich am liebsten gebrüllt. Ein Ei zu kochen, ist heute doch wohl nicht schwieriger als vor fünfzig

Jahren. »Es ist meine Schuld«, sagte Pam. »Ich habe ihn gerne umsorgt. Und er hat immer so schwer gearbeitet ...« Wenn sie nicht schwerkrank gewesen wäre, hätte ich vielleicht deswegen Streit angefangen. Bevor er in Rente ging, war Quentin Leiter der Beleuchtungs- und Spiegelabteilung bei Remmicks. Wie anstrengend kann das schon gewesen sein? Ich bin mir ziemlich sicher, dass ich es schaffen würde, fünf Tage in der Woche Lampen und Spiegel zu verkaufen und trotzdem am Wochenende eine Scheibe Brot in den Toaster zu schieben.

Laute Stimmen dringen aus dem Esszimmer. »Nein, hört zu«, sagt

William. »Ich bin älter als Dinah, Dinah ist älter als Nonie, Nonie ist älter als Barney, also ...«

»Nimm ›schöner als‹«, befiehlt Dinah.
»Ich bin ... oh, nein, das ist dasselbe, oder? Nimm ›hat ein Geheimnis vor‹.«

Ich habe keine Ahnung, wovon sie reden, frage mich aber unwillkürlich, ob Dinah meinetwegen an Geheimnisse denkt.

Warum sagst du nicht einfach, dass du es mir lieber nicht sagen würdest?

»Amber? Dein edler Tee wird kalt!«, gelbt Jo, als läge der Flur meilenweit von der Küche entfernt. In diesem Haus liegt nichts weit genug entfernt von allem

anderen. Das ist eins der Dinge, die ich an dem Haus verabscheue, aber es gibt noch viele andere. Die kleinen bunten Kacheln in der Küche tun meinen Augen weh. Normalerweise bin ich sehr für Farbe, aber hier wird sie missbraucht. Jedes Zimmer ist in einer anderen fröhlichen Primärfarbe gestrichen, wie ein Kinderzimmer, und mit zu großen, zu gediegenen Möbeln vollgestopft, die meisten Antiquitäten und unpassend für ein Haus, das erst 1995 gebaut wurde. Man kann keinen Schritt tun, ohne über eine massive Mahagoni-Anrichte oder einen wuchtigen Schreibtisch aus Walnussholz zu stolpern. Tische ragen in merkwürdigen Winkeln in den Raum hinein, sodass man zu einem

Zickzackkurs gezwungen ist. In der Küche steht eine überdimensionierte Frühstückstheke mit sechs hohen Hockern. Jo befiehlt mir immer, mich auf einen dieser Hocker zu setzen, damit wir miteinander plaudern können, während sie das Essen vorbereitet, und dann muss sie sich an mir vorbeizwängen und murmelt:
»Entschuldige, wenn du mal kurz ein wenig zur Seite rücken könntest ...« Ich kann nirgends an dieser Theke sitzen, ohne im Weg zu sein. Setze ich mich auf die Fensterseite, kann Jo nicht mehr an den Kühlschrank, vorn blockiere ich die Spülmaschine, und auf der Flurseite werde ich gegen die Tür der Speisekammer gequetscht.

Kirsty macht oben noch immer einen Mordsradau. Ich höre, wie Hilary versucht, sie zu beruhigen, so, wie ich vorhin im Auto versucht habe, Nonie zu beruhigen. »Hi, Hilary«, rufe ich zu ihr hinauf. »Brauchst du Hilfe?«

Neil, der auf dem Weg zur Haustür ist, schiebt sich an mir vorbei, das Handy immer noch am Ohr. Er öffnet die Tür und tritt hinaus. »Schön, jetzt kann ich Sie hören«, sagt er. Vielleicht war er eben noch wütend auf den Typen, mit dem er telefoniert, aber plötzlich klingt er ganz munter, und ich kann verstehen warum: Der beruhigende Verkehrslärm von der Straße ist eine Erleichterung.

»Nein, danke, uns geht's gut«, ruft Hilary

die Treppe hinunter. »Wir kommen gleich.«

Neil zieht die Tür hinter sich zu.

Jo ist in der Küche und blättert in der Lokalzeitung. Sie hätte mir den Tee auch bringen können, statt ihn kalt werden zu lassen, aber sie zieht es vor, wenn sie an einem von ihr gewählten Ort Hof halten kann.

Ich interpretiere schon wieder zu viel in alles hinein.

»Nimm dir einen Hochstuhl«, sagt sie. So nennt sie die Hocker, die an der Frühstückstheke stehen. *Weil sie jeden in eins ihrer Kinder verwandeln will.*

Um Himmels willen. Nun lass mal gut sein.

»Sabina hat mich gerade vor einer von Quentins unendlichen Geschichten gerettet«, flüstere ich.

»Sie kann wunderbar mit ihm umgehen. Mittlerweile ist sie mehr seine Nanny als die der Jungs.«

Ich gebe den zustimmenden Laut von mir, den ich für die Gelegenheiten reserviere, bei denen ich anderer Meinung bin als Jo. Er ist dem Laut sehr ähnlich, den ich von mir gebe, wenn ich ihr wirklich zustimme, nur leiser und weniger aufrichtig. Ob Jo sich dessen nun bewusst ist oder nicht, Sabina war

nie die Nanny der beiden Jungen, obwohl das ihre Arbeitsplatzbeschreibung ist. Soweit ich feststellen kann, ist ihre Rolle hier die einer verwöhnten älteren Tochter, die nebenbei die PR-Frau für Jo gibt. Von Anfang an hat Jo sich selbst um William und Barney gekümmert, während Sabina ehrfurchtsvoll zuschaut und ihr moralische Unterstützung zuteilwerden lässt, ungeachtet der moralischen Ausrichtung dessen, was unterstützt wird. Als William einmal in der Spielgruppe einen anderen Jungen gehauen hatte, fand Sabina genau wie Jo, dass es die Schuld des anderen Kindes sei – er habe William provoziert. Sie feiert alle Entscheidungen, die Jo in der

Kindererziehung trifft, und versorgt Besucher mit einem ständigen Kommentar darüber, was für eine wunderbare Mutter Jo ist. Ansonsten geht sie laufen, zur Massage und zum Englischunterricht, was Jo stets zu dem Kommentar veranlasst, die arme Sabina brauche wirklich dringend mal eine Pause.

Sabina kann so gut mit Quentin und Jo umgehen, weil sie erwachsen sind. Mit Kindern kann sie nichts anfangen, und sie hat auch ein bisschen Angst vor ihnen. Luke und ich haben darüber gelacht, bis uns die Tränen kamen, dass ausgerechnet Sabina unbedingt Kindermädchen werden wollte. Aber

Sabina hat zuletzt gelacht. Sie muss gewusst haben, was wir nie geglaubt hätten, nämlich dass es Leute gibt, die liebend gern viel Geld für eine Illusion von Kinderbetreuung ausgeben.

Ich habe mich oft gefragt, ob Sabina Jo eigentlich mag, ganz tief innen – wenn auch nicht so oft, wie ich mich gefragt habe, ob Neil seine Frau eigentlich mag.

Der edle Tee ist köstlich. »Mm. Warum habe ich keine so himmlischen Dinge im Haus?«, seufze ich.

»Du hast Glück, dass du Quentin nicht im Haus hast«, flüstert Jo grinsend.

»Das habe ich.«

»Du hast Quentin im Haus? Merkwürdig, ich hätte geschworen, er lebt hier.«

Ich lache länger, als der Witz es verdient hätte, und falle damit übergangslos in meine alte Gewohnheit zurück. Sharon sagte immer, ich sei die Quelle, aus der sie ihre narzisstische Bestätigung schöpft. Sharons Mutter war Marianne, und inspiriert dadurch las sie in ihrer Freizeit jedes Buch über dysfunktionale Erziehung, das sie in die Finger bekommen konnte. Ihr Haus war voller dicker Wälzer mit Titeln wie *Vergiftete Kindheit: Elterliche Macht und ihre Folgen*. Sie weigerte sich, sie zu verstecken, wenn Marianne zu Besuch kam.

Sharon und Jo sind sich nie begegnet, obwohl Jo jahrelang immer wieder sagte, Sharon sei offenbar »zum Brüllen« und sie würde sie wahnsinnig gern mal kennenlernen, während Sharon viel über Jos Schrullen von mir zu hören bekam. Die beiden kannten sich vermutlich so gut, wie man einen Menschen kennen kann, den man nie getroffen hat.

Ich konnte sie einander nicht vorstellen, es ging nicht. Es ist meine Schuld, dass das nicht ging, und es macht mich ganz krank, wenn ich daran denke. Ein Augenblick des Leichtsinns ... Das ist der dunkle Kern all dessen, was ich Jo vorwerfe, und mir selbst, dass ich dumm

genug war, ihr die Macht zu geben, mich und Luke zu zerstören, mich und Sharon zu zerstören ...

»Ich mache das einfachste, beste Gericht der Welt.« Jos Stimme bringt mich zurück in die Gegenwart. »Sogar eine Nicht-Köchin wie du könnte das hinkriegen: Linguine mit Basilikum, Tomaten, Mozzarella und Olivenöl – das ist alles, mehr braucht es nicht!«

»Also im Grunde Insalata Tricolore mit Pasta?«

»Ja. Mit ein, zwei Scheibchen roter Chilischote, schwarzem Pfeffer und Parmesan. Warum ist mir das nicht schon vor Jahren eingefallen? Quentin

wird es nicht essen – es ist Grünzeug drin, aber kein Fleisch, es ist nicht heiß genug, und so weiter und so weiter. Für ihn habe ich heute Morgen einen Auflauf aus Hackfleisch und Kartoffelbrei gemacht.«

»Du bist eine Heilige«, sage ich.

Sie dreht sich zu mir um. »Ich habe das eben ernst gemeint: Du kannst von Glück sagen. Sabina ist ja eine große Hilfe, aber ... manchmal stelle ich mir vor, ihm ein Kissen aufs Gesicht zu drücken.« Sie schlägt die Hand vor den Mund. »Tut mir leid, wie furchtbar, so etwas zu sagen.«

»Nein, ist es nicht. Es ist absolut

verständlich. Es wäre nur dann
furchtbar, wenn du es wirklich tätest.«

Dinah kommt in die Küche gestürzt.

»Amber, William hat mir den
Unterschied zwischen transitiven und
intransitiven Relationen beigebracht.
Willst du es hören?«

»Nicht das schon wieder!«, stöhnt Jo.

»Das Kind ist besessen.«

William neigt dazu, seltsame
Fixierungen zu entwickeln. Er wirkt
jedes Mal, wenn ich ihn treffe, älter,
ernsthafter und pedantischer. Während
Barney sich zurückentwickelt. Vor ein
paar Wochen hat er angefangen, wieder
wie ein Kleinkind zu sprechen. Jo findet

es niedlich, mich treibt es in den Wahnsinn.

»Du weißt den Unterschied nicht, stimmt's?«, prahlt Dinah schadenfroh.

Stimmt. Meine Bildungslücken sind offenbar erheblich.

William, Nonie und Barney erscheinen in der Küchentür.

»William hat es in der Schule gelernt, wie tausend andere Sachen auch, aber aus irgendwelchen Gründen ist es bei ihm hängengeblieben«, sagt Jo.

»»Ist jünger als« ist eine transitive Relation«, erläutert Dinah. »Wenn ich

jünger bin als William und Nonie jünger ist als ich, dann ist Nonie auch jünger als William. Eine intransitive Relation ist zum Beispiel ›ist sauer auf‹. Wenn ich sauer auf dich bin und du sauer auf Luke bist, heißt das noch nicht, dass ich sauer auf Luke bin, oder?«

»Echt clever«, sage ich. Warum hat mir das nie jemand beigebracht?

»Kommt, wir gehen und setzen noch ein paar Sachen auf die Liste!«, sagt Nonie.

»Wir erstellen eine Liste transitiver und intransitiver Relationen«, teilt William mir mit. Sein Tonfall deutet an, dass ich ein Dummkopf bin, der nicht darauf hoffen kann, es je zu begreifen. Ich frage

mich, ob er wohl Freunde in der Schule hat.

»Waf if mit ›mag Piffa‹«, schlägt Barney in seinem neuen Baby-Dialekt vor.

»Nein, das ist ...«

»Das ist fast vollkommen richtig, Barney. Du musst nur noch ein bisschen mehr hinzufügen.« Jo wirft William einen warnenden Blick zu. »›Mag Pizza mehr als‹ etwa. Gut gemacht, Barn! Kluges Kind!«

Dinah wirft mir einen ungläubigen Blick zu. Ich denke an Nonies Mathe-Hausaufgaben und fühle mich ertappt.

Als die Kinder wieder verschwunden sind, sagt Jo: »Williams Lehrer ist ein Genie. Ernsthaft. Ein echtes Genie – er hat sich jahrelang geweigert, irgendeinen Job anzunehmen, weil er nur lesen und denken wollte. Seine Lebensgeschichte ist faszinierend. Er wohnt in einem Hausboot.«

War ja klar. In der Theorie ärgern mich Leute, die auf Booten wohnen, obwohl ich den einzigen Hausboot-Bewohner, dem ich je begegnet bin, einen Kollegen, ganz gern mochte.

»Jo, wegen Quentin ... Ich weiß, ich habe eben gesagt, du bist eine Heilige, und das bist du auch, aber ... du weißt, dass du das nicht machen musst, oder?

Wenn es unerträglich für dich wird, ihn hier zu haben ...«

Jo hört auf, Basilikum zu hacken. Sie legt das Messer hin und steht starr und reglos da, mit dem Rücken zu mir. »Was sagst du da?«

Ich fühle etwas Hartes, Feindseliges auf mich zukriechen. Dass es unsichtbar ist, macht es nur umso bedrohlicher. Wie ist es mir nur gelungen, es zu verbocken? Ich habe mich für Jo eingesetzt, eine Taktik, die normalerweise verlässlich funktioniert.

Was immer du jetzt sagen wirst, es wird falsch sein. Und du weißt nicht warum. Du wirst dich ungerecht behandelt

fühlen und gleichzeitig Erleichterung empfinden, weil du zu dir sagen kannst: »Ja, so kann sie sein, es ist wahr. Es passiert gerade im Moment.«

»Worauf genau willst du hinaus?« Jo spricht in einem Ton, von dem ich später kaum glauben kann, dass ich nicht übertreibe, wenn ich daran zurückdenke.

Raten ist sinnlos. Ehrlichkeit ist meine beste Chance. »Ignorier mich einfach«, sage ich. »Ich weiß, du bist eine viel zu gute Schwiegertochter, um ihn an die Luft zu setzen. Ich fühle mich eben schuldig, das ist alles. Luke und ich sollten ihn dir dann und wann abnehmen, aber wir tun es nicht, weil der Gedanke, ihn bei uns zu haben ...« Ich schaudere.

»Vermutlich bin ich deshalb auf den egoistischen Gedanken verfallen, dir zu helfen, indem ich einfach vorschlage, dass du ihn wegschickst. Ich sehe ja, wie du unter ihm leidest, und je mehr du leidest, desto schlechter fühle ich mich. Und seien wir doch mal ehrlich, ihm fehlt nichts außer dem ... außer dem, was ihm eben fehlt. Warum kann er nicht alleine wohnen oder sich eine gelangweilte Witwe angeln, die bereit wäre, ihn bei sich aufzunehmen?«

Jo dreht sich um und schaut mich an.
»Ich erwarte nicht von dir, dass du ihn mir dann und wann abnimmst.« Ihr Tonfall bewegt sich wieder in Richtung normaler Sprachtemperatur. »Du hast

genug mit Dinah und Nonie zu tun. Aber ich kann ihn nicht rauswerfen, Amber. Wie könnte ich? Er wäre verloren, wenn er für sich selbst sorgen müsste, vollkommen verloren.«

Sie faltet die Hände und mustert mich scharf. Warum? Warum zerhackt sie nicht weiter das Gemüse? »Oder etwa nicht?«, fügt sie hinzu, als keine Antwort von mir kommt. »Gib es zu.«

Einmal hat es mit Ehrlichkeit geklappt, es ist einen Versuch wert, es noch einmal damit zu versuchen. »Ja, er wäre verloren, anfangs, aber ... aber das ist *sein* Problem, Jo. Er ist im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte und durchaus in der Lage, sich ein eigenes Leben

aufzubauen, wenn er das will, trotz seines Alters. Ich mag eine selbstsüchtige Kuh sein, das gebe ich offen zu, aber man hat das Recht, das eigene Leben zu genießen – das einzige Leben, das man hat. Ich finde, das zählt mehr als Verpflichtungen gegenüber anderen. Ich habe Dinah und Nonie zu mir genommen, weil ich es so wollte. Ich habe sie gern bei mir, sie bereichern mein Leben. Nie, in einer Million Jahren nicht, würde ich Quentin erlauben, bei uns einzuziehen.«

»Doch, das würdest du. Wenn Luke ein Einzelkind wäre, wenn ihr vor der Wahl ständet, Quentin bei euch wohnen zu lassen oder ...«

»Jo, ganz im Ernst. Unter keinen wie auch immer gearteten Umständen würde ich mich bereit erklären, unter demselben Dach zu leben wie Quentin Utting.«

»Tja ...« Sie denkt über meine Worte nach. »Luke empfindet ganz sicher nicht so. Und wenn du so denkst, hast du es verdient, allein und elend zu sterben, ohne einen Menschen, der dich liebt und sich um dich kümmert.« Sie wendet sich ab und schneidet eine zweite Packung Mozzarella auf. Der Weichkäse rollt auf die Arbeitsplatte wie ein zerquetschter nasser Golfball.



*Du hast es verdient, elend zu sterben.
Und allein. Ohne einen Menschen, der
dich liebt und sich um dich kümmert.*

Verdammt. Niemand außer mir hat das
gehört. Verdammt, verdammt, verdammt.

»Ich glaube kaum, dass ich das verdient
habe«, erwidere ich sachlich und
versuche das Gefühl zu ignorieren, Gift
in den Adern zu haben. »Wenn ich im
Alter unerträglich werde, meinetwegen,
aber wenn ich auch im Alter dafür Sorge,
dass die Menschen um mich herum sich
wohl fühlen, anstatt ihnen den Wunsch
einzufloßen, sich am nächsten
Garderobenhaken aufzuhängen, habe ich
es wohl kaum verdient, elend und allein
zu sterben.« Das mache ich nur bei Jo:

Ich rede, als wäre ich meine eigene Anwältin vor einem Schwurgericht.

»Lassen wir das Thema«, sagt sie angespannt, den Blick auf ihren Stapel Basilikum gerichtet.

Luke empfindet ganz sicher nicht so.

Doch, das tut er. Luke würde ebenso wenig wollen, dass sein Vater bei uns wohnt. Er würde es noch furchtbarer finden als ich. Luke hat nie mit Jo über seine Gefühle ihm gegenüber gesprochen. Sie ist eine Lügnerin, und ich will ihr zeigen, dass ich das weiß. Das Thema fallenzulassen, ist das Gegenteil von dem, was ich will.

»Ich glaube nicht, dass meine Ansicht, dass niemand das eigene Wohlergehen zugunsten eines anderen opfern sollte, mich automatisch ...«

»Du kannst nie etwas auf sich beruhen lassen, oder?«, fährt Jo mich an. Mit der Packung Linguine, die sie in der Hand hält, schlägt sie auf das Schneidebrett ein. »Du kannst es nicht einfach ... dabei bewenden lassen. Du musst mich unbedingt weiter reizen ...«

Ich höre ein Stöhnen hinter mir: Kirsty. In Schlafanzug und Bademantel, mit feuchten Haaren. Und Hilary, in Jeans und nassgespritztem Shirt. Ich bin beschämend froh darüber, die beiden zu sehen, und muss gegen den Drang

ankämpfen, Hilary zu fragen: »Wie viel hast du mitbekommen?«

»Hallo, Leute«, sage ich stattdessen.

»Alles gut? Hast du schön gebadet, Kirsty?« Jo hat mir einmal vorgehalten, dass ich ihrer jüngeren Schwester nie irgendwelche Fragen über sich selbst stelle, also tue ich das jetzt immer. *Was macht es schon, wenn sie nicht antworten kann? Du machst es nicht für dich, sondern für sie. Wie würdest du dich fühlen, wenn dich nie jemand fragte, wie's dir geht oder was du so gemacht hast?*

Hilary und Kirsty übernachten häufig bei Jo. Im Wohnzimmer stehen zwei

Schlafsofas, die Jo extra zu diesem Zweck gekauft hat. Ungefähr zur selben Zeit ließ sie den Stauraum unter der Treppe sowie einen Teil des bisher einigermaßen großen Elternschlafzimmers zu zwei winzigen Duschbädern ausbauen, damit genug Badezimmer für alle Besucher vorhanden sind.

»Ich glaube, Kirsty und ich machen uns lieber auf den Weg«, sagt Hilary zu Jo.
»Ich kann sie nicht dazu bringen, sich zu beruhigen, und ...«

Und unser eigenes großes Haus, in dem unsere bequemen Betten stehen, ist nur drei Minuten von hier entfernt?

»Oh, wie schade!«, sagt Jo. »Was ist denn los, Kirsty? Bist du müde?«

»Wir sehen uns dann morgen«, sagt Hilary. »Ja, ich glaube, sie ist müde. Wir haben einen Großteil der letzten Nacht damit zugebracht, im Haus herumzuwandern, stimmt's, Kirsty?«

Warum hat Jo so heftig auf meine Ansichten über Quentin reagiert? Wegen Hilary, die den Großteil ihres Lebens für Kirsty geopfert hat? Aber so habe ich das überhaupt nicht gemeint. Hilary betet Kirsty an, sie betrachtet es nicht als Opfer, sie ärgert sich nicht darüber, es tun zu müssen. Wie Jo ist Hilary jemand, der sich gern kümmert, und Kirsty ist ihre geliebte Tochter und wirklich

hilflos. Kirsty schwadroniert nicht ständig über Harold Sargent und Klärtanks. Es ist etwas ganz anderes.

Ich mache es schon wieder. Ich verteidige mich, obwohl niemand mir zuhört.

»Schön«, sagt Jo, als Hilary und Kirsty gegangen sind. »Ich glaube, es ist Zeit, eine Flasche Wein aufzumachen, findest du nicht?« Sie lächelt mich an.

Ich weiß nicht, was in mich gefahren ist, aber ich höre mich sagen: »Wieder mal zurück auf Start, oder? Ich hatte gehofft, du würdest diesmal ein bisschen länger wütend bleiben. Ich habe nämlich noch etwas zu sagen, was dir nicht gefallen

wird. Bizzarrerweise bin ich in eine
Polizeiermittlung verwickelt worden.«
Bemerkenswerter und weit
schockierender als meine Verbindung zu
einem gewaltsamen Tod erscheint mir,
dass ich zum allerersten Mal in Jos
Gegenwart offen angesprochen habe,
dass sie dazu neigt, Vergangenes einfach
zu annullieren. Ich überlege, ob ihr
derselbe Gedanke durch den Kopf geht.
Ist sie sich ihres Hangs zur
Geschichtsauslöschung bewusst?
Vielleicht bilde ich mir das alles ja nur
ein.

Ich berichte über den Mord an Katharine
Allen, so kurz und knapp wie möglich,
und ende mit einem billigen Trick. Ich

füge hinzu, dass sie unter diesen Umständen sicher verstehen wird, warum ich der Polizei sagen muss, dass sie für mich an dem Verkehrserziehungskurs teilgenommen hat.

Sie ist entsetzt – eher ängstlich als wütend. »Du darfst es ihnen nicht sagen! Amber, wie kannst du ...« Sie schüttelt den Kopf. »Ich habe dir einen Gefallen getan, obwohl ich das nie hätte tun dürfen. Es war falsch. Ich scheine mich zu erinnern, dass ich darauf hingewiesen habe. Du hättest selbst zu diesem Kurs gehen sollen.«

Ja, das hätte ich. Stattdessen habe ich mich auf Gnade und Ungnade dem

einzigsten wirklich gnadenlosen Menschen ausgeliefert, den ich kenne – und zwar vor noch nicht mal einem Monat. Wann habe ich aufgehört, ein vollkommener Depp zu sein? Habe ich ja vielleicht gar nicht. Das ist ein beängstigender Gedanke.

»Stattdessen hast du Sharon verraten, indem du ...«

»Oh nein!« Das lasse ich mir nicht bieten. Ich bin aufgesprungen. »Ich habe Sharon nie verraten. Und wenn du die Sache für falsch gehalten hast, hättest du ablehnen sollen. Ganz einfach.«

»Ich wollte dir helfen, ob ich es nun für falsch hielt oder nicht! Im Gegensatz zu

dir neige ich nicht dazu, über andere zu urteilen. Mir sind Menschen wichtig. Und jetzt willst du mich bei der Polizei anzeigen? Besten Dank auch!«

Noch etwas stimmt mit Jos Küche nicht: Es gibt keine Tür nach draußen. »Ich brauche frische Luft«, sage ich. »Ich gehe mal kurz um den Block. In zehn Minuten bin ich wieder da. Wenn ich zurückkomme, kannst du ja wieder bei null anfangen.«

Ich mache mir nicht die Mühe, meinen Mantel zu holen, ich will nur raus hier. Beim Gehen denke ich darüber nach, warum ich mir nicht einfach Dinah und Nonie geschnappt habe und weggefahren bin. Warum habe ich versprochen

zurückzukommen? Warum der Vorschlag, wieder künstlich einen Schlussstrich zu ziehen, als würde ich es billigen, wenn man immer so tut, als wäre nichts Schlimmes vorgefallen?

»Amber?« Ich drehe mich um und sehe Neil hinter mir stehen, das Mobiltelefon in der Hand. »Alles okay mit dir?«

Ich gebe die Frage zurück, Neil. Wie kann mit dir alles okay sein, wo du doch mit ihr verheiratet bist?

»Kann ich dich etwas fragen?«, sage ich.

»Klar.«

»Du kannst mir gern sagen, dass ich

mich um meine eigenen Angelegenheiten kümmern soll, aber ... an diesem Weihnachten, an dem wir alle zusammen weggefahren sind. Warum seid ihr verschwunden, du, Jo und die Kinder? Was ist passiert?«

Ich hab's getan. Ich habe die Frage gestellt und nichts Furchtbares ist passiert. Noch nicht. Ein bellendes Lachen entschlüpft meinem Mund, das sogar in meinen eigenen Ohren seltsam klingt. »Entschuldige«, sage ich. »Es ist nur so, dass ich das seit Jahren fragen wollte. Ich habe mich bloß nie getraut.«

»Ich auch nicht«, sagt Neil linkisch und blickt auf seine Füße, mit denen er stampft, um sie warm zu halten. Ich

spüre die Kälte nicht, mein Zorn heizt mich von innen auf. »Mich nicht getraut, meine ich.«

»Was ...?« Ich verstumme. Ich weiß, was gleich kommen wird, und es schockiert mich, dass ich diese Möglichkeit überhaupt nicht in Erwägung gezogen habe – nicht ein einziges Mal, und sei es noch so flüchtig. »Du weißt nicht, warum ihr verschwunden seid, oder?«

Neil schüttelt den Kopf. »Ich ging an jenem Abend vor Jo ins Bett, weißt du noch? Plötzlich rüttelte sie mich wach und sagte, wir müssten die Kinder holen und gehen. Als ich wissen wollte

warum, hat sie ...« Er unterbricht sich.
»Ich habe ein ungutes Gefühl dabei, mit dir darüber zu reden.«

»Es ist ja nicht so, als würdest du vertrauliche Informationen preisgeben«, bemerke ich, damit er sich besser fühlt.
»Wir sind beide gleich unwissend.«

»Wir saßen im Auto, die ganze Nacht. Mehr haben wir nicht gemacht. In Spilling, in der Nähe vom Blantyre Park. Warum ausgerechnet dort, weiß ich nicht. Jo hat mir gesagt, dass ich dahin fahren soll, nach Spilling. Wir saßen im Auto und gaben William Chips und Popcorn, um ihn bei Laune zu halten. Sie waren beide müde, er und Barney. Die Kinder weinten. Ich fragte immer

wieder, warum wir das täten, was der Plan sei. Jo wollte mir nichts verraten. Ich wollte nach Hause fahren, nach Rawndesley, aber das ließ sie nicht zu, sie wollte auch nicht zulassen, dass ich anrief und Bescheid sagte, dass wir okay seien. Sie wurde richtig böse auf mich, also ... habe ich irgendwann aufgehört, Fragen zu stellen.« Neil zuckt die Achseln. »Blöd, was? Ich bin nicht stolz darauf, aber ... Jo ist eben Jo. Die Kinder sind irgendwann eingeschlafen. Ich bin eingenickt. Als Jo mich aufweckte, war es Morgen. Sie sagte mir, ich solle nach Norden fahren. Nach Manchester oder Leeds, sagte sie, in irgendeine große Stadt. Wir fuhren nach Manchester und verbrachten den

Großteil des Weihnachtstages und die Nacht in einem Hotel. Wieder weckte Jo mich mitten in der Nacht auf und erklärte, wir müssten nach Little Orchard zurück. Ich habe das alles nie verstanden. Es war verrückt.«

Fast so verrückt, wie mit Jo verheiratet zu bleiben, einer unberechenbaren, labilen ... Ja, was? Was genau ist Jo?

»Hast du sie danach mal darauf angesprochen?«

Neil stößt einen leisen Pfiff aus und macht große Augen. »Natürlich nicht. Was auch immer los war, sie hat mehr als deutlich gemacht, dass sie nicht darüber reden wollte.«

»Es war ein schönes Haus. Little Orchard«, sage ich. Ich finde es unglaublich, absolut unvorstellbar, dass ich den Namen des Hauses laut ausspreche, und das ausgerechnet in einem Gespräch mit Neil. »Hast du noch die Kontaktadresse des Vermieters?« Und dann sage ich etwas Verrücktes, das ich nicht richtig durchdacht habe. »Luke und ich dachten, wir könnten vielleicht mal wieder ...«

»Geht nicht. Das Haus ist kein Ferienhaus mehr. Jo hat mal versucht, es zu mieten, für uns und ein paar Freunde, aber es ist wohl langfristig vermietet.«

Ich frage mich, ob der langfristige Mieter wohl in letzter Zeit die Worte

»Lieb – Grausam – Liebgrausam« auf einem linierten DIN-A4-Blatt gesehen hat.

Ich tue so, als hätte ich die Angst in Neils Gesicht nicht gesehen, und frage, ob er mir nicht trotzdem Namen und Anschrift des Vermieters sagen kann.

✱

Durchwachte Nächte haben auch ihre Vorteile. Wenn man etwas tun will, wobei einen keiner erwischen soll, hat man reichlich Gelegenheit dazu. Heute, zum ersten Mal, seit ich unter Schlaflosigkeit leide, konnte ich es kaum erwarten, dass Luke endlich ins Bett

ging und das begann, was ich als
»meinen Teil der Nacht« betrachte.

Es ist viertel nach zwölf, und ich starre auf einen Kalender auf dem Monitor. Ich habe zwei Decken um mich gewickelt, denn ich gestatte mir nicht, nachts die Heizung anzulassen oder ein Feuer zu machen, wie kalt es auch sein mag – zur Strafe für meine Unfähigkeit zu schlafen. Ich frage mich, warum Neil mich angelogen hat, obwohl ihm doch klar gewesen sein muss, wie leicht es ist, ihn bei seiner Lüge zu ertappen. Hat er etwa angenommen, ich würde seine Behauptung, das Haus sei nicht länger zu vermieten und er und Jo hätten die Kontaktdaten weggeworfen, einfach

ungeprüft hinnehmen?

Ich hatte nicht wirklich erwartet, etwas Interessantes zu finden, als ich »Little Orchard, Cobham, Surrey« in die Google-Suchmaske eingab, aber hier ist es, auf einer Website, die sich »Ferienhaus direkt von Privat« nennt. Und der Kalender mit den blau oder orangerot unterlegten Kästchen – freie und belegte Tage – scheint nichts von einem langfristigen Mieter zu wissen. Der Kalender erschien, als ich »Verfügbarkeit« anklickte, und wie es scheint, kann ich das Haus jederzeit zwischen heute und Freitag in einer Woche sowie an jedem Tag zwischen kommendem Montag und dem 20.

Dezember mieten. Dazwischen und nach diesen Terminen ist das Haus belegt. Ich schaue mir die Preise an: 5950 Pfund pro Woche oder 1.000 Pfund pro Nacht, vorausgesetzt, man erklärt sich bereit, mindestens zwei Nächte zu bleiben.

Unter

Littleorchardcobham@yahoo.co.uk

kann man zum Eigentümer Kontakt aufnehmen.

Ich gebe meine E-Mail-Adresse in das vorgegebene Feld ein und tippe »Reservierungsanfrage« als Betreff. Ich verfasse eine Nachricht, in der ich mich erkundige, ob ich Little Orchard vom 17. bis 19. Dezember mieten könne, einem Wochenende. Ich erwähne, dass ich zu

einer Gruppe gehöre, die sich
Weihnachten 2003 in dem Haus
aufgehalten hat, und füge ein paar Zeilen
darüber hinzu, wie sehr ich meinen
damaligen Aufenthalt genossen hätte und
wie sehr ich mir seitdem gewünscht
habe, dorthin zurückzukehren, besonders
mit meinen beiden kleinen Mädchen, die
das Haus bestimmt lieben werden.

Ich lese meine Nachricht noch einmal
durch. Der letzte Teil ist mir peinlich.
Ich habe nicht den richtigen Ton
getroffen – es klingt zu bemüht. Ich
lösche die überschwänglichen Teile,
drücke auf »Senden«, lehne mich in
meinem Stuhl zurück und schlage die
Decken wieder um mich. Ich habe keine

Ahnung, ob ich bereit wäre, zweitausend Pfund, die wir schwer entbehren könnten, für einen erneuten Aufenthalt in Little Orchard auszugeben.

Zu welchem Zweck? Um nach ein paar Worten auf einem Stück Papier zu suchen? Du hast keinen Grund anzunehmen, du könntest es dort finden. Luke wird mich für verrückt halten. Er wird sich Sorgen meinerwegen machen.

Entweder Neil hat mich glattweg angelogen oder seine Informationen sind veraltet. Vielleicht war das Haus das ganze letzte Jahr über vermietet, und jetzt sind die Mieter ausgezogen. Neil hat nicht erwähnt, wann Jo versucht

hatte, das Haus erneut für sich und ein paar Freunde zu mieten.

Welche Freunde? Neil und Jo haben keine Freunde. Sie verbringen ihre gesamte Freizeit mit der Familie.

Er hat mich angelogen.

Aber warum? Warum sollte er Angst davor haben, dass Luke und ich das Haus noch einmal besuchen könnten? Die Annahme, Jo könne dagegen sein, wäre Grund genug, aber warum sollte er das annehmen? Warum sollte es Jo kümmern, ob wir noch einmal in das Haus fahren? Könnte es etwas mit dem Schlüssel zu dem verschlossenen Zimmer zu tun haben?

Es war Jo wichtig, mich davon abzuhalten, das Arbeitszimmer von Little Orchard zu betreten. Bei unserem Streit damals habe ich sie zum ersten und einzigen Mal zittern sehen. Ich erinnere mich, dass ich damals dachte, dieses Ausmaß an Empörung und Abscheu ist sogar für Jo übertrieben. Kann es sein, dass ich mich geirrt habe? War es vielleicht gar keine Empörung über meine fehlenden Skrupel, sondern Angst, dieselbe Angst, die vor ein paar Stunden in Neils Gesicht geschrieben stand?

Aber was sollten sie fürchten? Hatten Jo und Neil den Schlüssel bereits benutzt, als ich auf die Idee kam, nach ihm zu suchen? Hatten sie während unseres

Aufenthalts dort etwas in diesem Arbeitszimmer eingeschlossen? Hängt es vielleicht damit zusammen, dass Jo mitten in der Nacht mit Neil und den Kindern verschwunden ist?

Der Computer gibt ein Ping von sich: eine neue Mail. Ich öffne sie.

Unterschrieben ist sie mit Veronique Coudert. Offenbar Französin. »Liebe Ms Hewerdine, vielen Dank für Ihre Anfrage. Leider steht Little Orchard momentan nicht für Vermietungen zur Verfügung, da ich mittlerweile selbst mit meiner Familie in dem Haus wohne. Ich bedaure sehr, dass ich keine positiveren Nachrichten für Sie habe, und wünsche Ihnen viel Glück bei Ihrer Suche nach

einem alternativen Feriendomizil für Ihr Wochenende im Dezember.«

Ich nage an meiner Unterlippe. Also keine langfristige Vermietung, die Eigentümer sind selbst eingezogen.

Nur dass das nicht sein kann, da der Kalender freie Tage für Buchungen im Dezember anzeigt.

Warum sollte eine Frau, der ich nie begegnet bin, mich anlügen? Warum sollte Neil mich anlügen? Es sei denn, Veronique Coudert hat auch ihn angelogen. Oder der Verfügbarkeitskalender ist falsch, veraltet. Was stimmt, was ist falsch? Ich bin zu erschöpft, um zu entscheiden,

welchen Ideen ich nachgehen sollte und welche ich getrost ad acta legen kann.

Ein klatschendes Geräusch lässt mich aufschrecken. Es kam von unten und klang wie ein Stapel Post, der in den Flur gefallen ist. Haben wir neuerdings einen Postboten, der unter Schlaflosigkeit leidet?

Ich tappe nach unten, wobei ich immer noch vergeblich versuche, mir einen Reim auf das Vorgefallene zu machen. Wenn Little Orchard nicht mehr zu vermieten ist, wäre es doch sicher ein Leichtes, das Haus von der Vermietungs-Website zu nehmen. Warum sollte Veronique Coudert das vergessen haben, schließlich würde es ihr die Mühe

ersparen, endlos Mails wie die meine beantworten zu müssen? Es sei denn, das Haus ist doch noch zu mieten, nur nicht für mich. Beziehungsweise für alle außer mir, Jo, Neil ...

Ich bleibe auf dem Flur vor Lukes Zimmer stehen, ich bibbere vor Kälte. Wir mussten unsere Namen angeben, 2003. Jo hatte ein Formular. Sie hatte alle unsere Namen eingetragen, und wir mussten unterschreiben. Hilary hielt Kirstys Hand fest, und zusammen malten sie einen Krakel in das richtige Kästchen. Es war irgendeine Art offizieller Vertrag. Mein Name stand darin und meine Unterschrift. Amber Hewerdine ist ein ziemlich

ungewöhnlicher Name.

Warum sollte Veronique Coudert nicht wollen, dass einer von uns noch einmal in ihrem Haus wohnt?

Haben wir vor sieben Jahren irgendwas Falsches getan, etwas, von dem ich nichts weiß? Wenn Jo und Neil tatsächlich die Tür zum Arbeitszimmer aufgeschlossen haben, könnten die Eigentümer das irgendwie mitbekommen haben? Vielleicht hat Jo ein Feedback-Formular ausgefüllt und unter »weitere Kommentare« vermerkt, ein Mitglied ihrer Gesellschaft, Amber Hewerdine, eine gewissenlose Person ohne Grundsätze, habe sich dafür ausgesprochen, einen Blick in das

verbotene Zimmer zu werfen, aber sie, die wunderbar moralisch aufrechte Jo, hätte dem einen Riegel vorgeschoben.

Ja, klar doch. Ich bin zu müde, um noch zu wissen, an welchem Punkt meine sinnvollen Spekulationen über die Grenze ins Reich der puren Phantasie abwandern.

Auf dem Fußboden unter dem Briefschlitz liegt ein gefütterter brauner Umschlag, der in der Mitte geknickt wurde, um ihn durch den Schlitz quetschen zu können. Ich öffne den Umschlag und ziehe ein paar Seiten dichtbedrucktes weißes DIN-A4-Papier heraus sowie einen Zettel, auf dem in

einer extravaganten verschlungenen Handschrift ein paar Zeilen stehen.

»Liebe Amber, ich bedaure, dass ich Sie vorhin auf die Palme gebracht habe.

Sorry. Ich habe mich wirklich gern mit Ihnen unterhalten, und glauben Sie mir, das kann ich nicht von vielen Leuten behaupten. Eine Person, die ärgerlicherweise so gut wie immer Recht hat, hat mir versichert, dass Sie nicht verdächtigt werden, obwohl Sie technisch gesehen eine Verdächtige sind, also überlasse ich Ihnen einige Informationen über den Fall Katharine Allen. Ich dürfte das eigentlich nicht tun, und es würde denjenigen, der einen zur Raserei bringen kann, zur Raserei bringen, wenn er es wüsste. Obwohl er,

in einer bestimmten Stimmung, so etwas ohne weiteres selbst tun könnte – nur ich darf es nicht. Wenn Ihnen irgendetwas auffällt, wenden Sie sich bitte an mich und an niemanden sonst, und bitte vernichten Sie die Kopien, sobald Sie sie gelesen haben. Charlie Zailer.« Unter ihrem Namen steht ihre Telefonnummer.

Ein merkwürdiger Brief. Die Person, die einen zur Raserei bringen kann, muss Simon Waterhouse sein. Ihr Mann. Warum sollte sie mir irgendwas, und sei es auch nur ein winziges Detail, über ihre Beziehung erzählen? Ich lese die Nachricht erneut und komme zu dem Schluss, dass Charlie Zailer betrunken sein muss und/oder so einsam, dass ihr

alles egal ist. In den Monaten nach Sharons Tod habe ich auch alle möglichen unpassend vertraulichen, emotionalen Dinge zu völlig fremden Leuten gesagt. Wenn ich daran zurückdenke, wie ich mich auf Leute gestürzt habe, die ich kaum kannte, in dem Versuch, die klaffende Lücke zu stopfen, die durch Sharons Abwesenheit entstanden war, würde ich am liebsten im Erdboden versinken.

Ich nehme die ausgedruckten Seiten mit nach oben und setze mich wieder vor den Computer. Der verrückte Impuls, Veronique Coudert noch eine Mail zu schicken, überkommt mich. Ich beschließe, ihm zu folgen, bevor der

gesunde Menschenverstand seinen spaßbremsenden Einfluss geltend machen kann. Was soll es schon schaden? Das schlimmste Szenario sieht so aus: Eine Französin, der ich nie begegnen werde, kommt zu dem Schluss, dass ich sie nicht mehr alle habe – na und?

»Liebe Veronique«, tippe ich. »Danke für Ihre Antwort. Sagen die Worte ›Lieb – Grausam – Liebgrausam« Ihnen irgendetwas? Oder der Name Katharine (Kat) Allen? Mit freundlichen Grüßen, Amber Hewerdine.« Mit hämmerndem Herzen drücke ich auf »Senden«. Dann wende ich meine Aufmerksamkeit den Seiten zu, die ich von Charlie erhalten

habe.

Es ist enttäuschend. Das ist nicht ihre Schuld, sondern meine – ich hatte erwartet, dass mir irgendwas Bedeutsames ins Auge springen würde. Ich lese alles zweimal durch und finde keine Verbindung zwischen meinem Leben und dem von Katharine Allen. Sie wurde in Pulham Market geboren, wo ihre offenbar glücklich verheirateten Eltern immer noch leben. Sie hat zwei Schwestern: eine ist verheiratet, hat zwei Kinder und wohnt in Belize, die andere ist unverheiratet, hat ein Baby und wohnt in Norwich. Katharine war Grundschullehrerin an der Meadowcraft School in Spilling. Sie und ihr Freund

Luke wollten gerade zusammenziehen, als sie ermordet wurde. Luke hat ein bombensicheres Alibi und stand nie unter Verdacht.

Kat Allens Freund hat denselben Vornamen wie mein Mann. Aber das zählt wohl kaum als Verbindung.

Eine neue Mail von Veronique Coudert erscheint in meinem Posteingang. Ich klicke sie an, um sie zu öffnen. Sie lautet: »Liebe Ms Hewerdine, bitte antworten Sie nicht auf diese Nachricht. Mit freundlichen Grüßen, Mme Coudert.«

Zwei mitten in der Nacht verschickte E-Mails, zwei sofortige Antworten.

Seltsam. Sie kann doch unmöglich vor dem Computer gesessen und darauf gewartet haben, dass eine ihr völlig unbekannte Frau sie kontaktiert. Es sei denn, Neil hätte sie vorgewarnt ... Nein, das ist absurd.

Ich nage an der Innenseite meiner Unterlippe und denke nach. Bitte antworten Sie nicht auf was? Es gibt nichts, auf das ich antworten könnte. Und sie nennt sich nicht mehr Veronique, sondern Madame, sie will mich loswerden.

Ich schnüffle und bilde mir ein, etwas Schlechtes zu riechen: noch mehr Lügen. Es ist möglich, unglaublich subtil zu lügen, indem man die Abwesenheit einer

Nachricht als Nachricht bezeichnet.

Sie hat nicht auf meine Fragen geantwortet. Sie hätte es tun können, aber sie hat es nicht getan.

Weil sie aufdringlich und unpassend waren.

Ich seufze und wende meine Aufmerksamkeit wieder der Akte zu. Katharine Allen war in der Schule beliebt. Ihre Schüler und die Kollegen mochten sie sehr gern. Sie war freundlich, hilfsbereit, eine Teamspielerin ...

Das alles zum dritten Mal zu lesen, bringt mich nicht weiter. Der einzige

halbwegs interessante Umstand ist, dass Kat Allen als Kind in drei Fernsehfilmen mitgewirkt hat. Obwohl »mitgewirkt« vielleicht ein bisschen übertrieben ist, da sie erst vier, fünf und sechs Jahre alt war, als sie ihre drei Rollen spielte: »schüchternes Mädchen im Bus« in dem Film *Bubblegum Breakdown*, »zweites ertrinkendes Mädchen« in *Sauber weggespült* und »Lilly-Anne« in den *Puppengesicht-Tagebüchern*. Auch ihre beiden Schwestern hatten kurze Auftritte als Kinderstars. Es ist klar, dass der Ermittler, von dem der Bericht stammt, den schauspielerischen Hintergrund der Allen-Schwestern weder interessant noch relevant fand.

Es riecht komisch, das bilde ich mir nicht nur ein. Und von unten kommt ein seltsames Geräusch. Ich hieße mich vom Stuhl hoch, um Nachforschungen anzustellen, und bringe kein Gähnen zustande, weil die Muskeln um meinen Mund herum zu müde dafür sind. Ich muss mich irgendwo auf den Boden legen und die Augen schließen. Ich glaube, heute habe ich einen Rekord aufgestellt: Ich kann mich nicht erinnern, irgendwann in den letzten achtzehn Monaten so müde gewesen zu sein wie jetzt. Mit etwas Glück könnte ich eine ganze Stunde weg sein, was kaum je vorkommt.

Ich spüre die Hitze, bevor ich sie sehe.

Dann ist da die Farbe, intensiver, als ich sie je zuvor in meinem Haus gesehen habe, und beweglicher, es wabert und züngelt.

Ich interpretiere meine Wahrnehmungen und denke: »Oh. Das.« Ich gerate nicht in Panik. Nein, ich glaube nicht, dass ich in Panik gerate. Unser Flur brennt. Wellen des Entsetzens branden auf mich zu, aber sie erreichen mich nicht, obwohl ich in dem Kreis gefangen bin, den sie bilden. Ich kann Schreie hören, die niemand macht. *Beweg dich*. Alles geschieht wie in Zeitlupe.

Die Flammen sind bereits oben an den Wänden angelangt wie tödlicher Efeu, golden und flackernd. Durch den Rauch

sehe ich etwas auf dem Boden unter dem Briefschlitz liegen, das aussieht wie Metall. Ich kann nicht erkennen, was es ist. *Beweg dich. Sofort.*

Es ist meine Schuld. Ich habe die Batterien aus unseren Rauchmeldern herausgenommen. Sie gingen ständig los, wenn Luke kochte, und Dinah und Nonie begannen jedes Mal zu zittern und hysterisch zu weinen. Sie ließen sich nicht davon abbringen, dass es irgendwo im Haus brennen müsse.

Hat Sharons Mörder das getan?

Darüber jetzt nicht nachdenken. Ich weiß genau, was zu tun ist. Ich wende mich von der Feuersbrunst ab, laufe nach

oben, wecke Luke und sage ihm, er solle Ruhe bewahren. Durch eine Art Filter hindurch merke ich, dass er nicht ruhig ist, dass es mir besser gelingt als ihm, ruhig zu bleiben. Er fängt sofort an zu husten. Ich huste nur dann und wann. Ich sage ihm, dass den Kindern nichts passiert ist, sie sind im Stockwerk über uns. Ich sage ihm, er solle das Fenster im Flur vor Nonies Zimmer öffnen. Dort können wir hinausklettern, es ist nur ein kleiner Sprung hinunter zum Flachdach des zweistöckigen Anbaus, den die Vorbesitzer errichtet haben. Ich greife nach Lukes Handy und drücke es ihm in die Hand. Ruf die Feuerwehr, sobald du das Fenster geöffnet hast, sage ich.

Ich laufe nach oben und wecke die Mädchen, wobei ich beruhigende Worte flüstere. Sie müssen den Eindruck gewinnen, als würde ich sie lediglich aufwecken, um ihnen zu versichern, dass alles gut werden wird, dass überhaupt nichts Schlimmes passiert ist. Ich sage die Wahrheit: Ich glaube daran, dass alles gut werden wird, und deshalb habe ich keine Angst. Ich stehe unter Schock, aber ich habe keine Angst, wie ich mir selbst versichere. *Ich habe keine Angst. Ich habe keine Angst.* Ich habe alles bedacht: Wir werden nur zu Schaden kommen, wenn die Flammen den zweiten Stock erreichen, bevor wir aus dem Fenster gestiegen sind, und das werden sie nicht. Als ich sie zuletzt sah – die

Flammen –, hatten sie die Decke erreicht, aber nahmen erst den halben Raum zwischen Haustür und Treppe ein. Als ich der schweigsamen Nonie und der empörten Dinah Bademäntel und Hausschuhe überziehe, achte ich sorgsam darauf, ja nicht das Wort »Feuer« auszusprechen.

Luke erwartet uns vor dem Fenster. Er hilft den Kindern dabei, aus dem Fenster zu steigen, und versucht, auch mir zu helfen, aber ich lasse ihn zuerst gehen. Ich muss als Letzte gehen, ich darf nur mich selbst gefährden und niemanden sonst. Nonie hustet. Wenn ich wüsste, wer das Feuer gelegt hat, würde ich ihn dafür umbringen, dass sie seinetwegen

so husten muss.

Einige Zeit später – ich habe keine Ahnung, wie viel später – sitzen wir am anderen Ende des Anbaus auf dem Dach, lassen die Füße baumeln und warten auf die Feuerwehr. Wir zittern vor Kälte und klammern uns aneinander fest. Es ist absurd, dass unser Haus hinter uns lichterloh brennt und wir trotzdem frieren.

»Werden wir das Haus reparieren können?«, fragt Nonie.

»Das Haus ist nicht wichtig«, sage ich.
»Nur wir zählen.«

Dinah bricht in Tränen aus und bedeckt

das Gesicht mit den Händen. »Es ist meine Schuld. Das ist alles meine Schuld.«

»Das ist es ganz sicher nicht«, versichere ich ihr.

»Doch. Meinetwegen habt ihr dieses Haus gekauft. Ihr habt es gekauft, weil ich gesagt habe, dass es mir sehr gefällt.«

»Und weil es uns gefiel.«

»Aber wenn ich gesagt hätte, dass ich es nicht mag, hättet ihr es nicht gekauft, und es gefiel mir aus einem schlechten Grund. Ich fand, es sähe aus wie ein Haus, in dem eine echte Berühmtheit als

Kind gewohnt haben könnte, und ich will berühmt werden.«

Luke und ich wechseln einen Blick, der uns nicht dabei hilft zu entscheiden, wer von uns beiden am besten geeignet ist, hiermit umzugehen.

»Ich wollte ein Haus, bei dem man sich vorstellen kann, dass eines Tages eine Gedenktafel daran hängt, auf der steht: ›Hier hat Dinah Lendrim gelebt. Von 2009 bis irgendwann‹, wenn ich ausgezogen wäre«, schluchzt Dinah. »Ich habe solche Schilder an Häusern in London gesehen, wenn Mama mit uns hingefahren ist, und sie waren alle an großen, alt aussehenden Häusern. Häusern wie diesem. Wie Downing

Street Number 10. Wisst ihr noch, dieser Bungalow, den wir uns angesehen haben, mit dem schönen Garten? Das Haus fand ich wunderbar, aber ich habe so getan, als würde ich's furchtbar finden, weil man auf so einem Haus nie eine Gedenktafel sieht!«

Luke erwidert etwas: das Richtige, wie ich nur hoffen kann. Ich kann mich nicht konzentrieren. Warum braucht die Feuerwehr so lange? Aber vielleicht stimmt das ja auch gar nicht, vielleicht sitzen wir erst seit ein paar Sekunden hier draußen. Wenn man auf einem Flachdach sitzt, mehrere Meter von einem brennenden Haus entfernt, kann einen das Feuer dann trotzdem

irgendwie erreichen, oder der Rauch? Wann sollten wir vom Dach springen? Noch nicht. Die Decken unseres alten, gedenkplakettenwürdigen Stadthauses sind hoch. Ich werde nicht riskieren, dass die Mädchen sich die Knochen brechen, wenn es nicht sein muss.

Von vorn hat unser Haus große Ähnlichkeit mit Downing Street Number 10. Warum ist mir das vorher nie aufgefallen?

»Wenn wir diesen Bungalow gekauft hätten, wäre das nicht passiert.«

»Doch«, korrigiert Nonie ihre ältere Schwester, was sie sich nicht oft traut.

»Der Brandstifter wollte nicht das Haus

anzünden. Wenn wir in dem Bungalow gewesen wären, hätte er eben den Bungalow angezündet. Stimmt doch, Amber, oder?«

Ich nehme sie in die Arme.

»Amber?«

»Hm?«

»Beim letzten Mal ... als Mama starb, hat der böse Mensch, der das Feuer gelegt hat, dafür gesorgt, dass Dinah und ich sicher rauskamen.«

O Gott, bitte lass sie nicht das fragen, was sie gleich fragen wird.

»Warum hat er das dieses Mal nicht getan?«

Letztes Mal, dieses Mal, nächstes Mal.
Für die meisten Siebenjährigen wäre es eine einmalige Sache, dass jemand ihr Haus anzündet. Etwas Schwarzes, Hartes wächst in mir. Vielleicht ist es Rachedurst.

Luke sagt: »Wir wissen noch nicht, ob jemand das Feuer gelegt hat. Es könnte auch ein Unglück sein.«

Nein, könnte es nicht.

»Amber? Glaubst du, Oma Marianne hat unser Haus angezündet?«, fragt Nonie.

»Sei nicht blöd«, gibt Dinah zurück.

»Warum soll das blöd sein? Sie war immer gemein zu Mama, und sie will uns nie sehen. Sie ruft nicht mal mehr an.«

»Eure Großmutter hat das Feuer nicht gelegt«, sage ich.

Warum? Weil sie unmöglich das letzte Feuer gelegt haben kann? Muss es denn derselbe Täter sein?

»Wir hätten die Batterien nicht aus den Rauchmeldern herausnehmen dürfen«, sagt Luke.

»Wir haben ja einen menschlichen Rauchmelder.« Ich deute auf mich.

Jemanden, der die ganze Nacht damit zubringt, von Raum zu Raum zu gehen und zu überprüfen, ob auch alles in Ordnung ist, für alle Fälle.

»Amber?«

»Ja, Nones?«

»Ich würde es furchtbar finden, berühmt zu sein. Manchmal, wenn jemand mich in der Schule fragt, für was Nonie die Abkürzung ist und ich keine Lust habe Oenone zu sagen und zu erklären, dass das griechisch ist, sage ich, es ist die Abkürzung für Anonyma. Kann ich meinen Namen in Anonyma ändern, bevor sie in der Schule herausfinden, dass das nicht stimmt?«

In der Ferne höre ich eine Sirene. Sie kommt näher. Ich beginne zu weinen.

Wenn etwas einmal passiert,
schenken wir der Sache vielleicht
keine große Aufmerksamkeit.
Passiert es zweimal oder öfter,
fangen wir an, ein Muster zu sehen.
Die menschliche Psyche liebt Muster
so sehr, dass sie alles tut, sie zu
entdecken, wo immer es geht. Und
manchmal sieht sie sogar Muster,
obwohl gar keine da sind.

Der Streit über den Schlüssel zu
dem verschlossenen Arbeitszimmer
war Teil eines Musters. Es ist nichts

Neues, dass Jo sich selbst für tugendhafter hält als andere Leute. Als Amber sie fragte, was Kirsty denn fehle – ob sie so geboren wurde oder ob es ein Unfall war –, wollte Jo wissen, ob Amber das für eine akzeptable Frage halte. Fragt dich etwa jemand, wie du so geworden bist, wie du bist?, sagte sie. Eine Antwort auf ihre Frage erhielt Amber nicht, Jo erklärte nur, dass nichts an Kirsty verkehrt sei. Sie sei eben einfach anders, und alle liebten sie genau so, wie sie sei. Seitdem achtet Amber sehr darauf, nichts mehr in dieser Richtung anzudeuten, da sie weiß, wie sehr

es Jo aufregen würde. Sie hatte ihre Frage so umsichtig wie möglich formuliert, aber Jo hatte die unausgesprochene unsensible Version herausgehört und darauf reagiert.

Amber weiß, dass sie Jo nicht zur Begrüßung küssen darf, wie sie es bei den meisten Leuten macht, die ihr nahestehen. Einmal, als sie und Luke noch nicht lange zusammen waren, versuchte sie es, und Jo brach in Gelächter aus, wick zurück und sagte: »Nicht küssen. Ich könnte mir das Lachen nicht verkneifen.« Als Amber wissen wollte, was sie damit meine, sagte Jo: »Dieses

ganze Schicki-micki-Getue. Sorry, aber ich komme aus dem Norden – ich kann das einfach nicht.« Amber muss erstaunt gewesen sein. Auch gekränkt, könnte ich mir vorstellen. Viele Leute finden überhaupt nichts dabei, jemanden zur Begrüßung zu küssen. Es ist einfach ein Ausdruck von Zuneigung, und niemand schätzt es, wenn seine Zuneigung zurückgewiesen wird. Neil, der Zeuge der Szene wurde, wird Ambers Verlegenheit vielleicht bemerkt haben. Vielleicht lenkte er deshalb die Aufmerksamkeit von ihr ab und neckte Jo mit den Worten: »Mädchen aus dem Norden küssen

nur, wenn was für sie drin ist.
Vorzugsweise Sex, Ehe und zwei Kinder, in der Reihenfolge.« Hoffte Amber, dass Jo verletzt sein würde? Wenn ja, muss sie enttäuscht gewesen sein, als Jo nur mit den Achseln zuckte und antwortete: »Ich fühle mich bei körperlichem Kontakt halt nicht so wohl.«

Später, als Amber Luke davon erzählte, bestätigte er, ja, es stimme, Jo habe es nicht so mit Körperkontakt, obwohl er noch nie darüber nachgedacht habe. »Beim Geküsse zur Begrüßung hält sie sich immer zurück und achtet darauf, nicht in die Schusslinie zu geraten.«

Konnte Amber, nachdem Luke ihr bestätigt hatte, dass es nichts Persönliches war, besser mit dem Vorfall umgehen? Offenbar nicht, sonst würde sie es nicht Jahre später noch erwähnen.

Zurückhaltung ist ja schön und gut, wird sie sich vielleicht gedacht haben, aber wenn einem trotz aller Vorsicht doch mal jemand nahe genug kommt, um einem zur Begrüßung ein Küsschen zu geben, sollte man es über sich ergehen lassen, wenn die Alternative ist, die betreffende Person in Verlegenheit zu bringen und zurückzustoßen.

Und Jos Haltung ist inkonsequent.

Als Amber einmal in Jos Wohnzimmer kam, sah sie sie auf dem Sofa sitzen und William und Barney knuddeln, die rechts und links neben ihr saßen. Als sie Amber sah, sprang Jo sofort auf und stieß ihre Söhne fast von sich, als wäre sie bei etwas Schändlichem ertappt worden. Und vielleicht hätte Amber den früheren Vorfall vergessen, wenn sie nicht Zeuge dieser Szene geworden wäre. War das nicht der Beweis dafür, dass Jo nicht generell etwas gegen Küsschen hatte, sondern nur von Amber nicht geküsst werden wollte?

Doch meiner Ansicht nach irrt sich

Amber, wenn sie das glaubt. Kinder, die Opfer von körperlichen und emotionalen Misshandlungen oder sexuellem Missbrauch geworden sind, scheuen als Erwachsene oft vor Körperkontakt zurück. Ihre Kinder sind oft die einzige Ausnahme von dieser Regel.

Jo's Gedankenlosigkeit ist ein immer wiederkehrendes Thema für Amber, und es verletzt sie vermutlich besonders, weil Jo immer wieder bewiesen hat, dass sie zum Gegenteil fähig ist. Denn ohne Zweifel kann Jo rücksichtsvoll sein, wenn sie will.

Kurz nachdem Amber und Luke geheiratet hatten, fragte Jo, ob Amber vorhabe, zu Hause zu bleiben, wenn das erste Baby da sei. Nein, entgegnete Amber, sie könne den Gedanken nicht ertragen, ihren Beruf aufzugeben. Darüber lachte Jo, die Logopädin gewesen war, bevor sie William bekommen und aufgehört hatte zu arbeiten. Vorausgesetzt, Ambers Erinnerung stimmt, reagierte Jo mit dem Satz: »Man könnte meinen, du wärst Hollywood-Schauspielerin oder eine Naturwissenschaftlerin, die den Nobelpreis gewonnen hat. Du bist Sachbearbeiterin in der

Gemeindeverwaltung, um Himmels willen.« Amber ist ganz allein für die Gewerbeüberwachung in der Gemeinde Rawndesley zuständig, aber darauf wies sie Jo natürlich nicht hin. Sie erklärte ihr auch nicht, dass es möglich ist, seine Arbeit zu lieben und stolz darauf zu sein, auch wenn die Berufsbezeichnung nicht besonders glamourös klingt. Ich nehme mal an, dass Jo das Gespräch hier beendete, ohne ihre Überzeugung geändert zu haben, dass es falsch von Amber sei, so viel Wert auf ihren Beruf zu legen. Und dabei hätte sie sich auch ganz anders verhalten können. Sie hätte

sagen können: »Oh, tut mir leid, wie ignorant von mir. Erzähl mir von deiner Arbeit. Was liebst du so daran?«

Als Amber ihr von ihrer Beförderung erzählte, sagte Jo: »Du hast jetzt also einen anderen Titel, machst aber immer noch dasselbe? Ich kapier einfach nicht, was du den ganzen Tag treibst.« Als Amber wiederholt versuchte, ihr zu erklären, worin ihre Arbeit besteht, unterbrach Jo sie und wechselte das Thema.

Einmal, vor Barneys Geburt, fuhren Amber und Luke zusammen mit Jo, Neil und William übers Wochenende

weg. Am Freitagabend nahm Amber ein Bad, bevor sie zu Bett ging. Am nächsten Morgen, als Jo sie fragte, ob sie gut geschlafen habe, bejahte sie das und fügte scherzhaft hinzu: »Ich schlafe immer gut, wenn ich und mein Bettzeug mal gleichzeitig makellos sauber sind. Auch wenn das nicht allzu häufig vorkommt.« Luke und Neil lachten. Jo rümpfte die Nase und sagte: »Igitt! Das ist ja widerlich. Musst du uns das erzählen?«

Jo scheint sich berechtigt zu fühlen, Ambers Moral und ihr Verhalten in Frage zu stellen, wann immer es ihr passt. Sie versuchte, sich in Ambers

Hochzeitspläne einzumischen, und brachte sie dazu, Luke zu sagen, sie habe sich immer gewünscht, ins Ausland durchzubrennen, um zu heiraten, was gelogen war. Und nach Sharons Tod, als Amber ihrer Schwägerin erzählte, sie und Luke hätten vor, ein größeres Haus zu kaufen, war Jo strikt dagegen gewesen, ohne jedes Bewusstsein dafür, dass sie das überhaupt nichts anging. Sie warf Amber vor, egoistisch zu sein, da ihre eigenen Bedürfnisse ihr offensichtlich wichtiger seien als die von Dinah und Nonie.

Amber war verwirrt. Der Hauptgrund

für den Umzug war, dass sie mehr Platz für die Kinder brauchten – sie sollten sich nicht das einzige freie Zimmer teilen müssen, das es in ihrem alten Haus gab. Amber machte den Fehler, Jo gegenüber zuzugeben, dass auch die Überlegung eine Rolle gespielt habe, dass sie mehr Platz für sich brauche, räumlich und psychisch, nachdem Dinah und Nonie bei ihnen eingezogen seien. Jo machte Tss-tss und sagte: »Wie groß euer Haus ist, ist ganz egal. Was diese armen Kinder brauchen, ist Stabilität. Ihr wohnt in diesem Haus, seit sie euch kennen. Glaubst du nicht, dass sie

schon genug Veränderungen und traumatische Erlebnisse verarbeiten müssen? Musst du noch was draufsetzen?« Als Amber darauf hinwies, dass Dinah und Nonie ganz aufgeregt bei der Aussicht seien, ein neues Haus mit aussuchen zu dürfen, schüttelte Jo geringschätzig den Kopf und entgegnete: »Es hat gar keinen Sinn, mit dir zu reden. Du wirst an deiner Meinung festhalten, egal was ich sage.«

Ob das nun stimmen mochte oder nicht, Jo änderte ihr Verhalten nach diesem Gespräch in keiner Weise. Sie kritisierte Amber weiterhin, besonders, wenn es um die Kinder

ging. Regelmäßig bemerkte sie, es sei »falsch«, dass Amber und Luke die Vormundschaft für die Mädchen hätten. »Sie sollten bei ihrer Großmutter sein«, wiederholte sie beharrlich, wann immer das Thema zur Sprache kam. »Kann ja sein, dass ihr die beiden gernhabt, aber ihr gehört nicht zur Familie. Das ist einfach nicht dasselbe.« Angesichts der Tatsache, dass Marianne Lendrim zwar gegen eine Adoption ist, aber überhaupt nichts dagegen hat, dass ihre Enkelinnen bei Amber und Luke leben – sie hat sogar erklärt, dass es ihr unmöglich sei, die beiden Mädchen bei sich

aufzunehmen oder auch nur gelegentlich über Nacht zu behalten –, seufzte Jo nur tief und bemerkte: »Ist ja auch klar, dass sie das sagt, oder? An ihrer Stelle würde ich den Kontakt auch so gering wie möglich halten, aus reinem Selbstschutz. Sie weiß, dass ihre Enkelinnen eines Tages alt genug sein werden, um zu erfahren, dass ihre tote Mutter ein Testament hinterlassen hat, in dem stand, sie würde ihre Töchter lieber von irgendeinem Heroinsüchtigen oder Pädophilen großziehen lassen als von der eigenen Großmutter.«

Fragt sich nur, ob etwas davon oder alles zusammen erklärt, warum

Amber Jo so sehr grollt? Ich glaube,
da gibt es noch etwas anderes,
etwas, das sie uns nicht erzählt.
Amber?

6

2. 12. 2012

»Waterhouse!« Proust schien erfreut, ihn zu sehen. »Ich war mir nicht sicher, ob Sie sich zur festgesetzten Stunde blicken lassen würden, aber da sind Sie ja: Schlag neun. Bitte schließen Sie die Tür hinter sich.«

»Sechs Worte. Mehr braucht es nicht.«

»Wie bitte?«

»»Waterhouse, Sie sind gefeuert. Gibbs,

Sie sind gefeuert.« Sagen Sie's, und kümmern Sie sich um das, was wichtig ist. Gestern Nacht hat jemand versucht, Amber Hewerdine und ihre Familie umzubringen. Er wird es wieder versuchen. Beim nächsten Mal vielleicht mit Erfolg.«

Proust schaute nach links und dann nach rechts. »Gibbs? Sie halluzinieren, Waterhouse. Setzen Sie sich.« Er wies auf die einzige Sitzgelegenheit in seinem Büro.

»Das ist Ihr Stuhl.«

»Benutze ich ihn etwa im Moment? Wenn ich Ihnen den Stuhl anbiete und im Augenblick nicht selbst darauf sitze, wo

ist dann das Problem?«

Simon ging um den Schreibtisch des Inspectors herum und setzte sich. Er kam sich albern vor, wie ein Hochstapler, der versuchte, sich als Detective Inspector auszugeben, der sich in aller Öffentlichkeit einer peinlichen, egosteigernden Selbsttäuschung hingab. Ein Punkt für den Schneemann. Bald würde es Spiel, Satz und Sieg stehen.

»Ich fürchte, ich habe mehr als sechs Worte für Sie, aber dürfte ich eine andere zeitsparende Vorgehensweise vorschlagen? Wie wär's, wenn Sie aufhören, mich alle zehn Sekunden zu unterbrechen?«

Simon nickte.

»Sofortige Zustimmung. Das bedeutet, Sie bilden sich ein, es würde Ihnen leichtfallen.« Proust lächelte, während er im Zimmer auf und ab ging. »Sie haben keine Angst mehr vor mir, Waterhouse. Sie haben sich immer vor mir gefürchtet – bis vor kurzem noch –, aber jetzt tun Sie es nicht mehr.«

Was war das, Punkt eins der Tagesordnung oder einleitende Worte? Spielte es eine Rolle?

»Diese Furcht war immer völlig grundlos, und ich habe mich stets darüber gewundert. Schließlich habe ich nichts Furchterregendes an mir, oder?

Ich sage, was ich denke, und ich kann Dummköpfe nicht ertragen – problematisch, sicher, besonders für Sie, das begreife ich natürlich –, aber dennoch ... warum die Furcht? Niemand sonst hat Angst vor mir. Man könnte denken, ich wäre eine Art Tyrann, der andere einschüchtert.«

»Könnte man denken«, bestätigte Simon.

»Ich bin sicher, Sie wären der Erste, der einräumen würde, dass ich jeden fair behandle, Sie eingeschlossen. Ich bringe mich fast um in dem Bemühen, Ihnen gegenüber fair zu sein.« Proust schüttelte den Kopf. Die Verwunderung in seinem Gesicht schien echt zu sein. Für wen wäre Proust eigentlich wirklich ein

großer Verlust, überlegte Simon: für den Schauspielerberuf oder für die ausschließlich extremen Fällen vorbehaltene Penthouse-Gummizelle im örtlichen Irrenhaus?

»Ich habe Ihre Furcht vor mir stets auf irgendein absonderliches Defizit Ihrerseits zurückgeführt. Eins von vielen.« Der Schneemann langte über den Schreibtisch und griff nach seinem neuen Bester-Opa-der-Welt-Becher. Simon, der sich erinnerte, dass ihm dessen Vorgänger an den Kopf geschleudert worden war, fuhr leicht zusammen. »Ich muss zugeben, gelegentlich habe ich Ihre Phobie als ganz nützlich betrachtet, als Mittel, Sie

unter Kontrolle zu behalten. Es gab aber auch Zeiten, wo sie mich maßlos irritiert hat, weil es Ihre Fähigkeit beeinträchtigt, auf die zahllosen vernünftigen Argumente zu hören, die ich an jedem einzelnen Arbeitstag vorbringe. Wie dem auch sei, Sie können mir kaum vorwerfen, dass mir mein neues Teammitglied – der mutige Waterhouse – aufgefallen ist. Tapfer und verwirrt. Sie haben keine Ahnung, warum Ihre Angst vor mir ihren Posten verlassen hat und in den Sonnenuntergang geschlendert ist, begleitet von Ihrer Angst vor Arbeitslosigkeit, oder?«

Nein.

»Ich sag's Ihnen.« Proust beugte sich

über den Schreibtisch. Sein Atem roch nach heißem Tee, der zu lange gezogen hatte. »Etwas Neues, Beängstigendes ist in Ihr Leben getreten. Es erschreckt Sie dermaßen, dass sich urplötzlich all Ihre alten Ängste relativiert haben: Ihr tattriger Vorgesetzter, Ihre gebrechlichen alten Eltern. Haben Sie sich auch Ihrer Mutter widersetzt? Haben Sie sich geweigert, das Blut der Jungfrau Maria zu trinken oder was immer sie und ihre seltsame Sekte so treiben, völlig unbeeindruckt, obwohl seit kurzem Beweise dafür vorliegen, dass der ganze Verein nichts weiter ist als eine Tarnung für eine globale Epidemie sexueller Perversion ...?« Proust hielt inne. »Ich habe den Faden verloren«, sagte er.

»Sie waren gerade dabei, meine Mutter zu beleidigen.«

»War ich nicht!«

Eine Faust donnerte auf den Schreibtisch und ließ ihn erbeben, Tee spritzte in die Luft und ergoss sich auf den Fußboden. Simon ließen die Spezialeffekte kalt, er hatte das alles schon mal gesehen. Er versuchte, die Kampftaktik des Schneemanns zu durchschauen und war wider Willen beeindruckt. Wenn man eine Meinung anzweifelt, kann der Inhaber dieser Meinung ein Gegenargument anführen, wenn man aber eine unstrittige Tatsache einfach leugnet, ist die Chance groß, dass die Zuhörer sich verwirrt davonschleichen und an

ihrem eigenen Verstand zu zweifeln beginnen.

»Benehmen Sie sich einmal im Leben wie ein Erwachsener, Waterhouse!«, fuhr Proust ihn an. »Versuchen Sie nicht, einen verbalen Schlagabtausch zu inszenieren. Ich versuche, Ihnen zu helfen, ob Sie's nun glauben oder nicht.«

Echt schwierige Entscheidung, aber ich entscheide mich für die zweite Option.

Proust blies langsam die Luft aus. »Sonst sickerte Ihr Mangel an Respekt trotz aller Anstrengungen einfach durch, aber inzwischen lassen Sie ihre Respektlosigkeit fließen wie ein urinierender Landstreicher, der auf ...«

Noch eine unvorhergesehene Pause. Aber Simon war nicht bereit, ein zweites Mal auszuhelfen und Dinge vorzuschlagen, auf die ein Landstreicher urinieren könnte.

»Erbärmlich, Waterhouse. Nicht ich spreche zu Ihnen, sondern Ihre innere Stimme. Ich würde ja den Dialekt imitieren, aber ich spreche nicht die Sprache eines niedrigen Selbstwertgefühls. Das ist eine Sprache, die ich nie lernen musste.«

Simon überlegte, welche Optionen er hatte. Was hinderte ihn daran, einfach aufzustehen und zu gehen? Er wartete schließlich nur auf eins, darauf, gefeuert zu werden. Trotzdem hatte er vor,

auszuharren, bis die Kündigung ausgesprochen war.

»Irgendeine Vorstellung, was diese neue Quelle des Schreckens in Ihrem Leben sein könnte?«

»Da gibt es nichts.«

Proust lachte. »Was, nicht mal Charlie Zailer? Eheschließung, Waterhouse. Beachten Sie den zweiten Bestandteil: Schließen. Weggeschlossen. Sie sitzen in der Falle. Scheiden lassen können Sie sich nicht. Das würde ja voraussetzen, dass Sie zugeben, einen Fehler gemacht zu haben, und dazu sind Sie von Geburt an unfähig. Und doch verspüren Sie eine lähmende Angst vor den Anforderungen,

die die Ehe zwangsläufig an Sie stellen wird, Anforderungen, denen Sie nicht gewachsen sind. Das hat alles andere zur Nebensache degradiert, was? Wenn Sie über eine tickende Bombe stolpern würden, könnte es sein, dass Sie sich einfach daraufsetzen und die Füße hochlegen. Keine andere Angst kann Ihnen noch etwas anhaben, jetzt, wo Sie mit dieser großen Angst ringen.«

»Würde es Ihnen den Spaß verderben, wenn ich anderer Meinung bin?«, fragte Simon.

»Wenn Sie mir nicht zustimmen, werde ich gezwungen sein, mich zu fragen, und das nicht zum ersten Mal, wie es möglich ist, dass ein Mensch mehr als

vierzig Jahre lang ohne jede Selbsterkenntnis lebt – und zwar ohne es zu merken. Sie haben keinen Funken von dem Zeug in sich, Waterhouse, und ich versuchen nur, Ihnen die dringend notwendige Transfusion zukommen zu lassen.«

»Ihr Bedarf ist da offensichtlich größer als meiner, das beweist Ihre absurde Vorstellung, dass Sie ein geeigneter Spender sein könnten«, konterte Simon. Ergab das irgendeinen Sinn? In seinem Kopf schon. Seine Worte hallten in der Stille wider, die darauf folgte.

»Beleidigen Sie mich, soviel Sie wollen«, sagte Proust schließlich. »Sie

werden mich nicht davon überzeugen, dass Ihr Urteilsvermögen noch der vertrauenswürdige Verbündete ist, der es einmal war. Glauben Sie ernsthaft, dass Sergeant Zailer zur Hypnose gegangen ist, weil sie die Kippen aufgeben will? Rauchen gehört zu den wenigen Vergnügungen ihres bejammernswerten Lebens. Juckt es Sie nicht auch zu erfahren, was sie da wirklich wollte? Eins garantiere ich Ihnen: Wie viel Geld auch von Ihrem gemeinsamen Bankkonto in die fransenbesetzte Geldbörse dieser Möchtegern-Heilerin in Great Holling fließt, es wird das Problem nicht lösen, worin es auch bestehen mag. Und sollten Sie zufällig bereits wissen, worin es

besteht, oder sollten Sie meinem Rat folgen und es herausfinden, bitte klären Sie mich auf keinen Fall darüber auf. Es gibt Grenzen.«

»Offenbar nicht.«

Proust wirbelte herum, das Gesicht rosa-weiß gefleckt. »Glauben Sie, ich will Sie rauswerfen? Da irren Sie sich. Lassen Sie Ihren Geist über die toxische Wüstenei unserer gemeinsam verbrachten Jahre schweifen. Es gab unzählige Gelegenheiten für mich, Sie loszuwerden. Aber was tue ich? Ich lasse sie vorbeigehen, eine nach der anderen.«

Das stimmte. Das und nichts anderes.

»Ob ich Sie wirklich loswerden will oder nicht, spielt gar keine Rolle mehr. Sie zwingen mich dazu. Wenn ich Sie einfach weitermachen lasse, business as usual, welchen Eindruck würde das auf den Rest des Teams machen? Ich wäre der DI, der zulässt, dass ein außer Kontrolle geratener Ermittler ihm auf der Nase herumtanzt – alle würden es erfahren. Ich würde den Respekt jedes Einzelnen hier im Präsidium verlieren, bis hinunter zum Kantinenpersonal und den Reinigungskräften.«

»Der Schock wäre vielleicht nicht ganz so schlimm wie erwartet«, murmelte Simon. Mit den Beleidigungen konnte er umgehen. Aber nicht damit, vom

Schneemann zu hören, dass er ihn nicht verlieren wollte.

Das hat er gar nicht gesagt. Hör auf, Dinge zu hören, die er nicht sagt.

»Es geht hier nicht um den Schock!«
Proust knallte seinen Becher auf das Fensterbrett und rieb sich die Schläfen, seine Fingerspitzen waren ganz weiß. Simon schaute zu und leitete aus seiner Körpersprache ab, dass sich der Inspector um irgendetwas Sorgen machte. »Es geht um meinen eigenen Job, den ich gern behalten würde, verflix! Es geht darum, genug Grips zu haben, um zu erkennen, dass einer meiner Ermittler von einem Geheimtipp zu einer echten Belastung mutiert. Und es

geht darum, den Mut zu haben, das auch deutlich auszusprechen.«

»Sie haben nie gesagt, dass ich ein Geheimtipp bin.«

»Es hätte sowieso irgendwann nicht mehr gestimmt, vielleicht sogar kurz danach, deshalb habe ich mir die Mühe erspart. Hören Sie mir zu, Waterhouse. Ich möchte mich setzen.« Bat der Inspector um Erlaubnis? War er sich bewusst, dass Simon jünger und stärker war? Etwas in seinem Tonfall deutete darauf hin.

Das ist keine offene Aussprache, sagte Simon sich und versuchte, sein wachsendes Unbehagen zu ignorieren.

Das ist ein Kündigungsgespräch.

Sie tauschten die Plätze. Simon hoffte, dass sie zu ihrer »normalen« Interaktion zurückkehren würden, sobald Proust sich gesetzt hatte. Dann erkannte er, wie bizarr diese Hoffnung war, und er dachte sich, dass es vielleicht wirklich am besten für ihn war, wenn er von hier wegkam, solange er noch halbwegs bei Verstand war.

»Schauen Sie sich doch mal selber an: Sie merken nichts von Ihrem eigenen Verfall«, verkündete Proust von seinem bequemen Schreibtischstuhl aus. Sollte Simon auf einen Angriff gewartet haben, den er aus voller Überzeugung abwehren konnte, dann war es jetzt so weit. Es

schien ihm, dass er sein ganzes Leben damit zugebracht hatte, Zeuge seines eigenen Verfalls zu werden, im Wissen darum, dass seine inneren Reserven aufgezehrt wurden und es nichts gab, was er tun konnte, um den Prozess aufzuhalten.

»Außer Ihrem Beruf haben Sie nichts, was Ihrem Leben Sinn geben könnte – buchstäblich nichts –, und doch setzen sie leichtfertig Ihre Karriere aufs Spiel und glauben, dass Ihnen der Verlust nichts ausmachen würde. Und wozu das alles? Für den Spaß, vor ein paar Kumpels unhöflich zu mir zu sein? Sie hätten das erwünschte Resultat auch erzielen können, ohne Risiko für sich

selbst, wenn Sie Sergeant Zailers Informationen an DS Kombothekra weitergegeben hätten. Irgendwann wären Sie auch so mit Ms Hewerdine in einem Vernehmungsraum ...«

»Jemand hat heute Nacht Hewerdines Haus angezündet«, unterbrach Simon ihn. »Wenn ich den Dienstweg eingehalten hätte, würden wir sie immer noch überprüfen.«

»Ich hatte Sie gebeten, mich nicht zu unterbrechen.«

»Wenn Amber nicht ihren Mann und die beiden kleinen Mädchen rechtzeitig rausbekommen hätte ...«

»Hat sie aber.«

»... könnte sie inzwischen tot sein, bevor ich Gelegenheit hatte, sie zu befragen.«

Proust kniff die Augen zusammen. »Und sobald jemand von Ihnen befragt worden ist, kann er gerne sterben – wollten Sie das damit ausdrücken?« Er schüttelte den Kopf und legte die Hände zusammen. »Warum mache ich mir überhaupt die Mühe, Waterhouse? Können Sie mir das verraten? Sie wissen doch so viel. Warum sagen Sie mir nicht, warum ich mir die Mühe mache, Ihnen helfen zu wollen?«

»Es steht Ihnen frei, jederzeit damit

aufzuhören«, sagte Simon.

»Sperren Sie die Ohren auf, und schalten Sie Ihr Gehirn ein!«, brüllte der Schneemann und schnellte aus seinem Sitz hoch, als hätte ihn jemand von unten geschubst. »Sie haben Amber Hewerdine eine Vorzugsbehandlung angedeihen lassen. Warum? Ohne jeden vernünftigen Grund gehen Sie davon aus, dass sie Katharine Allen nicht getötet hat, obwohl sie der einzige Mensch ist, den wir mit dem Tatort in Verbindung bringen können, wenn auch nur indirekt. Hewerdine ist alles, was wir haben! Sie beharren darauf, dass ihr Alibi stichfest ist, obwohl kein Teilnehmer dieses verflixten Kurses sich an ihr Gesicht

erinnern kann! Sie sagen, wir sollten ihr vertrauen, obwohl Sie selbst gehört haben, wie die Frau mit ihrem Mangel an Respekt vor dem Gesetz prahlt. Sie erwartet, so schnell fahren zu können, wie es ihr passt, und findet es lästig, den Preis dafür zahlen zu müssen, wenn ...«

»Ach, kommen Sie. Jeder ...«

»Nicht jeder! Ich nicht. Ich rase nicht, und wenn ich es täte und erwischte würde, würde ich meine Strafe akzeptieren. Amber Hewerdines beste Freundin stirbt bei einem Brandanschlag – Hewerdine bekommt ihre Töchter. Ich denke, das könnte man als Riesengewinn bezeichnen. Damals haben alle einen Kneipenwirt verpiffen ...«

»Nicht alle dachten so. Nur ...«

»Unterbrechen Sie mich noch ein einziges Mal, Waterhouse, und Sie sind wirklich Ihren Job los.«

Sollte das heißen ...?

»Hewerdine meldet sich, sie will bei der Aufklärung des Verbrechens helfen, sie macht ein großes Tamtam darum.«
Proust sprach immer schneller, während er seine Tirade losließ. »Sie ist anderer Meinung, sie beschuldigt nicht Terry Bond. Sie ist Sharon Lendrims beste Freundin seit Kindertagen. Sie befindet sich in einer einzigartigen Position, sie weiß etwas über das Verbrechen, das

niemand sonst weiß ... Kommt Ihnen das bekannt vor? Denken Sie an Sergeant Zailers Notizbuch. Wie vielen unschuldigen Personen sind Sie begegnet, die es geschafft haben, sich bei zwei Mordfällen in einer einzigartigen Position zu befinden?«

Nichts irritierte Simon mehr, als wenn der Schneemann ein gutes Argument anbrachte.

»Hewerdine behauptet, dass Bond und Sharon Lendrim beste Freunde waren, als Lendrim starb. Es gab offenbar eine Versöhnung, von der wenig an die Öffentlichkeit drang ...«

»Sharons Töchter wussten, dass die

Meinungsverschiedenheiten beigelegt waren. Und, laut Sams Kontakt, Terry Bonds Tochter.«

»Bei Sergeant Kombothekras Kontakt handelt es sich um Ursula Shearer. Die könnte nicht mal einen Mörder auf dem Cluedo-Brett finden, wenn man ihren Kopf in den geheimen Umschlag rammt.« Proust fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. »Ich behaupte nicht, dass Terry Bond oder einer seiner Spießgesellen das Feuer gelegt hat. Amber Hewerdine war es. Sie muss es gewesen sein. Sie ist die Einzige, die davon profitiert hat: Sie bekam Sharons Töchter.«

»Das ergibt doch keinen Sinn«, widersprach Simon. »Wenn ihr Ziel

war, den Verdacht von sich abzulenken, warum dann nicht alle im Glauben lassen, dass Bond es war? Warum meldet sie sich bei der Polizei und sagt, es müsse jemand von der Anwohnerinitiative gewesen sein? Es ist ziemlich unwahrscheinlich ...«

»Lieber Himmel, Waterhouse, das sollte ich Ihnen eigentlich nicht erst erklären müssen! Mit ›ziemlich unwahrscheinlich‹ gewinnt man die Leute für sich. Man überzeugt damit Deppen wie Sie! ›Ziemlich unwahrscheinlich‹, das erweckt in ambitionierten Ermittlern den Wunsch, ihre Überlegenheit zu demonstrieren, indem sie ihre Fähigkeit zu

unkonventionellem Denken beweisen. Hewerdine ist eine hervorragende Schauspielerin. Sie kommt mit einer Theorie zur Polizei, die nicht ganz so offensichtlich ist wie das, was alle sagen, und erweckt damit den Eindruck, nicht nur bei der Aufklärung des Falls helfen zu wollen, sondern auch intelligent zu sein: fähig zu originellem Denken. Sie schmeichelt sich in den inneren Kreis der Ermittler ein, indem sie zeigt, dass sie sich auf demselben Niveau bewegt, dass sie denken kann wie einer von ihnen – genau die Taktik, die sie bei uns angewandt hat. Gibbs und ich haben es durchschaut, aber Ihnen ging's ja runter wie Öl. Sie schleicht sich ein und kann so auf dem Laufenden

bleiben. Jetzt hat sie ihr eigenes Haus angezündet und rechnet zuversichtlich damit, dass sie erfahren wird, ob und wann wir anfangen, uns auf sie einzuschießen, weil ihr guter Kumpel Waterhouse ihr alles sagen wird, was sie wissen muss.«

»Warum sollte sie ihr eigenes Haus anzünden?«, fragte Simon.

Ein sprühender Blick von Proust.

»Wenn Sie eins der Opfer sind, können Sie nicht der Täter sein?« *Was machst du da, du Depp? Wenn er etwas sagen will, lass es ihn selbst sagen. Zu spät.*

»Ms Hewerdine ist ein Opfer mit einem

Unterschied«, sagte Proust. »Sie ist die Einzige, die überlebt hat, ebenso wie ihre Lieben. Katharine Allen hat nicht überlebt. Sharon Lendrim auch nicht.«

Drei Verbrechen: zwei Brandanschläge, einer 2008 und einer gestern Nacht, und vor einem Monat eine Frau, die erschlagen wurde. Derselbe Täter? Wenn ja, warum beim zweiten Mord die Methode wechseln und bei Amber Hewerdine wieder zu Brandstiftung zurückkehren? Der Mord an Katharine Allen passte nicht ins Muster.

»Vergessen Sie nicht, dass Ms Hewerdines Haus noch steht«, sagte Proust. »Ein paar Renovierungsarbeiten im Flur, eine neue Haustür ...«

»Amber Hewerdine ist nicht schuldig«, erklärte Simon. »Sie sind auf dem Holzweg. Wenn Sie Recht hätten, würde das bedeuten, dass Hewerdine ihr Zusammentreffen mit Charlie vor Ginny Saxons Praxis inszeniert hat. Und das ist unmöglich. Sie hätte wissen müssen, dass Charlie ›Lieb – Grausam – Liebgrausam« in ihr Notizbuch schreiben würde. Wie hätte sie das wissen können?«

Proust griff nach einem Papierstapel und wedelte damit in der Luft herum. »Die Zauberin von Great Holling hat Sellers erzählt, dass Hewerdine die Aussicht, dass ihre gesamte Familie sterben könne,

als ›Bonus‹ bezeichnet hat.«

»Das war ein Scherz.« *Und du wedelst mit den falschen Papieren herum, das ist ein Stapel Spesenabrechnungen und nicht Sellers' Vernehmungsprotokoll.*

»Warum ist Hewerdine überhaupt zu Saxon gegangen? Wegen Schlaflosigkeit!« Der Schneemann sagte es triumphierend, als wären die Unfähigkeit zu schlafen und die Verantwortung für zwei Morde so ziemlich das Gleiche. »Was hält Leute nachts wach? Schuldgefühle. Sie haben ja gehört, dass Hewerdine von einer Spaltung in ihrem Kopf sprach. Ein guter Schachzug, um vor Gericht verminderte Zurechnungsfähigkeit geltend machen zu

können, falls sie die Kontrolle über uns verliert und sie doch angeklagt wird. Oder haben Sie das nicht so verstanden?«

»Nein«, sagte Simon. »Ich habe gehört, wie eine Frau eine ungewöhnliche Erfahrung zu beschreiben versuchte, die sie gemacht hat. Eine ungewöhnliche und erschreckende Erfahrung.«

»Nein, das war Sergeant Zailer am Morgen nach ihrer Hochzeitsnacht«, blaffte Proust. »Amber Hewerdine ist eine Verrückte – eine, die gern die Ermittlerin spielt. Sie ist eine Kriminelle. Das wissen wir, es steht nicht zur Debatte. Sie ist davongerannt,

ohne Ginny Saxon zu bezahlen, sie ist ohne Erlaubnis in Sergeant Zailers Wagen eingedrungen ...« Proust prustete noch ein paar Sekunden lang, nachdem ihm die Worte ausgegangen waren.

Es stimmte. In Abwesenheit anderer Verdächtiger machte es keinen Sinn, von Amber Hewerdines Unschuld überzeugt zu sein. Unter anderen Umständen hätte Simon vielleicht versucht, sich diese Überzeugung wieder auszureden.

»Haben Sie noch etwas zu sagen, bevor die anderen kommen?«, fragte Proust.

Die anderen? Simon hatte gedacht, Gibbs sei als Nächster dran, er wusste nichts von irgendwelchen anderen.

Er war noch immer nicht gefeuert worden. Er fragte sich, warum wohl.

»Dann holen Sie sie rein«, sagte der Schneemann.



Sam Kombothekra schaute auf die Uhr. Elf Minuten nach neun. Er hatte es aufgegeben, arbeiten zu wollen, denn er wusste, er würde sich sowieso nicht konzentrieren können. Der Schneemann wollte nicht mehr nur Gibbs um Viertel nach neun in seinem Büro sprechen, er wollte sie alle sehen. Sam warf einen Blick auf Sellers, der über etwas lachte, was er auf Twitter gelesen hatte, und

sich durch eine Packung Schokokugeln
fütterte. War er überhaupt noch nicht auf
den Gedanken gekommen, dass eine
Massenentlassung bevorstehen könnte?
Sellers war wie ein großes Kind, das
nichts von den Sorgen der Erwachsenen
um sich herum ahnte. Gibbs' scheinbarer
Mangel an Nervosität war leichter zu
erklären. Er musste seinen Frieden damit
gemacht haben, dass er seinen Job
verlieren könnte, als er beschloss,
eigenmächtig zu handeln und Simons
Anweisungen zu befolgen anstatt denen,
die über Sam von Proust kamen. Es war
etwas Zen-haftes an Gibbs, fand Sam
und überlegte dann, was das Wort
eigentlich bedeutete. Zen war ein Zweig
des Buddhismus, so viel wusste er, aber

konnte man es auch als Adjektiv
gebrauchen?

Da er offenbar der Einzige im Raum war, der sich Sorgen zu machen schien, lag die Frage nahe, ob er vielleicht paranoid war. Vielleicht gab es ja gar keinen Grund zur Sorge. Er und Sellers hatten nichts Falsches getan. Mit welcher Begründung wollte Proust sie also loswerden, und warum ausgerechnet jetzt. Sogar Proust musste einsehen, dass er ein zuverlässiges Team brauchte, um den neuen Informationen nachzugehen, die zur Aufklärung von drei Fällen führen könnten.

Oder auch nicht. Sam wollte unbedingt wissen, was von beidem zutraf, und er

wollte seinen Teil beitragen. Urplötzlich hatte er das Gefühl, der richtige Mann für die Aufgabe zu sein. Am Dienstag und gestern hatte es so ausgesehen, als hätte Proust Recht. Heute, nach dem Brand in Amber Hewerdines Haus, sprach alles für Simon. Und das führte dazu, dass Sam bleiben und weiter hier arbeiten wollte, aber vor allem wollte er sich nicht gezwungen sehen, seine Kündigung einzureichen. Er betete, der Schneemann möge ihm die Wahl nicht bald abnehmen.

Die Tür von Prousts Büro ging auf. Niemand kam heraus. Sam sah, wie Simon in der Tür stehen blieb, und spürte seine Unsicherheit, da er nicht

wusste, ob er bleiben oder gehen sollte. »Na los«, sagte er schließlich zu Sellers und Gibbs. »Bringen wir es hinter uns.« Er ging voran, den Kopf voll Bilder von Soldaten, die losmarschierten, um sich dem Kugelhagel zu stellen. Das hier würde er jedenfalls bestimmt nicht vermissen, dieses Gefühl, niedergeschlagen in einen geschlossenen Raum marschieren zu müssen, in dem noch nie jemanden etwas Gutes erwartet hatte.

»Irgendwelche Ermittlungsfortschritte beim Brandanschlag?«, blaffte der Schneemann ihn an, sobald er sein Büro betrat. »Oder, wenn Sie damit nicht dienen können, bei irgendwas

anderem?«

»Es wurde bestätigt, dass es sich bei dem Feuer im Haus Hewerdine gestern Nacht um Brandstiftung handelt ...«, begann Sam.

»Irgendwelche Erkenntnisse außer der offensichtlichen Tatsache, dass der Brandanschlag ein Brandanschlag war?«, feuerte Proust zurück. Sein Blick ließ Sam los und wanderte an der Reihe seiner Ermittler entlang. Sie standen immer in einer Reihe in seinem Büro, alle vier, kleine Kegel, die darauf warteten, von der rollenden Kugel gefällt zu werden.

»Der Brandermittler geht davon aus,

dass es nach Absicht aussehen sollte«, sagte Gibbs. »Der Täter hat eine Dose mit flüssigem Brandbeschleuniger durch den Briefschlitz geschoben.«

»Vielleicht wollte er sie einfach loswerden«, sagte Sellers.

»Durch den Briefschlitz? Würde er sie dann nicht eher außerhalb des ...«

»Ich wollte kein Gezänk hören, sondern ob es Fortschritte gibt. Noch etwas?«

»Amber Hewerdine würde gern so bald wie möglich mit Simon sprechen«, sagte Sam.

»Ich hoffe, Sie haben sie mit einem

Stock bewaffnet, Sergeant.«

»Sir?«

»Damit sie die Konkurrenz abwehren kann. Wissen Sie, worüber Hewerdine mit ihm sprechen will?«

»Sie wollte mir nicht viel sagen, aber ...«

»Kann ich nachvollziehen. Warum auch? Wenn Sie etwas Wichtiges zu sagen hätten, würden Sie dann Ihre Zeit damit verschwenden, es ausgerechnet Ihnen zu sagen, Sergeant?«

Und los geht's. »Hängt davon ab, zu wem ich es sonst sagen könnte, Sir.«

»Zu wem sonst«, intonierte Proust und warf den Kopf leicht nach hinten. »Zu wem sonst, in der Tat. Ich glaube, damit haben Sie den Nagel auf den Kopf getroffen, Sergeant. Es gibt niemanden sonst, niemanden, der hier hilfreich sein könnte. Dieses Team ist ein zerfallender Organismus. Sellers, wann haben Sie zuletzt etwas Entscheidendes zu was auch immer beigesteuert, wenn wir mal von den Tageseinnahmen der Kantine absehen? DC Gibbs, Sie haben sich für die dunkle Seite entschieden, aus Gründen, die zu grauenerregend sind, als dass ein sensibler Bursche wie ich darüber spekulieren sollte. Sie haben sich den Reihen der toten Seelen angeschlossen. Und Waterhouse, König

der toten Seelen – je weniger Worte man über Sie verliert, desto besser, insbesondere, da ich die letzte Viertelstunde damit zugebracht habe, es auf ein Dutzend verschiedener Arten zu sagen, ohne dass Sie irgendwas davon begriffen hätten. Und schließlich Sergeant Kombothekra, der Schlimmste des ganzen üblen Haufens.«

Sam versuchte, seine Überraschung zu verbergen. *Der Schlimmste*. Das war ein Etikett, das er nie mit sich in Verbindung bringen würde, ebenso wenig wie »der Beste«.

»Wir wollen mal einige Ihrer besten Leistungen Revue passieren lassen, Sergeant, ja? Was haben Sie gesagt oder

getan, als Waterhouse es auf sich nahm, ohne Ihr oder mein Wissen eine Verdächtige zur Vernehmung herbringen zu lassen? Was haben Sie gesagt, als Sie herausfanden, dass er vertrauliche Informationen über den Fall mit seiner Frau besprochen hat? Nichts. Kein Wörtchen. Sie sind sein Sergeant. Was verleitet Sie zu der Annahme, Sie könnten sich zurücklehnen und es mir überlassen, ihn zu disziplinieren? Dass Sie die Führung übernehmen, kann man ja sowieso vergessen, aber Sie melden sich ja nicht mal in einer unterstützenden Funktion zu Wort.«

Sellers schwitzte. Sam spürte die Hitze, die von ihm abstrahlte.

»Erwarten Sie nicht, dass Sie irgendjemand von uns unterstützen wird«, sagte Simon ruhig. »Sie werden keine bekommen. Von niemandem.«

Proust nickte, als hätte er sich genau diese Reaktion gewünscht und sie erwartet. »Sie arbeiten hier alle lange genug, um meine Stärken und Schwächen zu kennen«, sagte er. »Ungerechterweise ziehen Sie es vor, auf meinen Schwächen herumzureiten. Natürlich tun Sie das. Ich bin Ihr Vorgesetzter. Alle brauchen jemanden, auf den sie einprügeln können, und für Sie bin ich das. Ich nehme es in Kauf. Meistens beklage ich mich nicht darüber. Weswegen ich auch erwarte, kein Wort

der Klage von irgendeinem von Ihnen zu hören ...« Der Schneemann drohte ihnen mit dem Zeigefinger. »Denn ich habe vor, Ihnen zu zeigen, wie fair und flexibel ich bin, und das wird nicht zu Ihrem einseitigen Bild von mir passen.«

Sam fand es seltsam tröstlich, dass sie bereits dieses Stadium erreicht hatten, die Phase, in der jeder sorgsam darauf achtete, nicht den Blick eines anderen aufzufangen, die Phase, in der der Inspector sein eigenes Loblied sang. Sie folgte jedes Mal auf die Phase des Niedermachens und signalisierte, dass sie bereits die Hälfte von Prousts neuester Horrorshow erreicht hatten.

»Heute Morgen hatte ich vor, ein

Disziplinarverfahren gegen DC Gibbs und DC Waterhouse einzuleiten – was zur sofortigen Suspendierung der beiden und einer nicht sofortigen, aber sicheren Entlassung aus dem Dienst geführt hätte. Dann erfuhr ich, was letzte Nacht geschehen ist, und änderte meine Meinung. Waterhouse hat uns am Dienstag mitgeteilt, dass Amber Hewerdine in Zusammenhang mit dem Mordfall Katharine Allen für uns von Interesse sei. Wie sich herausgestellt hat, zu Recht. Wir wissen jetzt mehr als vorgestern. Es gibt jetzt drei Verbrechen, mit denen wir uns zu beschäftigen haben, nicht mehr nur eines. Leuchtet Ihnen das irgendwie ein, oder muss ich deutlicher werden? Sharon

Lendrim ist durch Brandstiftung gestorben, das Feuer in Hewerdines Haus gestern Nacht war Brandstiftung, Hewerdine und Lendrim waren befreundet, Lendrims Töchter hielten sich an beiden Tatorten auf, obwohl sie einmal vor dem Anschlag aus dem Haus geholt wurden und einmal nicht, was interessant ist. Zwischen Amber Hewerdine und dem Katharine-Allen-Tatort gibt es eine Verbindung, denn sie ist sich sicher, dass sie die Worte ›Lieb – Grausam – Liebgrausam‹ auf einem Blatt Papier gesehen hat, das ihrer Beschreibung zufolge von dem Block aus Allens Wohnung stammen könnte. Was meinen Sie, gibt es eine Verbindung zwischen Lendrims Tod und dem Mord

an Katharine Allen oder nicht?«

»Amber Hewerdine ist die Verbindung«, sagte Simon. »Der Täter, der Lendrim getötet hat, hat auch Allen getötet. Wir müssen herausfinden, wer gewusst hat, dass wir Hewerdine in Verbindung mit dem Mordfall Allen befragt haben. Jemand, der darüber Bescheid wusste, hat Hewerdine davor gewarnt, uns zu helfen, und diese Warnung war gleichzeitig ein Geständnis. Die Brandstiftung gestern Nacht war eine klare Botschaft an Hewerdine: ›Ich habe Sharon umgebracht, ich habe Katharine Allen umgebracht, und ich werde auch dich umbringen, wenn du den Mund nicht hältst.««

»Möglich.« Proust nickte. »Es gibt noch eine andere Möglichkeit: Unser Brandstifter wusste nichts davon, dass Hewerdine mit uns gesprochen hat, und hat auch noch nie etwas von Katharine Allen gehört. Der Zeitpunkt des Anschlags auf Hewerdines Haus ist reiner Zufall.«

»Daran glaube ich nicht«, sagte Simon.

»Ich auch nicht«, bestätigte der Schneemann. »Was uns zu der Frage führt, warum Katharine Allen mit einer Fensterstange erschlagen wurde und nicht ...« Er hielt inne und rieb sich mit dem Zeigefinger über die Oberlippe. Es sah aus wie ein sich bewogender rosa Schnurrbart. »Feuer in einer Wohnung zu

legen, ist etwas anderes, als Feuer in einem Haus zu legen. Keine Dunkelheit, keine Unsichtbarkeit. Unser Mann fand vielleicht, dass er sich nicht wohl dabei fühlen würde, in einem gut erleuchteten Flur zu stehen und flüssigen Brandbeschleuniger durch den Briefschlitz zu gießen.«

»Oder er wusste, wie er sich Zutritt zu Kat Allens Wohnung verschaffen konnte, während ihm klar war, dass Sharon Lendrim und Amber Hewerdine ihn nicht hereinlassen würden«, sagte Simon.

»Es gibt keinen ›er‹«, sagte Gibbs.

»Hewerdine hat Lendrim und Kat Allen umgebracht und ihr eigenes Haus

angezündet. Wissen wir mit Sicherheit, dass tatsächlich irgendwas durch den Briefschlitz geschüttet wurde? Hätte das Feuer nicht auch von innen gelegt werden können? Und es ist sogar denkbar, dass Hewerdine sich vor die Haustür gestellt und das Zeug durch den Briefschlitz gegossen hat, wieder hineingegangen ist, die Tür geschlossen und es angezündet hat.«

»Nun, Sergeant Kombothekra? Wollen Sie auf Gibbs' Frage antworten?«

»Mit Sicherheit wissen wir momentan nur, dass es Brandstiftung war. Ich müsste genauer nachfragen, ob das Feuer auch im Haus selbst gelegt worden sein könnte.«

»Tun Sie das, ja?«, sagte Proust. »Sie werden auch sämtliche Berichte und Protokolle noch einmal durchgehen müssen, die Ursula Shearer Ihnen geschickt hat. Suchen Sie nach Lücken. Sie dürfen erwarten, auf viele zu stoßen. Jemand, der nicht zur Feuerwehr gehört, läuft in einer Feuerwehruniform herum – woher stammt die?«

»Ich treffe mich gleich mit DS Shearer, Sir. Ich werde sie bitten, mich auf den neuesten Stand zu bringen.«

»Gut. Sie beide sind beruflich Gleichgesinnte. Ich bin sicher, Sie werden sich gut verstehen. Waterhouse, ich möchte, dass Sie ...«

»Vielleicht war es ja ein Feuerwehrmann«, unterbrach Simon ihn.
»Wir wissen, dass es niemand von der Feuerwehr von Culver Valley war, mehr nicht. Was ist mit den benachbarten Ländern?«

»Sellers, nehmen Sie Kontakt zur Feuerwehr von Tokio, Tahiti und Echo Island auf, einer Insel, die, wie man hört, im Privatbesitz der Disneyfamilie ist. Waterhouse, ich möchte, dass Sie sich ausschließlich auf Amber Hewerdine konzentrieren. Wenn Gibbs Recht hat, könnten Sie sie vielleicht ...«

»Hat er nicht«, sagte Simon.

»... zu einem Geständnis überreden. Das

würde uns allen das Leben sehr erleichtern.«

»Das erreichen wir auch, indem wir Amber Hewerdine als Verdächtige ausschließen.«

»Nennen Sie mir einen guten Grund dafür«, blaffte der Schneemann.

»Sie ist ganz offensichtlich unschuldig«, sagte Simon.

Schön, Zeit für ein Geständnis.
Amber hat Recht, ich habe gelogen.
Es kam in Little Orchard zu keinem
Streit zwischen den beiden
Großmüttern darüber, ob das Baby
entgegen dem Willen seiner Mutter
die Flasche bekommen dürfe. Es
war von Anfang bis Ende
ausgedacht. Ich weiß nicht, warum
ich mir ausgerechnet dieses Thema
für den imaginären Streit zwischen
Pam und Hilary ausgesucht habe,
ebenso gut hätte ich sagen können,

sie zankten sich über Tony Blairs Entscheidung, britische Soldaten in den Irak zu schicken. Ich habe keine Ahnung, ob Jo ihre Kinder gestillt oder mit der Flasche gefüttert hat, und ich kenne weder Sabinas, Pams oder Hilarys Ansichten zu diesem Thema. Der Vorfall war eine reine Erfindung von mir, Sie können ihn also aus Ihrer Erinnerung streichen und vollkommen vergessen.

Aber können Sie das wirklich? Ich hoffe, Sie durchleben beide gerade ein gewisses Maß an Verwirrung, während Sie sich bemühen, diesen fiktiven Vorfall nicht mehr dazu heranzuziehen, um zu verstehen,

was auf Little Orchard geschehen ist. Etwas in Ihnen sagt: »Moment mal, ich weiß nicht, ob ich das so einfach vergessen kann. Schließlich wurde mir erzählt, dass es so passiert ist.« Selbst Amber, die dort war und mit Sicherheit weiß, dass es nie geschehen ist – die protestierte, als ich behauptete, es wäre so gewesen –, kämpft gegen das Gefühl an, es könne ja nicht völlig aus der Luft gegriffen sein, dieses Phantom, dieses Nicht-Ereignis, müsse irgendeine Bedeutung haben, und sei es nur in meinem Kopf.

Stellen Sie sich folgende Szene vor, die so oder ähnlich in jedem

Gerichtsfilm vorkommt. Der Ankläger erklärt den Geschworenen: »Zeugen haben den Angeklagten rufen hören: ›Ich bin der gefährlichste Mörder der Stadt und stolz darauf. Untersuchen Sie mein blutdurchtränktes T-Shirt!‹« Die Verteidigerin springt auf und sagt: »Einspruch, Euer Ehren, das ist Hörensagen.«

»Stattgegeben«, sagt der Richter. »Die Geschworenen werden die letzte Aussage nicht beachten.« Ignorieren die Geschworenen sie? Natürlich nicht. Das Gegenteil geschieht: Das Hörensagen setzt sich stärker in den Köpfen der Geschworenen fest als der Rest der

Aussagen, weil es offiziell verboten wurde. Indem er die Aussage nicht zuließ, hat der Richter an einen Archetypus gerührt, der uns allen tief in den Knochen sitzt. Was wird verboten? Gefährliche Wahrheiten werden verboten. Eine verbotene Information muss daher eine zutreffende Information sein.

Mein erfundener Streit zwischen Pam und Hilary ist nun nichts annähernd so Respektables wie Hörensagen. Es ist eine glatte Lüge. Als Erfinderin dieser Lüge kann ich versichern, dass sie keinerlei Relevanz besitzt. Die Tatsache, dass es Ihnen beiden schwerfällt,

diesen Streit aus Ihrem Gedächtnis zu löschen, beweist, dass etwas ziemlich real wird, sobald man es in irgendeine Art Geschichte verwandelt – und ich habe die Details ziemlich dick aufgetragen. Man macht es dadurch real, verwandelt es in ein Objekt, wenngleich ein begriffliches Objekt. Wenn die Geschichte eine Lüge ist, ist sie gleichermaßen real und falsch, was verwirrend ist. Deshalb gedeihen Lügen und Lügner in dieser Welt. Wir glauben ihnen, weil wir es vorziehen, uns nicht verwirren zu lassen.

Normalerweise würde ich keine

Lügen über die Lebenserfahrungen einer meiner Klienten verbreiten, besonders nicht in Anwesenheit der Polizei. Es war unprofessionell von mir, aber Amber ist und bleibt entschlossen, so wenig wie möglich zu sagen, und meine Absicht war, sie zu zwingen, sich an dem zu beteiligen, was wir hier zu erreichen versuchen. Teilweise war es auch ein Versuch, sie mit der Kühnheit meines Betrugs für mich zu gewinnen. Simon, vielleicht wissen Sie nicht, warum Amber Sie mehr respektiert als irgendeinen Ihrer Kollegen, aber ich weiß es, weil sie es mir erzählt hat. Sie bewundert

Ihre Bereitschaft, im Dienste einer guten Sache unprofessionell zu sein. In Ambers Augen ist professionelles Verhalten eine Krücke, auf die sich nur mittelmäßig Begabte stützen. Wirklich intelligente Menschen erkennen, dass ein gewisses Maß an nicht-authentischem Verhalten unvermeidlich ist, wenn wir uns hinter unserer beruflichen Rolle verstecken, und wir uns so geben müssen, wie wir wirklich sind, wenn wir bei anderen Menschen weiterkommen wollen. Wir müssen unser wahres Ich zeigen. Mein wahres Ich war verzweifelt bestrebt, endlich aus der Sackgasse herauszukommen, und

ist begeistert über den Durchbruch, den wir gerade erlebt haben. Das ist das Großartige an der Hypnotherapie. Lange passiert nichts, man hat das Gefühl, nicht weiterzukommen, und dann taucht urplötzlich eine neue Erinnerung auf.

Ich wusste, Amber würde meiner Lüge widersprechen. Ich wusste auch, dass sie sich ins Gedächtnis würde zurückrufen müssen, was tatsächlich geschehen war, um verlässliche Aussagen darüber machen zu können, was in Little Orchard *nicht* geschehen ist. Simon, wenn ich Sie bitten würde, mir zu erzählen, was Sie gestern Abend

gemacht haben, könnten Sie erwidern: »Ich habe ferngesehen.« Ihre Erinnerung wäre sozusagen auf Autopilot. Sie könnten diese Worte sagen, ohne dass eine besonders deutliche Erinnerung dahinterstünde. Aber wenn ich Sie herausfordern und sagen würde: »Nein, das stimmt nicht, Sie sind tanzen gegangen«, würde Ihr wahrheitssuchender Instinkt rebellieren, und Ihre Erinnerungen, die Waffen, die Sie brauchen, um mich widerlegen zu können, würden stärker hervortreten. Sie haben die Nachrichten gesehen und Tee getrunken, es war ein bisschen kalt,

weil die Heizung sich vor einer Stunde ausgeschaltet hatte ...

Meine Lüge hat Ambers Erinnerungsvermögen gezwungen, sich am Riemen zu reißen, und jetzt haben wir neues Rohmaterial, mit dem wir arbeiten können. Schauen wir uns die neuen Daten an. Als Neil am Heiligabend erklärte, dass er ins Bett gehen wolle, antwortete Jo, sie würde noch nicht mitkommen. Sie blieb mit ihrer Mutter, ihrer Schwester und ihrem Bruder unten, während Neil, Amber und Luke hinaufgingen. So viel wussten wir bereits. Doch nun können wir ein zusätzliches Detail hinzufügen. Jo,

Hilary und Ritchie machten den Eindruck, als würde irgendetwas sie intensiv beschäftigen. Sie hatten irgendetwas zu besprechen – etwas Wichtiges. Aus ihren Mienen war abzulesen, dass alle drei ungeduldig darauf warteten, endlich allein gelassen zu werden, um das Gespräch fortzusetzen. Amber wird vielleicht kaum glauben können, dass sie so lange gebraucht hat, sich an etwas zu erinnern, das, wie sie jetzt weiß, ein Schlüsselmoment der Zubettgeh-Szene am Heiligabend gewesen ist. Aber mich wundert das nicht.

Es gibt eine Reihe von Gründen

dafür, dass uns etwas nicht mehr einfällt. Verdrängung, Leugnung und Ablenkung sind die häufigsten.

Leugnung wird oft mit Verdrängung verwechselt, aber es ist etwas völlig anderes. Wenn wir etwas verdrängt haben, haben wir ganz ehrlich keine Ahnung, dass es je passiert ist. Für unser Bewusstsein ist es so, als wäre es nie geschehen, bis eine Hypnotherapie oder irgendwas anderes unser Unbewusstes dazu bringt, aufzubrechen und es preiszugeben – eine plumpe, wenig exakte Metapher, aber Sie verstehen, was ich meine. Es ist denkbar, dass Amber das Blatt

Papier mit den Worten »Lieb – Grausam – Liebgrausam« irgendwo in Little Orchard gesehen und die Erinnerung daran verdrängt hat.

Leugnung ist etwas anderes. Es ist vergleichbar damit, dass man einen Fleck auf dem Ärmel hat, der einen stört. Man zieht den Pullover darüber, damit man den Fleck nicht mehr sieht, und vergisst dann fast, aber nicht ganz, dass es ihn gibt. Dann gibt es noch die Möglichkeit, dass man sich an etwas nicht erinnert, an das man sich normalerweise erinnern würde, weil man mit der Aufmerksamkeit woanders war, man abgelenkt

wurde. Vielleicht hat Amber die Worte »Lieb – Grausam – Liebgrausam« irgendwo in Little Orchard gesehen, erinnert sich aber nicht mehr daran, weil es der am wenigsten bemerkenswerte Teil einer bestimmten Szene war. Wenn das der Fall sein sollte, gibt es allen Grund zur Hoffnung. Wenn sie sich plötzlich daran erinnern kann, dass Jo, Hilary und Ritchie am Heiligabend irgendwelche Geheimnisse hatten und etwas sie offenbar stark beschäftigte, könnten ihr noch jede Menge anderer entscheidender Details wieder einfallen.

Amber erinnerte sich bis eben nicht an die angespannte, konspirative Atmosphäre zwischen Jo, ihrer Mutter und ihrem Bruder, weil sie abgelenkt war. Für sie war das hervorstechendste Merkmal der Episode Neils Reaktion darauf, dass Jo nicht mit ihm nach oben gehen wollte. Er war enttäuscht, verwirrt, irritiert und ließ es sich anmerken. Amber fiel das auf, weil es so ungewöhnlich ist. Normalerweise zeigt sich niemand offen unzufrieden mit Jos Verhalten. Jo darf nicht in Frage gestellt, herausgefordert oder kritisiert werden. Alle haben Angst vor ihr, und das zu Recht.

Das Geheimnis hinter dem
Geheimnis. Irgendwas stimmt mit Jo
nicht. Niemand in der Familie weiß
das, nicht einmal Jo selbst.

DONNERSTAG, 2. DEZEMBER 2010

Charlie Zailer schaut auf ihre Uhr, als ich komme. Sie hat eine ungeöffnete Dose 7UP vor sich stehen. Da wir uns in einem versifften Internet-Café voller Taxifahrer befinden, dem Web & Grub – alles ist klebrig, die grauen, handgeschriebenen Preisschilder sind verschmiert –, frage ich mich, ob sie sich wegen des luftdichten Behälters für dieses Getränk entschieden hat, als gesundheitsvorbeugende Maßnahme. »Es wird nicht lange dauern«, versichere ich

ihr.

Sie wirkt verlegen. »Nehmen Sie sich so viel Zeit, wie Sie wollen.« Sie bedeutet mir, mich zu setzen. Ich will mich nicht hinsetzen. Ich platze vor nervöser Energie. »Simon hat mir erzählt, was gestern Nacht passiert ist«, sagt sie. »Alles okay mit Ihnen?«

»Haben Sie irgendetwas gesehen?« *Ich denke, hier ist sie mir eine Antwort schuldig.*

»Nein. Wenn ich etwas gesehen hätte, hätte ich es Simon gesagt. Ich habe nichts gesehen.«

Sie sieht nicht aus wie jemand, der mein

Haus angezündet hat. Ehrlich gesagt, habe ich das auch nie angenommen, es kommt also nicht als große Überraschung.

»Niemand außer mir war auf der Straße, als ich den Umschlag einwarf. Ist er im Feuer verbrannt?«

»Nein. Ich war wach. Als ich das Feuer hörte, war ich oben und habe die Akte gelesen.«

»Sie haben das Feuer *gehört*?«

Ich nicke. Es belastet mich, dass ich das Geräusch nicht beschreiben kann, oder nur unzutreffend.

»Wie lange danach?«

»Ich weiß es nicht. Vielleicht eine Dreiviertelstunde. Ich war die Akte zweimal flüchtig durchgegangen, bevor ich nachsehen ging, aber ich weiß nicht, wie lange das Feuer schon brannte, als es mir auffiel. Der Täter könnte zehn Minuten nach Ihnen gekommen sein.«

»Oder vor mir. Wenn Sie ein Haus anzünden wollten, würden Sie es dann sofort machen? Oder würden Sie sich Zeit lassen, sich erst mal orientieren?«

»Ich würde es hinter mich bringen und so schnell wie möglich wieder von da verschwinden.« Ich kann sehen, dass sie anderer Meinung ist. »Sie hätten da

herumgestanden?«

»Ich würde mich erst mit der Umgebung vertraut machen wollen. Es sei denn, ich würde sie bereits in-und auswendig kennen.«

Meine Beine zittern. Ich stütze mich am Tisch ab.

»Warum setzen Sie sich nicht?«, schlägt sie vor.

Ja, warum setze ich mich nicht? Warum bilde ich mir ein, ich könnte hier kurz vorbeischaun, um mir eine einfache Antwort mitzunehmen, damit zur Polizei zu rennen und sie dabei durch die Luft zu schwenken wie einen Fußballschal? *Ja,*

als ich gestern Nacht vor Ihrem Haus stand, habe ich einen Mann gesehen, der aussah, als könnte er Neil heißen. Er lungerte in den Büschen herum und hielt eine Schachtel Streichhölzer in der Hand. Neil zu verdächtigen ergibt keinen Sinn, nicht einmal für mich selbst. Wenn ich an ihn als Einzelperson denke, weiß ich, dass er nie irgendwo Feuer legen könnte, ganz besonders nicht in einem Haus, in dem sich zwei Kinder aufhalten. Nur wenn ich an Jo denke, kommen mir Zweifel wegen Neil. Jo würde ihre Drecksarbeit nicht selbst tun, wenn es nicht sein muss.

»Der Brandstifter könnte bereits dort gewesen sein, als ich kam«, sagt

Charlie. »Es ist denkbar, dass er zugesehen hat, wie ich den Umschlag durch den Briefschlitz schob.«

»Vielleicht haben Sie ja etwas gesehen, erinnern sich aber nicht mehr daran.« Es sieht mir überhaupt nicht ähnlich, so etwas zu sagen, das weiß ich selbst. Wenn ich Fotos von Neil und Jo dabei hätte, würde ich sie Charlie Zailer zeigen, in der Hoffnung, ihrem Gedächtnis auf die Sprünge zu helfen? Wie ich wünschte, ich könnte mir noch den Luxus leisten, Witze über das Wecken vergrabener Erinnerungen zu machen.

Gleich heute Morgen habe ich Ginny Saxon angerufen und mir einen Termin

für morgen gesichert, von zehn bis eins, drei Stunden ohne Pause.

Zweihundertzehn Pfund, plus die siebzig Pfund, die ich ihr noch von meiner abgebrochenen Sitzung am Dienstag schulde. Sie sträubte sich gegen die Idee, mir mehr als eine Stunde zu geben, bis ich ihr erklärte, dass die Dringlichkeit mehr mit Mord und Brandstiftung und weniger damit zu tun hatte, dass ich ein verwöhntes Gör war, das nicht mit seiner wöchentlichen Ein-Stunden-Ration auskommt wie jeder andere auch.

Lieb – Grausam – Liebgrausam. Die Erinnerung an den Ort, an dem ich diese Worte gesehen habe, steckt irgendwo in

mir. Sie ist nur teilweise vergraben. Ich kann das Blatt Papier vor mir sehen, die großgeschriebenen Anfangsbuchstaben ...

»Sind Sie ... ausgezogen?«, fragt Charlie.

»Vorübergehend.«

»Wo wohnen Sie jetzt?«

Mein Brustkorb füllt sich mit etwas Festem. Das Sprechen fällt schwer, wenn es so vieles gibt, das man versucht, nicht zu sagen. »Bei Verwandten.« *Es könnte schlimmer sein. Du könntest bei Jo wohnen.* »Ich muss Sie um einen Riesengefallen

bitten«, platze ich heraus. Es hat wenig Sinn, so zu tun, als wäre es bedeutungslos. Es ist das Wichtigste, um das ich je jemanden gebeten habe.

Und du bittest eine Wildfremde. Guter Plan.

»Warum mich?«, fragt Charlie Zailer.
»Sie kennen mich doch kaum.«

Am liebsten hätte ich ihr versichert, wie wenig es bedeutet, Leute im herkömmlichen Sinn zu kennen. Ich kenne Luke, aber ich kann ihm nichts von dem Schlimmsten erzählen, das ich je getan habe. Ich kannte Sharon, und auch ihr konnte ich es nicht sagen. Ich kenne Neil – wir haben sogar etwas

gemeinsam, wir fürchten uns beide vor Jo –, aber ich weiß nicht, ob er mein Verbündeter oder ein Feind ist. Ich weiß nicht, ob Veronique Coudert uns beide angelogen hat oder ob Neil mich angelogen hat.

Es freut mich, dass Charlie »Warum mich?« gefragt hat, anstatt mir zu erzählen, wie beschäftigt sie sei und wie gering ihr Wunsch, in meine Probleme verstrickt zu werden.

»Warum haben Sie mir die Katharine-Allen-Akte zukommen lassen, obwohl Sie gesagt hatten, Sie könnten das nicht tun?«

Sie grinst, als ich ihr Vergehen erwähne.

»Ich war sauer auf Simon. Er hat mein Notizbuch mit ins Präsidium genommen – das, was Sie gesehen haben – und es vor all seinen Kollegen herumgeschwenkt. Ich hatte ihn gebeten, es nicht zu tun, aber er hat nicht auf mich gehört. Das tut er nie. Ah, jetzt verstehe ich, warum sie mich für diesen Riesengefallen ausgesucht haben. Sie glauben, Sie hätten etwas gegen mich in der Hand. Sie können Simon gern erzählen, dass ich die Berichte und Protokolle für Sie kopiert habe.«

»Das würde ich nie tun.« Die Frage:
»Wie können Sie annehmen, dass ich so etwas tun würde?«, liegt mir auf der Zunge. Ich schlucke sie gerade noch

rechtzeitig herunter. Das ist keine Frage, die man jemandem stellen kann, dem man gerade dreimal begegnet ist.

»Lassen Sie's«, sagt sie. »Ich habe vor, das irgendwann selbst einzusetzen. Um etwas präsentieren zu können, was ihn wirklich schockiert, wenn wir darüber streiten, wer wen besser über den Mund fahren oder über den Tisch ziehen kann. Welchen Gefallen soll ich Ihnen tun?«

Dazu muss ich mich setzen. Ich suche mir einen Stuhl aus, der nicht ganz so schmutzdelig wirkt.

»Es gibt ein Haus in Surrey, ein Ferienhaus – Little Orchard. Ich war einmal dort, das war 2003 ...«

Sie hebt die Hand. »Ich weiß, ich sagte, Sie könnten sich Zeit lassen, aber wenn wir sieben Jahre zurückgehen müssen ...«

»Der Hintergrund ist nicht wichtig«, erkläre ich. »Ich möchte das Haus noch einmal mieten. Die Vermietung läuft über eine Website, sie heißt: Ferienhaus. DirektvonPrivat. Ich habe der Eigentümerin gestern Nacht eine Mail geschickt. Sie behauptet, sie würde das Haus nicht mehr vermieten, aber das war gelogen. Sie wollte es nur nicht an mich vermieten, aber ... ich muss da nochmal hin.« Ich versuche, den Ausdruck auf Charlies Gesicht zu deuten. Ich hoffe, es ist keine Ungläubigkeit.

»Sie wollen, dass ich es für Sie buche, unter meinem Namen?«

Ich nicke. »Ich bezahle auch. Es würde Sie nichts kosten.«

»Ich will Sie nicht dazu ermutigen, aber ... rein theoretisch ... könnten Sie nicht einfach einen erfundenen Namen angeben?«

»Geht nicht«, sage ich. »Irgendwann wird Geld fließen müssen. Barzahlung wäre verdächtig. Ich brauche ein real existierendes Bankkonto auf einen Namen, der nicht meiner ist, und ... das habe ich nicht.«

»Also haben Sie an meinen Namen

gedacht?« Charlie lacht. »Sie sind unglaublich.«

»Sie müssten nur das Geld überweisen, das ich Ihnen geben werde, verabreden, wo Sie den Schlüssel abholen können, den Code für die Alarmanlage in Erfahrung bringen ...«

»Amber, hören Sie auf. Selbst wenn ich die Zeit hätte, nach Surrey zu fahren und wieder zurück ...«

»Das müssten Sie nicht. Ich bin Veronique Coudert nie begegnet ...«

»Wem?«

»Der Eigentümerin. Ich habe sie nie

getroffen. Sie weiß nicht, wie ich aussehe. Ich würde die Schlüssel abholen und sagen, ich sei Charlie Zailer. Das alles sollte Sie eigentlich nicht sonderlich in Anspruch nehmen.«

»Und doch haben Sie es als Riesengefallen bezeichnet.«

»Er ist ... im Zusammenhang gesehen groß«, sage ich. »Praktisch gesehen, ist es fast nichts.«

»Ich verstehe. Es ist überwältigend schlecht und falsch, aber ich würde dabei nicht zu viele Kalorien verbrennen.« Sie schüttelt den Kopf.

»Und die Eigentümerin, diese Coudert, wird bereit sein, mir ihr Haus zu

vermieten, weil ... ich nicht auf irgendeiner schwarzen Liste stehe?«

Ich bringe es nicht über mich, ihr zu widersprechen.

»Das heißt, Sie stehen auf einer schwarzen Liste. Warum?«

»Ganz ehrlich, ich habe keine Ahnung«, versichere ich.

»Darf ich ebenso ehrlich zu Ihnen sein?« Sie schiebt den kleinen Finger in die Öffnung ihrer 7UP-Dose und versucht, sie hochzuheben. Die Dose fällt mit einem dumpfen Plong zurück. »Es wäre bereits wenig angebracht, Ihre beste Freundin um diesen Gefallen zu bitten,

aber mich darum zu bitten, eine Polizistin ...«

»Meine beste Freundin ist tot. Sie wurde ermordet«, versetze ich scharf. »Jemand hat vor zwei Jahren ihr Haus niedergebrannt.«

Charlie nickt. »Simon hat es mir erzählt. Sie müssen doch viele Leute kennen, Amber. Warum bitten Sie mich, das für Sie zu tun? Warum nicht Simon? Wann treffen Sie ihn?« Sie schaut auf die Uhr. Ich hasse sie, weil sie so viel weiß, weil sie so viel Macht hat und ich so wenig.

»Warum ...« Ich muss innehalten, um mich zu räuspern. »Warum sollte ich

Simon fragen? Er ist ... Das ist nicht ...« Meine Unfähigkeit, eine intelligente Abfolge von Worten zu bilden, erschreckt mich. Gestern Nacht habe ich zum ersten Mal, seit es mit meiner Schlaflosigkeit anfang, überhaupt kein Auge zugetan.

»Es hat nichts mit dem Tod von Katharine Allen zu tun«, versichere ich Charlie.

»Nicht?«

»Nein.«

Es stimmt. Ich weiß nicht, ob Jo irgendwas Unrechtes getan hat oder Neil. Ich weiß nicht, ob es irgendeine

Verbindung zwischen ihnen und Little Orchard gibt – abgesehen davon, dass sie das Haus einmal gemietet haben. Ich weiß nicht, ob sie dort irgendwas in dem verschlossenen Arbeitszimmer versteckt haben, ich weiß nicht, was dort versteckt ist. Vielleicht gar nichts. Es ist schließlich etwas anderes, ob man etwas versteckt oder vor den Augen Unbefugter in Sicherheit bringt.

»Sie werden Simon von diesem Gespräch erzählen, stimmt's?«

»Ja. Er ist mein Mann, und wir arbeiten beide für die Polizei. Wenn Sie dachten, Sie könnten mich überreden, Ihnen Ihren Riesengefallen zu tun und es ihm zu verheimlichen ...«

»Und was ist mit gestern? Mit der Akte, die Sie mir gegeben haben – das verheimlichen Sie ihm doch auch, oder?« Stimmt es, was sie vorhin gesagt hat? Betrachte ich es als Druckmittel? Die Müdigkeit ist wie ein Nebel, der sich auf mein Gehirn gelegt hat und alles verhüllt, ich kann den Weg nicht mehr finden. Ich habe keine Ahnung, was ich tue, denke oder fühle.

»Das hatte ich vor«, antwortet Charlie.
»Jetzt überlege ich, ob es nicht besser wäre, auch da reinen Tisch zu machen.« Sie seufzt. »Hören Sie, Amber, gestern Nacht habe ich mich idiotisch aufgeführt, und heute tun Sie es. Ich weiß, dass Sie

niemanden umgebracht haben. Ich bin davon ebenso überzeugt wie Simon, aber wenn Sie wissen wollen, was ich wirklich denke ...«

Will ich nicht. Ich habe nie gesagt, dass ich das will.

Sie nimmt mein Schweigen als Zeichen dafür, dass sie weitersprechen soll. »Sie wollen dieses Ferienhaus, Little Orchard, noch einmal mieten, weil es da eine Verbindung gibt. Mit dem Tod Ihrer Freundin, mit Katharine Allen, mit dem Feuer gestern Nacht. Ich weiß nicht, worin die Verbindung besteht. Ich glaube, Sie wissen es auch nicht. Wenn Sie sich sicher wären, würden Sie zu Simon gehen, aber Sie wollen nicht wie

der letzte Idiot dastehen. Ich bin nicht Simon, aber ich bin mit ihm verbunden. Vielleicht ist es Ihnen nicht bewusst, aber Sie haben mich deswegen gefragt. Deswegen und wegen meiner bekannten Neigung zu abwegigem Verhalten, wofür ich die volle Verantwortung übernehme.«

Sie lächelt mich an. Ich bin nicht in der Stimmung, mich anlächeln zu lassen.

»Gehen Sie direkt zu Simon«, sagt sie.
»Ich weiß, es ist nicht das, was Sie hören wollen, aber das ist der beste Rat, den ich Ihnen geben kann.«



Ich nehme ungern Ratschläge an. Es liegt mir nicht, meine Instinkte abzuschalten und mich auf die Intuition eines anderen zu verlassen. Ich weiß, wie sehr ich mich irren kann. Etwas sagt mir, dass Charlie Zailers Urteilsvermögen weniger verlässlich ist als meins. Ich kann mich in kaum einer der Behauptungen wiedererkennen, die sie über mich aufgestellt hat. Sie meint, ich hätte mich gleich an Simon gewandt und nicht an sie, wenn ich sicher wüsste, dass es eine Verbindung zwischen Little Orchard und der Ermordung von Katharine Allen gibt, und wenn ich unter Garantie nicht dumm dastehen würde.

Das stimmt nicht. Es ist mir egal, was

die Leute über mich denken, mal
abgesehen von Luke, Dinah und Nonie.
Ich weiß genau, wie Simons nächster
Schritt aussehen wird, wenn er erfährt,
dass es möglicherweise eine Verbindung
zwischen Little Orchard und dem Tod
von Katharine Allen gibt. Er hätte keine
Probleme, in das verschlossene
Arbeitszimmer zu gelangen. Wenn man
bei der Polizei ist und in einem Mordfall
ermittelt, darf man Türen aufbrechen.

Und was auch immer in diesem Raum
ist, ich will es sehen, bevor er es sieht.

*Warum? Weil du annimmst, du könntest
etwas über Jo und Neil herausfinden?
Neil ist Lukes Bruder, und wenn er
jemanden ermordet hat ...*

Wie kannst du so etwas auch nur denken?

Neil hat nichts getan. Der Schlafmangel treibt mich langsam in den Wahnsinn.

Ich habe es Simon nicht erzählt, weil es keinen vernünftigen Grund zu der Annahme gibt, es könne irgendeinen Zusammenhang zwischen Little Orchard und einem der Morde geben, weder dem an Katharine Allen noch dem an Sharon. Eine Verbindung, die in meinem Kopf besteht, ist nicht dasselbe wie eine Verbindung in der realen Welt.

Er wird es sowieso erfahren, vermutlich sobald er heute Abend nach Hause

kommt. Soll Charlie es ihm sagen. Mein Hals ist sowieso schon leicht entzündet, weil ich zu viel geredet habe. Ich frage mich, ob ich wohl krank werde. Da merke ich es immer zuerst, in der Gegend der Mandeln.

Wenn Simon es heute Abend erfahren wird, habe ich nur noch heute Nachmittag Zeit, um ... ja, um was? Ich habe keine Ahnung, wie ernst es mir ist. Jedenfalls nicht ernst genug, um in Worte zu fassen, was ich unternehmen könnte.

Ich reibe mir den Nacken, während Simon seine Notizen durchliest, um zu überprüfen, ob er alles hat. »Müssen Sie das mit dem Verkehrserziehungskurs weitergeben?«, frage ich.

»Müsste ich eigentlich. Aber ... solange ich es im Hinterkopf behalte, sollte ich eigentlich damit durchkommen, es für mich zu behalten. Versprechen kann ich aber nichts, tut mir leid.« Er sieht mich erwartungsvoll an. »Können Sie noch? Ich hätte da noch ein paar Fragen.«

Ich weiß nicht, ob ich die Augen noch sehr viel länger offen halten kann. Ich muss schlafen. Wenn Simon nur gehen würde. Dann könnte ich mich auf dem durchgesessenen geblümten Sofa zusammenrollen und für mindestens eine Stunde wegdämmern, das weiß ich. Die Hoffnung, dass ich hier, in Hilarys Haus, besser schlafen könnte als daheim,

gestatte ich mir nicht. Ich weiß nicht, wie ich auf diese Idee komme, und ich versuche, sie aus meinen Gedanken zu drängen, seit mir bewusst wurde, dass sie dort herumgeistert.

Wie es dazu kam, dass Luke, die Kinder und ich hier gelandet sind? Noch ein Detail, das ich Simon vorenthalten habe. Ich war sorgsam darauf bedacht, die Entscheidung für unsere neue Unterkunft als völlig logisch darzustellen. Wir wohnen jetzt eben bei Verwandten. Er hat es nicht in Frage gestellt, weil es sich von selbst versteht. Weniger logisch ist allerdings, dass Hilary und Kirsty, obwohl das Haus locker Platz für sechs Personen bietet, vorübergehend zu Jo

und Neil gezogen sind, deren Haus schon vorher nicht groß genug war für alle Leute, die darin wohnen.

Es war die einzige Möglichkeit. Ich versuche, nicht darüber nachzudenken, wie es dazu kam, weil es mir panische Angst macht. Es ergibt überhaupt keinen Sinn. Tat es schon nicht, als es geschah, und doch wussten alle Anwesenden einschließlich mir, was geschehen würde, und begrüßten es wie einen vertrauten alten Freund, als es kam. Wir sind alle gewöhnt an den Wahnsinn, niemand lässt sich davon aus der Fassung bringen. Sobald wir allein waren, sagte ich zu Luke: »Das ist mehr als irrational.«

»Ich beschwere mich nicht«, entgegnete er. »Wir haben ein großes Haus ganz für uns allein, solange wir es brauchen, und es liegt an der Route des Schulbusses. Schätz dich glücklich, dass wir nicht bei Jo gelandet sind. Das wäre ein Albtraum geworden.«

Doch dann wurde mir plötzlich klar, dass wir zwar alle an diese Situation gewöhnt sein mögen, aber ich die Einzige bin, die das als »Wahnsinn« betrachtet.

Wir hätten nicht zu Jo ziehen müssen, es war alles andere als unvermeidlich, und es hätte nie so erscheinen dürfen. Es macht mir Angst, dass Luke das nicht ebenso klar erkennt wie ich. Anfangs

bestand Jo darauf, dass wir erst mal zu ihr ziehen sollten. Es war das Erste, was sie sagte, noch vor »Geht es euch allen gut?«. Wir hätten dankend ablehnen können. Stattdessen machten wir ähm und hmm und versuchten zögerlich anzudeuten, dass es vielleicht nicht das Beste für sie wäre, wenn wir alle bei ihr aufschlagen würden. Wir versuchten, an ihr Eigeninteresse zu appellieren und nur daran. *Weil das alles ist, was sie interessiert.*

Seid doch nicht albern, sagte sie, ich hätte euch wahnsinnig gern alle bei uns, und dann fing sie an, über spezielle Betten zu reden, die sich aus Sesseln mit breiten Lehnen ausziehen lassen, mit

richtigen Matratzen. Ich hörte nicht genau zu. Ich versuchte, einen Schalter in meinem Kopf umzulegen, damit ich zustimmen konnte, ohne sterben zu wollen. Habe ich mich schon zu diesem Zeitpunkt gefragt, wie Luke das empfand, oder erst später? Ich wusste, er würde nicht gerade versessen auf die beengten Verhältnisse bei Jo sein und darauf, zum ersten Mal seit fünfundzwanzig Jahren unter einem Dach mit seinem Vater zu leben. Aber war das alles, oder widerstrebte es ihm ebenso wie mir? Ich habe es nicht über mich gebracht, ihn zu fragen, wie er zu Jo steht. Er würde nur wissen wollen, warum ich frage, und die Frage an mich zurückgeben.

Hilary rettete uns. Sie sagte: »Ich habe eine bessere Idee, Jo. Warum ziehen Kirsty und ich nicht für ein paar Wochen hier ein? Ihr Schwestern hättet mehr Zeit für euch, was euch beiden wirklich guttun würde, und Amber, Luke und die Mädchen könnten in unser Haus ziehen und ...«

»Danke«, rief ich, bevor sie ausgeredet hatte. »Das wäre wahnsinnig nett von dir, Hilary. Macht es dir auch bestimmt nichts aus?« Sie antwortete nicht sofort. Ich machte mir Sorgen, dass ich sie missverstanden haben könnte. Aber ihr Vorschlag war eindeutig gewesen. Da fiel mir auf, dass alle Jo ansahen. Alle: Luke, Neil, Hilary, Sabina, Quentin,

Dinah und Nonie. William und Barney waren oben und schliefen. Ich hatte mich schon gewundert, dass Jo ihre Söhne nicht ebenfalls aufgeweckt hatte, das Familientreffen wäre noch besser besucht gewesen, der Raum voller. Quentin, Hilary und Sabina waren aus ihren Betten geholt worden, aus Gründen, die ich nicht nachvollziehen konnte. Hilary hatte eine Nachbarin wecken müssen, damit sie in der Zwischenzeit auf Kirsty aufpasste. Ritchie, Jos Bruder, war eingeladen worden, hatte sich aber mit Krankheit entschuldigt. Ein verdorbener Magen.

»Brillant!« Jo lächelte breit. »Perfekt. Unglaublich, dass mir das nicht selbst

eingefallen ist.«

Spürte Hilary, wie sehr es mir widerstrebte, bei Jo wohnen zu müssen, dass ich aber Angst hatte, das zu sagen? Hatte sie mich bewusst gerettet?

»Amber? Sind Sie wach?« Simons Stimme.

Meine Augenlider sind schwer wie Beton. Ich zwingen mich, sie zu öffnen.

»Die Antwort auf diese Frage ist immer ja. Und ich habe keine anderen Antworten außer denen, die ich Ihnen bereits gegeben habe.«

»Sie sind besser darin, Fragen zu beantworten, als alle, mit denen ich je zu

tun hatte«, sagt Simon ernsthaft.

»Deshalb habe ich auch noch weitere Fragen, weil Sie mir so viel erzählt haben. Verstehen Sie?«

Ja. Ich bin zu erschöpft, um den Versuch zu machen, unnötige Worte zu formulieren.

»Ihre Schwägerin, Johannah. Jo. Sie sagten, Sie haben sie gebeten, sich genau zu merken, was im Kurs passierte, um es Ihnen später erzählen zu können. Warum war es Ihnen so wichtig, diese Details zu kennen?«

»Eigentlich hätte ja ich den Kurs besuchen müssen. Mir war klar, dass das, was Jo und ich da machten ... also,

im Grunde halte ich es nicht für unrecht – ich glaube, im großen Weltenplan spielt es weiter keine Rolle, ob Leute fälschlicherweise behaupten, an irgendwelchen sinnfreien Kursen teilgenommen zu haben, die für alle reine Zeitverschwendung sind –, aber mir ist klar, dass es gegen das Gesetz verstieß. Offiziell sollte ich diesen Kurs besuchen, habe es aber nicht getan. Wenn ich zumindest genau über alles Bescheid wusste, wenn ich das Gefühl haben konnte, irgendwie doch teilgenommen zu haben ...« Ich schüttle ungeduldig den Kopf, meine langatmige Selbstrechtfertigung macht mich ganz krank. »Selbstbetrug, heißt die Kurzversion«, sage ich schließlich.

»Als Sie sagten, Sie wollten bis ins kleinste Detail erfahren, was im Kurs behandelt wurde, hat Jo da nicht nachgefragt, hat sie sich nicht gewundert, warum Sie das wissen wollten?«

»Nein. Ich glaube, sie dachte, ich wollte irgendwas erzählen können, wenn mich jemand fragte, wie es war.«

Ist er unzufrieden mit meiner Erklärung? Schwer zu sagen. Es ist immer ein kritischer Ausdruck in seinem Gesicht, selbst wenn er Lob verteilt.

»Sie haben Jo als einen Menschen beschrieben, der ›süchtig danach ist, die Moral hochzuhalten‹. Warum hat sie sich dann bereiterklärt, etwas

Gesetzwidriges zu tun, etwas, das sie selbst für Unrecht hielt?«

»Sie ist genauso süchtig nach Macht. Wenn sie ihre ... moralische Reinheit für mich opfert, schulde ich ihr etwas.« Ich nage an meiner Unterlippe, unzufrieden mit meiner Antwort. Sie ist richtig, aber das ist noch längst nicht alles. »Sie ist oft richtig fies zu mir, aber ... es ist immer ganz schnell vorbei, oft bevor ich es richtig begriffen habe, wie ein unterschwelliges Aufblitzen von Gemeinheit. Ich habe nie das Gefühl, ich könnte es beweisen. In letzter Zeit habe ich angefangen, mich zu fragen, ob sie das absichtlich macht.«

»Wie meinen Sie das?«

»Es ist eine Taktik. Sie fängt einen ein, indem sie mehr für einen tut, als irgendjemand erwarten könnte. Sie opfert sich auf, kocht mehr, rettet einen vor Unannehmlichkeiten. Und dann, wenn sie so nahe genug herangekommen ist und man ihr wieder vertraut, verpasst sie einem einen neuen mörderischen Schlag.«

»Sprechen Sie weiter.«

Wirklich? Er muss Masochist sein.

Ich habe die offizielle Erlaubnis, einige der Dinge auszusprechen, die ich sonst immer verzweifelt für mich zu behalten versuche. »Sie sollte entweder tun, was

sie kann, um mir zu helfen, ohne zu versuchen, mir Schuldgefühle einzuflößen, oder mir eben nicht helfen, weil es gegen ihre Prinzipien verstößt. Entweder oder. Ich habe sie nicht gebeten, für mich zu dem Verkehrserziehungskurs zu gehen. Sie hat es mir angeboten. Ich hätte ablehnen sollen. Dann hätte ich eben eine Zeitlang ohne Führerschein auskommen müssen. Na und? Einige der älteren Punkte sind sowieso fast verjährt. Sorry, Jo, aber du kannst nicht die böse Tat begehen und dich trotzdem als die Tugendhafte hinstellen. Wenn es so furchtbar falsch ist, dann lass es. Es sei denn, du willst einfach nur dabei gesehen werden, wie du mit großer Geste ein Opfer bringst,

das umso größer ist, weil du die Sache *doppelt* missbilligst. Du missbilligst, dass ich bereit bin, gegen das Gesetz zu verstoßen, indem ich dich für mich zu dem Kurs gehen lasse, und du missbilligst den Grund dafür, dass ich nicht selbst hingehe.« Verdammt. Offenbar habe ich Simon angeschrien, als wäre er Jo. Wie peinlich. »Tut mir leid«, murmele ich.

Warum fällt es mir leichter, bei einer polizeilichen Befragung frei zu assoziieren, als in einer Hypnotherapie-Praxis? Vielleicht kann ja Simon Waterhouse mich von meiner Schlaflosigkeit kurieren.

»Machen Sie weiter«, sagt er. Er würde

einen guten Therapeuten abgeben. Er verlangt nicht von mir, dass ich eine Treppe entwerfe, das ist das Geheimnis seines Erfolgs.

»Jo hat genau das bekommen, was sie wollte. Sie trug die Last meiner Schuld, wie Jesus oder so, und konnte sich selbst als Heilige hinstellen. Sie hat es nicht für mich getan. Das hat sie klargestellt. In ihren Augen hätte ich es verdient, meinen Führerschein zu verlieren. Dinah und Nonie seien die Unschuldigen, die nicht noch mehr leiden sollten ...«, ich male Führungszeichen in die Luft, »als sie es bereits getan haben.«

»Das hat sie gesagt?«

Ich nicke, erfreut darüber, dass er es einer besonderen Beachtung für wert hält. Ganz subtil hat Jo mich damit in dieselbe Kategorie eingeordnet wie Sharons Mörder und sich als Retterin der Kinder dargestellt.

Simon schaut mich an und wartet.

»Ich muss die Kinder herumchauffieren können«, erkläre ich. »Zu Freundinnen, zum Reiten, zum Schlittschuhfahren ... so gut wie überallhin. Um Dinahs und Nonies willen ist Jo ihrem Wunsch untreu geworden, ein moralisch vollkommenes Leben zu führen. Sie tut es immer wegen jemand anders, nie für mich. Vor ein paar Jahren habe ich ihr etwas anvertraut und sie gebeten, es

Luke nicht zu erzählen. Es ging um etwas, das ich getan hatte.«

Warum erzählst du ihm das?

Tue ich ja gar nicht. Zu schildern, wie Jo auf das Geheimnis reagierte, ist etwas völlig anderes, als das Geheimnis zu offenbaren.

»Damals kannte ich Jo noch nicht so gut wie heute, sonst hätte ich es ihr niemals erzählt. Ich war noch geblendet von ihrer guten Seite. Sie war einverstanden, nichts zu sagen – um Lukes willen damals. Und von mir erwartet sie Dankbarkeit dafür, dass sie bereit war, ihre makellose moralische Integrität zu opfern, weil die Leute ihr so sehr am

Herzen liegen, die gerade mal wieder von mir im Stich gelassen werden. Tut mir leid, wenn das alles keinen Sinn ergibt.«

»Doch, das tut es.« Simon, der in sein Notizbuch schreibt, setzt sich auf dem grünen Ohrensessel anders hin.

Abgerissene Stofffäden ruhen auf seinen Schultern wie magere grüne Finger. Die meisten von Hilarys Möbeln sehen aus, als würden sie aus

Wohnungsaufösungen stammen. Sie hat zu viel mit Kirsty zu tun, um an Möbel zu denken. Trotz seines vernachlässigten Zustands – die Farbe der Fensterrahmen blättert ab, aus der in die Haustür eingesetzten Scheibe fehlen Stückchen

vom Buntglas – ist es ein schönes Haus.
*Besonders, wenn es die Alternative zu
Jos Haus ist.*

»Wissen Sie, was mir wirklich auf die Nerven geht?«, frage ich. »Jo hätte Luke ja erzählen können, was sie für sich behalten sollte. Was hinderte sie daran? Aber sie lag mir ständig in den Ohren damit, dass ich es ihm selbst sagen müsse, sie flößte mir schreckliche Schuldgefühle ein. Sie sagte, dass sie schrecklich darunter leide, dass sie ihn anlügen müsse. Es dauerte mehr als ein Jahr, bis mir aufging, dass sie es trotzdem tat, auch wenn sie es offenbar so furchtbar fand. Falls man es überhaupt als Lüge bezeichnen kann,

jemandem etwas zu verschweigen, was er gerne wissen würde.« Ich seufze, schließe die Augen und zwingen mich, sie wieder aufzuschlagen. »Ich habe ihr versichert, ich würde es Luke nicht sagen, niemals, aber es war, als würde sie mich gar nicht hören. Sie drängte mich immer weiter, es ihm zu sagen, und zwar um ihretwillen. Schließlich leide ihre moralische Integrität, solange wir unter einer Decke steckten und es vor ihm geheim hielten.«

Simon runzelt die Stirn. »Ihre Schwägerin hat um Lukes willen geschwiegen, sagen Sie, aber wenn sie versucht hat, Sie zu überreden, es ihm zu sagen ...«

»Ja, weil er es verdient hätte, es von mir zu erfahren, meine Beichte zu hören.

Übersetzung: Sie wollte, dass ich Ärger bekam, ohne dass ich sie beschuldigen konnte, ihn verursacht zu haben. Deshalb hat sie nicht nach ihren sogenannten Prinzipien gehandelt und es Luke erzählt. Moralische Integrität! Als wäre sie, wenn mein finsternes Geheimnis nicht auf ihrer Seele lastete, frei von Sünde!

Komisch, dass sie es für ihren moralischen Status völlig unproblematisch hält, dass sie mich runtermacht, wann immer es ihr passt.«

»Könnte man es nicht auch umgekehrt sehen – haben Sie Ihre Schwägerin nicht in eine schwierige Lage gebracht, indem

Sie sich ihr anvertrauten? Schließlich wussten Sie, dass sie sich nicht wohl dabei fühlen würde, bei diesem Versteckspiel mitzumachen ...«

»Ich brauchte jemanden, mit dem ich reden konnte. Ich dachte, sie wäre meine Freundin.« Ich reibe mir die Höhlen unter meinen Augen. Sie fühlen sich zu tief an, zu empfindlich. »Liegt nicht etwas Bewundernswertes darin, zu akzeptieren, dass der Schlamassel, in den andere Leute sich bringen, einen selbst einen Scheißdreck angeht, wenn man dem Drang widersteht, sich die Hauptrolle anzumaßen und als Richter aufzuspielen? Wenn man akzeptiert, dass man nicht selbst vor diesem Dilemma

steht und deshalb irrelevant ist, was man denkt und tut, wenn man dem moralischen Empfinden eines anderen Raum zum Atmen gibt, selbst wenn es ... fragwürdig ist?«

Aber wie sich herausgestellt hat, hatte sie Recht, oder? Du hast ihr versichert, es würde keine Rolle spielen, aber das hat es sehr wohl.

Ich frage mich, ob Jo in Little Orchard ihren hohen moralischen Standard in Gefahr sah, als sie Neil zwang, mitten in der Nacht aufzustehen, und sich weigerte zu erklären, warum sie ihre Söhne nehmen und verschwinden müssten. Ich würde meinen ganzen Besitz darauf verwetten, dass sie das als völlig

unproblematisch betrachtete. Schließlich war sie es, die etwas geheim halten wollte, und nicht ich, also konnte es sich nicht um ein Fehlverhalten handeln.

»Wahrscheinlich wollen Sie mir nicht verraten, was das für ein Geheimnis war, oder?«, fragt Simon.

»Ich würde es Ihnen sagen, wenn es irgendwie relevant wäre. Ist es nicht, glauben Sie mir.«

»Sie sagten, Jo würde den Grund dafür missbilligen, aus dem Sie nicht selbst an dem Verkehrserziehungskurs teilgenommen haben?«

»Ich hatte es vor, bis Terry Bond

anrief.« Von einer aufwühlenden Geschichte zur nächsten, ohne Pause. Es wäre unhöflich, ein Stöhnen von mir zu geben. Nichts von alldem ist Simons Schuld.

»Terry Bond, der frühere Wirt des Four Fountains?«

Ich nicke. »Er wohnt jetzt in Truro, aber wir telefonieren gelegentlich. Er rief an, um mir zu sagen, dass sein Restaurant endlich eröffnet wurde. Er hatte schon vor Monaten eröffnen wollen, aber es gab verschiedene Rückschläge. Zur Feier des Tages hatte er ein Mittagsbüffet organisiert, eine Art Eröffnungsparty. Ich müsse kommen, sagte er, sonst hätte sich all das nicht

gelohnt. Die Eröffnung war am selben Tag wie der Verkehrserziehungskurs, und es kam sehr kurzfristig, aber ... ich konnte nicht nein sagen. Ich wollte es nicht.«

Simon wartet darauf, dass ich fortfahre.

»Er brauchte mich bei der Feier.«

Wahrscheinlich würde ich weinen, wenn in meinen Augen noch etwas Feuchtigkeit wäre, wenn der Schlafmangel sie nicht ausgetrocknet hätte. »Wegen allem, was mit Sharon passiert war und weil ... ich bin ihm wichtig. Und nur wegen so eines beschissenen Verkehrserziehungskurses ...«

»Sie sind wichtig für Terry Bond?
Warum?«

»Ich wusste, dass er kein Mörder war. Ich habe die Polizei davon überzeugt, letztendlich. Oder, wenn Sie Jos Version vorziehen, ich weiß gar nichts und mache mir selbst etwas vor. Schließlich sei es gut möglich, dass Terry Sharon umgebracht hat, und ich könne nicht behaupten, mit Sicherheit zu wissen, dass er es nicht war. Somit habe ich die Erinnerung an meine beste Freundin verraten, indem ich zur Eröffnung seines Restaurants gefahren sei.«

»Wenn ich mit Bond spreche, würde er Ihnen also ein Alibi geben können?«, sagt Simon.

»Ja. Wenn Sie gewillt sind, dem Wort eines früheren Mordverdächtigen zu glauben.«

»Haben Sie versucht, den Kurs abzusagen und sich einen neuen Termin geben zu lassen?«

»Das hatte ich bereits so oft getan, wie es möglich ist.«

»Also ... das, was Sie uns über diesen Teilnehmer erzählt haben, Ed, dessen Tochter bei einem Autounfall starb – das wissen Sie von Jo?«

Ich nicke.

»Hat sie erwähnt, dass sie groß über die Rechte von Autofahrern getönt hat, freie Fahrt für freie Bürger?«

»Jo?« Ich lache. »Das kann unmöglich Jo gewesen sein. Sie ist ein großer Fan von harten Strafen für kleinere Vergehen.« *Klar ist sie das.* Mit Strafen können selbsternannte gute Menschen anderen wehtun und trotzdem gut dastehen.

Simon studiert seine Notizen. »Es war die Frau, die sich Amber nannte. Es gab nur eine Amber im Kurs.« Er sieht mich an, um zu überprüfen, ob ich verstanden habe. »Autos seien tödliche Maschinen, sagte sie – wenn wir Autos haben wollten, müssten wir eben ein paar Tote

im Straßenverkehr in Kauf nehmen. Aber es sei auf keinen Fall hinnehmbar, dass alle gezwungen werden, unnatürlich langsam zu fahren, die ganze Zeit an den Tod zu denken, uns wegen Blitzern und Bußgeldern Sorgen zu machen und zwangsweise zur Teilnahme an sinnlosen Kursen verpflichtet werden. Davon hat sie Ihnen nichts erzählt?«

»Nein. Das sind nicht Jos Ansichten. Ganz im Gegenteil.«

»Vielleicht hat sie sich nicht nur dem Namen nach für Sie ausgegeben. Ist es möglich, dass sie annimmt, das könnten Ihre Ansichten sein?«

Ich bekomme eine Gänsehaut. Dann

denke ich noch einmal nach. Dass es mir Angst macht, heißt noch lange nicht, dass es nicht wahr ist. »Ja, aber ... sie würde diese Ansichten nicht verbreiten. Jo will, dass ihre eigene Meinung Gehör findet, nicht die anderer Leute.«

»In den Akten steht, Sie hätten ausgesagt, jemand aus der Anwohnerinitiative müsse Sharon ermordet haben.« Simon wechselt das Thema. »Glauben Sie das wirklich?«

»So habe ich das nie gesagt. Es wäre möglich, mehr habe ich nie behauptet, und ich habe darauf hingewiesen, dass sie ein Motiv hatten und Terry nicht, nachdem Sharon auf seine Seite gewechselt war. Es war absolut

empörend, wie diese Leute Schlange standen, um ihn zu beschuldigen.«

Aber du hast nie wirklich geglaubt, dass einer von ihnen ein Mörder ist, oder?

»Amber? Alles in Ordnung mit Ihnen?«

»Bestens«, lüge ich. »Ich bin nur müde, das ist alles.«

»Wer hat Sharon ermordet, was glauben Sie?«

Niemand. Niemand.

Ich werde nicht zulassen, dass mir ein Name in den Sinn kommt. Ich bringe ein

Achselzucken zustande.

»Glauben Sie, es war dieselbe Person, die gestern Ihr Haus angezündet hat?«

Ist das sein Ernst? Woher soll ich das denn wissen?

Du weißt es.

»Versuchen Sie, sich keine Sorgen zu machen«, sagt Simon, nachdem er sein Bestes getan hat, mich zu beunruhigen.

»Sie stehen erst einmal unter Polizeischutz, hier und auch in Dinahs und Nonies Schule. Alle Lehrer wissen über die Situation Bescheid.«

Es gelingt mir, die Erwiderung zu

unterdrücken, dass ich den Polizeischutz vor Hilarys Haus gesehen habe und nicht gerade beeindruckt bin. Es handelt sich um einen jungen uniformierten Polizisten mit vom Rasieren geröteter Haut, der sein Autoradio zu laut gestellt hat.

»Dann hätte ich nur noch ein paar Fragen zu Dinah und Nonie Lendrim«, sagt Simon, als hätten die beiden gar nichts mit mir zu tun, als seien es bloß zwei Mädchen, die nicht einmal denselben Nachnamen haben wie ich. Auch wenn wir sie adoptieren dürfen, werden Dinah und Nonie weiter Lendrim heißen. Luke macht Witze darüber, dass wir unsere beiden Nachnamen dranhängen sollten. »Dreifachname«, nennt er das. Dinah

und Nonie Hewerdine-Utting-Lendrim.

»Wissen Sie, wer der Vater ist oder die Väter?«, fragt Simon.

»Nein. Sharon auch nicht. Beide sind durch eine Insemination gezeugt worden.«

Er sieht aus, als wüsste er nicht genau, was das bedeutet.

»Es war eine Samenspende. Sharon war in irgendeiner Privatklinik. Mehr weiß ich nicht. Sie hat mich schwören lassen, es nie jemandem zu verraten.« *Ich kann unmöglich wissen, ob sie gewollt hätte, dass ich für Sie eine Ausnahme mache, aber ich rede mir ein, dass sie das*

gewollt hätte.

»Und Marianne, Sharons Mutter – sie ist gegen eine Adoption, obwohl sie die beiden Mädchen nicht bei sich aufnehmen will und nichts dagegen hat, dass Sie und Luke die Vormundschaft haben?«

Ich nicke. »Es ist nur die Adoption, die sie verhindern will.«

»Warum?«

Weil sie eine böse Hexe ist. Ich versuche, eine vorurteilslosere, informativere Antwort zu formulieren. »Sie sieht die Notwendigkeit nicht ein. Die Kinder leben bereits bei uns, wir

haben die Vormundschaft ... Marianne findet, wenn wir die Eltern von Dinah und Nonie werden, würden wir damit Sharons Existenz verleugnen und so tun, als wäre sie nie ihre Mutter gewesen. Reiner Unfug«, erregte ich mich. »Sharon wird immer ihre Mutter bleiben. Luke und ich wären ihre Adoptiveltern. Das ist etwas anderes. Es gibt kein Entweder-oder.«

»Aber ... Sie sagten vorhin, praktisch würde sich kaum etwas ändern. Warum liegt Ihnen und Luke so viel daran, dass Sie die beiden adoptieren können?«

»Wollen Sie wissen, ob wir unfruchtbar sind? Sind wir nicht.«

»Nein.« Er wirkt überrascht. »Das war nicht das, was ich meinte.«

Ich murmele eine Entschuldigung. Ist eigentlich den meisten Leuten ihre eigene Idiotie so regelmäßig peinlich wie mir?

»Es ist uns wichtig, weil es Dinah und Nonie wichtig ist«, erkläre ich. »Sie wollen eine Mutter und einen Vater haben.« Kann er das verstehen? Selbst wenn er es kann, ist sein Verständnis nichts wert, wenn er Mariannes Sichtweise – dass keine Notwendigkeit besteht – ebenso nachvollziehen kann wie meine. *Wenn keine Notwendigkeit besteht, wenn nichts sich ändern würde, warum dann einen juristischen*

Kampf auf sich nehmen, mit dem wir nur Zeit und Geld verschwenden, die Kinder durcheinanderbringen und eine arme ältere Dame kränken, die bereits ihre einzige Tochter verloren hat? Ich hole tief Luft und rufe mir in Erinnerung, dass Simon nichts von alledem gesagt hat und ich keinen Grund zur Annahme habe, dass er das denken könnte.

Ich spreche mit ihm, als würde ich mich an eine Pressekonferenz wenden.

Menschen, die Verlautbarungen an die Presse weitergeben, sagen nicht immer die Wahrheit. Sie setzen ihre Wünsche an die Stelle der Wahrheit und präsentieren sie als Tatsache. »Dinah und Nonie wollen Eltern haben, und die

werden sie bekommen«, verkünde ich,
als wäre kein anderes Ergebnis denkbar.

Allmählich bekomme ich eine Ahnung davon, warum es Amber so schwerfällt, das Little Orchard-Geheimnis loszulassen. Weil sie blitzgescheit ist und – auch wenn ihr das vielleicht nicht bewusst ist – hochgradig intuitiv, spürt sie als Einzige in der Familie, dass bei Jo irgendetwas gefährlich aus dem Gleichgewicht geraten ist. In den Augen von Neil, Hilary und Sabina ist Jo vermutlich empfindlich – vielleicht ein wenig herrschsüchtig und

befehlshaberisch –, aber nur Amber nimmt wahr, dass es mehr ist als das, unheilvoller und bedrohlicher. Doch dank ihrer regelmäßigen Treffen mit Jo weiß sie, dass ihre Schwägerin ein einwandfreies Leben führt, in dem alles offen zutage liegt. Das einzig Unbekannte ist das ungelöste Rätsel: Wo war Jo, als sie an diesem Weihnachtsfest verschwand? Warum verschwand sie? Warum ist sie wieder aufgetaucht?

Das Geheimnis hinter dem Geheimnis. Amber hofft, dass sie, wenn sie eine Antwort auf die enger eingegrenzte Frage findet, auch die

Antwort auf jene Frage finden wird, die sich einer klaren Definition immer wieder entzieht und daher nie gestellt werden kann.

Aber das muss nicht der einzige Weg sein. Es geht auch andersherum. Lassen Sie es mich beweisen. Dank Ambers wirklich unglaublicher Fähigkeit, das Geschehen verbal nachzuvollziehen, bin ich mittlerweile zuversichtlich, dass ich das schwer fassbare Rätsel lösen kann, obwohl ich immer noch keine Ahnung habe, wohin Jo, ihr Mann und ihre Kinder verschwanden oder warum sie es taten.

Alles, was ich über Jo höre, sagt mir, dass sie unter einer narzisstischen

Persönlichkeitsstörung leidet. Sie ist eine klassische Narzisstin. Sie hat solche Angst vor dem Alleinsein, dass sie ihr Haus mit so vielen Leuten wie möglich vollstopft. Sie ist kritisch, setzt andere herab, lässt die Ansichten anderer nicht gelten. Sie ist unberechenbar. Amber, Sie haben uns erzählt, dass Jo zu unverhältnismäßigen Ausbrüchen und verletzenden Bemerkungen neigt, um kurz darauf so zu tun, als wäre gar nichts passiert, und von Ihnen verlangt sie, dabei mitzumachen.

Das ist eine narzisstische
Persönlichkeitsstörung wie aus dem
Lehrbuch. Sie haben mir selbst
gesagt, dass Sharon es
diagnostiziert hatte, obwohl sie
vermutlich nur einen Witz machen
wollte, wenn sie sagte, dass Sie der
narzisstischen Jo als Bewunderin,
Jasagerin und Claqueurin dienen.
Durch die Erfahrungen mit ihrer
Mutter wusste Sharon Bescheid
über gefährliche Narzissten.
Narzisstern gießen ihr Gift aus, wenn
sie sich schlecht fühlen, so wie Sie
oder ich laut rülpsen, wenn wir
Blähungen haben. Sobald die
festsitzenden Blähungen sich gelöst

haben, fühlen wir uns besser – wieder normal. Ein Narzisst empfindet keine Schuldgefühle und erkennt nicht, dass seine unerfreulichen Eruptionen andere negativ tangieren könnten.

Simon, Sie fragen sich, wie ich eine Diagnose bei einer Frau stellen kann, die ich nie getroffen habe? Leider ist bei Narzissten fast immer nur eine Ferndiagnose möglich. Die meisten hassen und fürchten die Vorstellung, eine Psychotherapie zu machen. Sie machen sich über Therapien lustig, sie beschuldigen Therapeuten, krank und verderbt zu sein und die Köpfe ihrer Patienten

mit Lügen vollzustopfen. Narzissten verursachen wenig psychische Probleme für sich selbst – sie leugnen ihre Störung bis in alle Ewigkeit und gehen immer davon aus, dass es die anderen sind, die Schuld an allem haben, was schief läuft. Es sind die Ehepartner, Kinder und Kollegen von Narzissten, die buchstäblich zu Tausenden zum Therapeuten laufen, wegen des Leidens, das ihnen von Narzissten in ihrem Leben zugefügt wird.

Und bevor Amber jetzt darauf hinweist, dass Jo ihre Kinder hingebungsvoll liebt ... Das ist üblich bei Narzissten, solange die Kinder

sie gut dastehen lassen und als Quelle aller Weisheit betrachten. Sobald die hinreißenden Anhängsel aber anfangen, ein wenig unabhängig werden zu wollen oder eigene Ansichten entwickeln, die nicht unbedingt mit den Ansichten des Narzissten übereinstimmen, dann helfe ihnen Gott.

Kehren wir zurück zu diesem Heiligen Abend in Little Orchard. Jo trifft sich nicht mit Freunden und scheint auch kein Interesse daran zu haben, Freundschaften zu schließen. Sie bevorzugt die Gesellschaft ihrer Familie: ihrer Ursprungsfamilie, ihrer Gegenwartsfamilie und

Verschwägerte wie Luke und Amber. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat sie in ihrer Ursprungsfamilie das Trauma erlitten, das ihre Persönlichkeitsstörung verursacht hat, aber da es typisch für Narzissten ist, echten Schmerz zu verdrängen und an eine falsche, idealisierte Version des eigenen Ichs, des eigenen Lebens und der eigenen Lebensgeschichte zu glauben, wird Jo ihre Kindheit, ihre Mutter und ihre Geschwister idealisiert haben – vielleicht bis zur Anbetung, sie glaubt an ihre Vollkommenheit.

Menschen, die der Familie einen zu

hohen Stellenwert beimessen – und jemand, der keine Freunde hat, muss zwangsläufig in diese Kategorie fallen –, schätzen die Familie, in die sie hineingeboren wurden, fast immer höher ein als die Familie, die sie mitgegründet haben. Und es ist leicht zu verstehen, warum. In ihrer Herkunftsfamilie wurde ihnen die Vorstellung eingeimpft, die Familie sei wichtiger als alles andere, ganz nach dem Motto: »Alles, was du je brauchen oder wollen könntest, befindet sich innerhalb dieser vier Wände, es besteht also kein Grund, sich hinauszuwagen.« Es wäre ja töricht

von der Herkunftsfamilie, Kindern den Glauben zu vermitteln, dass ihre »erwählte« Familie einmal wichtiger für sie sein wird als die bereits existierende, wenn sie erwachsen sein werden, heiraten und eigene Kinder haben. Im Gegenteil, um die eigene Stärke und den eigenen Einfluss aufrechtzuerhalten, flößt die Herkunftsfamilie den Kindern den Glauben ein, dass die Gegenwartsfamilie zwar selbstverständlich wichtig ist – denn die Familie steht schließlich immer an oberster Stelle –, aber niemals ganz so wichtig sein kann wie die Ursprungsfamilie.

Sie haben sicher beide schon Frauen getroffen, die die Ansichten ihres Mannes ignorieren, aber sich ihrem Vater beugen. Oder Männer, die ihre kleinen Kinder zwingen, ihre eigenen Bedürfnisse zu verleugnen, wenn diese Bedürfnisse für Oma oder Opa unbequem sind. Jo ist ein klassisches Beispiel dafür, und vermutlich ist sie selbst die Tochter einer Narzisstin. Macht es Hilary etwas aus, dass Kirsty komplett auf sie angewiesen ist, oder verlässt sie sich auf diese Bedürftigkeit, um ihr eigenes Ego aufzublähen und sich wichtig fühlen zu können? Narzissten stammen häufig aus Familien und

gründen Familien, in denen der Familie übermäßiger Wert beigemessen wird. Das müssen sie auch. Denn wer will schon mit jemandem befreundet sein, der sich so unerträglich und so unberechenbar verhält?

Familienmitglieder lassen sich leichter einer Gehirnwäsche unterziehen, und es fällt ihnen schwerer, sich zu entziehen.

Amber hingegen ist nur Jos Schwägerin. Sie könnte sich leicht entziehen. Sie bräuchte nur eines Abends zu Luke zu sagen: »Jo ist eine bösertige Kuh. Ich will sie nicht mehr sehen.« Warum aber tut sie

das nicht?

Das Geheimnis hinter dem
Geheimnis.

Neil, Jos Mann, hat keine Ahnung, warum er in der Weihnachtsnacht 2003 mitten in der Nacht aufgeweckt und gezwungen wurde, das Haus in aller Heimlichkeit zu verlassen. Er braucht es auch nicht zu erfahren, oder? Er gehört zur Familie, sicher, aber er ist nicht blutsverwandt. Er ist kein Mitglied von Jos erster Familie, der Familie, die im Wohnzimmer blieb, um irgendetwas Geheimes und Wichtiges zu besprechen, nachdem alle anderen zu Bett

gegangen waren.

Wenn jemand weiß, warum Jo in dieser Nacht den Entschluss fasste, mit ihrem Mann und ihren beiden Kinder zu verschwinden, dann sind das Hilary, Jos Mutter, oder Ritchie, ihr Bruder. Und ob sie es nun wissen oder nicht, ich würde wetten, dass Jos Verschwinden irgendwie von diesem privaten Gespräch im Wohnzimmer ausgelöst wurde oder mit ihm zusammenhängt.

Alles in Ordnung, Simon? Wollen Sie ein Glas Wasser?

8

2. 12. 2010

»Ehren Sie Ihre Eltern?«, fragte Marianne Lendrim, als würde sie die Vernehmung durchführen. Als sie sich anstandslos bereiterklärt hatte, ins Präsidium zu kommen, war Gibbs davon ausgegangen, dieses Entgegenkommen würde sich auch auf die Beantwortung seiner Fragen erstrecken. Irrtum. Sie hatte ihn gelöchert, und dabei hatte es sie offenbar nicht im Mindesten gestört, dass er ganz entschieden erklärt hatte, er könne ihr gar nichts sagen, da die

Ermittlungen vertraulich seien. Die Frage über seine Eltern war die erste, die er beantworten konnte.

»Ich komme ganz gut mit ihnen klar«, erwiderte er.

»Klarkommen ist einfach. Aber wissen Sie zu würdigen, was Ihre Eltern alles für Sie getan haben?«

»Wahrscheinlich nicht so sehr, wie ich sollte.« Es war nichts Persönliches. Laut Olivia würdigte er die meisten Dinge nicht ausreichend. »Es ist nicht deine Schuld«, hatte sie gesagt. »Ich mache deine Eltern dafür verantwortlich, obwohl ich ihnen nie begegnet bin. Die Kinder von Menschen, die sich für

etwas begeistern können, werden selbst zu Menschen, die sich begeistern können. Haben deine Eltern dich je auf schöne Dinge aufmerksam gemacht, als du klein warst? Haben sie über Schönheit und Freude gesprochen, wussten sie, wie man sich amüsiert? Viele Leute machen das nicht.«

Gibbs Eltern redeten überhaupt wenig, und wenn, dann über nichts Bestimmtes. Nur über den üblichen Mist, wie die meisten Leute. Gibbs hatte mehr mit seinen Eltern gemein als mit Olivia. Schönheit und Freude? Niemand, den er kannte, redete über so etwas, aus offensichtlichen Gründen. Sogar der Gedanke daran kam einem falsch vor,

wenn man Marianne Lendrim
gegenübersaß, dem absoluten Gegenpol
von Schönheit und Freude. Ihr graues
Haar war geflochten und hinter den
Ohren zu

Cumberland-Wurstschnecken
aufgesteckt. Die Wangen hingen zu
beiden Seiten der Nase herab wie leere
rosa Säckchen. Ihre Miene war
überlegen und kritisch, als würde nichts
von dem, was sie sah und hörte, ihr
gefallen. Die Sachen, die sie trug,
würden jedenfalls niemandem gefallen:
Der an den Seiten geschlitzte Samtrock
mit Seidenfutter sah teuer aus, dazu trug
sie schwarze Wollstrumpfhosen und
klobige schwarzgraue Turnschuhe. Hatte

sie vor, zu einer Audienz bei der Queen in den Buckingham Palace zu sprinten, sobald Gibbs mit ihr fertig war?

»Wenn ich Sie wäre, würde ich anfangen, Ihre Mutter und Ihren Vater zu würdigen«, riet Marianne ihm. »Sie wollen doch nicht jung sterben, oder?«

»Ich habe nicht gesagt, dass ich sie nicht zu würdigen wüsste. Was hat das mit jung sterben zu tun?«

»Kinder, die ihre Eltern nicht ehren, neigen dazu, jung zu sterben. Wie Sharon.« Gibbs führte die Schadenfreude in ihrer Stimme auf die ungerechtfertigte Annahme zurück, sie

habe ihn schockiert und ihm Angst
eingejagt.

»Sharon ist gestorben, weil jemand ihr
Haus angezündet hat«, sagte er. »Waren
Sie dieser Jemand?«

»Sie wissen, dass ich es nicht war«,
blaffte Marianne. Immer, wenn er
versuchte, das Gespräch zu steuern,
wurde sie böse. Sie wollte ihre
Monologe offensichtlich ohne
Unterbrechung führen. »Ich war in
Venedig.«

»Haben Sie jemanden beauftragt, für Sie
Feuer in Sharons Haus zu legen?«

»Nein, und wenn Sie vorhaben ...«

»Dann kann ihr Tod nichts mit ihrer mangelnden Würdigung von Ihnen als Mutter zu tun haben, es sei denn, mir ist da was entgangen.«

Ein selbstgefälliges Lächeln erschien zwischen den beiden verschrumpelten rosa Wangensäckchen. »Denken Sie an all die großen Autoren und Künstler, die jung gestorben sind: Kafka, Keats, Proust, fast alle, die einem einfallen. In ihren Biographien liest man, dass sie an einer Krankheit gestorben sind, aber was hat die Krankheit ausgelöst?«

»Haben Sie mit den Ärzten all dieser Leute gesprochen, oder was?«

»Anstatt ihre Eltern zu schätzen und zu

ehren, haben sie sie als Problem wahrgenommen. Als Hindernis. Es ist ja logisch. Wenn man Undankbarkeit und Groll gegenüber den Menschen hegt, die einem das Leben geschenkt haben, greift man die eigene Lebenskraft an. Das ist die Ursache fast aller Krankheiten.«

Gibbs wünschte, er hätte einen Beruf, bei dem er sich nicht so viel Mist anhören müsste. Wenn Proust ihn heute Morgen entlassen hätte, wäre jetzt jemand anders an der Reihe. Er hätte gut sein ganzes Leben verbringen können, ohne Marianne Lendrim zu begegnen.

»Denken Sie an die Leute, die Sie kennen. Wer sind die Robusten? Wer ist ständig krankgeschrieben wegen einer

Erkältung oder Migräne? Gesunde Menschen respektieren und schätzen ihre Eltern. Wenn Sie mir nicht glauben, forschen Sie selbst nach. Sie werden zu mir kommen, um mir zu versichern, wie Recht ich hatte. Da wären Sie nicht der Erste, das können Sie mir glauben. Wenn Sie in Ihrem Herzen irgendeine Art Negativität gegenüber Ihren Eltern hegen, wird der Körper die eigene vitale Energie angreifen. Es ist nur eine Frage der Zeit.« Ein listiger Gesichtsausdruck erschien auf Mariannes Gesicht. »Diese Katharine Allen – wie stand sie zu ihren Eltern? Sie ist ebenfalls jung gestorben.«

»Es gab keine Probleme zwischen Kat und ihren Eltern.«

»Sagen Sie. Das können Sie doch gar nicht wissen.«

»Kat Allen wurde erschlagen. Es ist schwer zu erkennen, wie Ihre Theorie auf sie Anwendung finden sollte. Oder auf Sharon. Können negative Einstellungen Feuer legen? Können sie Metallstangen auf jemandes Kopf niedersausen lassen?«

Marianne warf ihm einen mitleidigen Blick zu. »Ich bin nicht Gott. Ich weiß nicht alles über die Gesetze von Ursache und Wirkung. Was ich aber weiß, ist Folgendes: Wenn man zerrissene Herzwellen in die Welt sendet, kehren sie zu einem zurück – auf welche Weise, lässt sich unmöglich vorhersagen.«

»Sharon hat Sie also nicht geschätzt. Haben Sie Sharon geschätzt?«

Marianne lachte, als sei diese Frage absurd. »Ich war ihre Mutter. Mütter sollen ihre Töchter lieben, nicht sie schätzen. Töchter opfern nichts für ihre Mütter, gar nichts. Kinder schulden ihren Eltern Anerkennung und Respekt, und das ist eine einseitige Schuld, genau wie die Verpflichtung zur Fürsorge einseitig ist, von den Eltern zum Kind.«

Gibbs war baff.

»Ich habe nie aufgehört, Sharon zu lieben«, versicherte Marianne. »Obwohl sie Gott weiß objektiv gesehen nichts

Liebenswertes an sich hatte, das muss man so klar sagen.«

»Wo waren Sie gestern zwischen Mitternacht und zwei Uhr nachts?«, fragte Gibbs.

»Im Bett. Ich habe geschlafen. Das tue ich meistens um die Zeit.«

»Allein?«

»Ja.«

»Erinnern Sie sich, wo Sie am Dienstag, den 2. November, waren?«

»Dienstags arbeite ich ehrenamtlich im Spital«, sagte Marianne. »Also war ich

vermutlich dort. Ich habe mir in letzter Zeit keinen Tag freigenommen.«

»Katharine Allen wurde am Dienstag, den 2. November, zwischen elf und dreizehn Uhr ermordet. Was haben Sie an dem Tag in der Mittagspause gemacht, wissen Sie das noch?«

»Also, ich habe kein Mädchen umgebracht, von dem ich noch nie etwas gehört habe, wenn Sie das andeuten wollen.« Sie starrte Gibbs voller Verachtung an. »Ich kann umsonst in der Kantine essen, wenn ich Dienst habe, also gehe ich immer in die Kantine, mit einer Zeitschrift und meinem Kreuzworträtsel – da können Sie jeden fragen, der da arbeitet.«

Das hatte Gibbs auch vor, obwohl es schwer war, Begeisterung für diese Idee aufzubringen – er wusste bereits, was er zu hören bekommen würde. Marianne Lendrim sagte die Wahrheit. Sie stand ziemlich weit oben auf der Liste der Leute, denen Gibbs nie wieder begegnen wollte, aber sie hatte Kat Allen nicht ermordet, und sie hatte ihre Tochter nicht getötet. Solange kein Gesetz gegen eine unangenehme Wesensart erlassen wurde, gab es nichts, weshalb er sie einsperren konnte oder das er ihr zur Last legen konnte.



Nachdem sie das Richtige getan und sich geweigert hatte, Amber Hewerdine ihren Riesengefallen zu tun, sah Charlie keinen Grund, warum sie nicht die Ferienhaus. Direkt von Privat-Website besuchen und sich das Haus mal ansehen sollte, das, wie Amber behauptete, nichts mit dem Mord an Katharine Allen zu tun hatte. Little Orchard. Sie gab den Namen in die Suchmaske ein und dachte, dass er ihr nicht sonderlich gefiel. Es roch nach falscher Bescheidenheit. »Eine Obstplantage? Ja, aber nur eine klitzekleine.« Einen anderen Grund dafür, ein Haus »Kleiner Obstgarten« zu nennen, gab es nicht, und jeder, der das Glück hatte, eine ausgedehnte Obstplantage hinter dem Garten zu

besitzen, sollte besser ehrlich sein und sein Haus Palazzo Prozzo nennen. Oder vielmehr Manoir Prozzo, da die Eigentümerin, Veronique Coudert, vermutlich Französin war.

Warum passierte nichts? Die Worte »Little Orchard« standen immer noch in der Suchmaske. Charlie hatte vergessen, die Enter-Taste zu drücken. Als sie es tat, klingelte das Telefon auf ihrem Schreibtisch. Es war Liv. »Hast du eine Minute?«, fragte ihre Schwester fröhlich, als hätte es die lange Sendepause zwischen ihnen nie gegeben.

Wenn du mir erzählen willst, dass es mit dir und Gibbs aus ist, den ganzen Tag.
»Nein. Ich arbeite.«

»Lügnerin. Was machst du wirklich?«

Charlie schnitt dem Telefon eine Grimasse. »Was willst du, Liv?«

»Diese Sharon Lendrim, die durch Brandstiftung gestorben ist, deren Kinder ...«

»Davon solltest du überhaupt nichts wissen«, schnitt Charlie ihr das Wort ab und kämpfte gegen das Gefühl von Kurzatmigkeit an, das schlechte Nachrichten immer begleitete.

»Du ebenfalls nicht«, konterte Liv. *Und ich werde es melden.* Wenn sie nur ihr wahres Gesicht zeigen und das als

Nächstes sagen würde, dachte Charlie, es wäre auf seltsame Weise befriedigend.

»Stimmt. Ich ebenfalls nicht.« *Der Unterschied ist, dass ich bei der Polizei bin und du nicht. Und ich bin mit Simon verheiratet, ich vögle nicht nur mit ihm, während wir darauf warten, dass er Zwillinge bekommt und ich einen anderen Mann heirate.*

»Ich habe nur gedacht: Wenn Kat Allen früher in Fernsehfilmen mitgespielt hat ...«

»Liv, ich werde nicht mit dir über einen laufenden Fall diskutieren, der uns beide nichts angeht.«

»Schön.«

Charlie hörte ein lautes Klicken. Sie wurde stutzig. Seit wann war Olivia so leicht loszuwerden? Das war jetzt das zweite Mal in einer Woche, dass Liv ein Gespräch beendet hatte, was die alte Liv nie getan hätte. Ganz gleich, um was es ging, sie wollte immer weiter über das Thema sprechen, bis man zusammengesunken auf dem Boden lag und einem das Blut aus den Ohren rann.

Nein, Charlie würde nicht zulassen, dass sie in diese Falle tappte. Es gab keine alte Liv, auch keine neue Liv. Ihre Schwester war ihre Schwester, derselbe Mensch, der sie immer gewesen war.

Sie kann es sich jetzt leisten, ein Gespräch zu beenden, sie muss nicht mehr klammern. Sie steckt mittendrin, ob es dir nun passt oder nicht. Du kannst sie nicht loswerden.

Charlie starrte auf Fotos eines mit Glyzinien umrankten Hauses aus rotem Backstein, das sie aus irgendeinem Grund an eine Seniorenresidenz erinnerte, und stellte fest, dass sie das Interesse an Little Orchard verloren hatte. Livs Anruf hatte ihr den Spaß daran verdorben.

Du solltest ja auch eigentlich arbeiten, nicht Spaß haben. Konkret sollte Charlie ein Schriftstück mit der Überschrift »Krisenintervention in

einem Multi-Behörden-Umfeld: Ein Wegweiser für die Praxis« verfassen. Nicht direkt das, was sie an diesem Nachmittag am liebsten getan hätte, um es milde auszudrücken.

Sie klickte auf »Anfrage und Reservierung«. Es schien einige Buchungen zu geben, obwohl das Haus ja angeblich nicht länger zu vermieten war. Hatte Veronique Coudert Amber tatsächlich auf die schwarze Liste gesetzt, wie Amber vermutete? Was konnte es schon schaden, wenn Charlie es mal ausprobierte? Sie könnte sich per Mail erkundigen, ob das Haus verfügbar war. Spielte es eine Rolle, solange sie einen Rückzieher machte, bevor Geld

den Besitzer wechseln musste? Sofern sie Amber nichts davon erzählte, was sie ganz sicher nicht tun würde.

Sie klickte auf »Kontakt zum Eigentümer« und verfasste eine kurze Mail, sie ließ sogar das »Sehr geehrte Damen und Herren« und die »freundlichen Grüße« weg. Sie wollte nicht mehr Zeit auf die Sache verschwenden als unbedingt nötig, also beschränkte sie sich auf das Notwendigste: Ob Little Orchard an irgendeinem Wochenende im Januar 2011 noch frei sei? Sie drückte auf »Senden« und ärgerte sich über sich selbst, weil sie sich schuldig fühlte. Schließlich hatte sie nicht die Absicht,

das Haus tatsächlich zu mieten, damit Amber dort unter Charlies Namen wohnen konnte, ohne Wissen und Erlaubnis der Eigentümerin. Das war empörend. Eine einfache Nachfrage hingegen war harmlos.

Charlie fragte sich, warum sie es für nötig hielt, sich das ständig selbst vorzuhalten. Sie fragte sich, was Simon wohl davon halten würde. Wann hatte sie vor, ihm reinen Wein einzuschenken?

Sie nippte an ihrem kalten Tee und wünschte, er wäre noch warm, aber nicht so sehr, dass sie etwas dagegen unternommen hätte. Jetzt konnten drei Dinge passieren: Veronique Coudert würde nicht antworten, oder sie würde

antworten und entweder mitteilen, das Haus sei verfügbar oder es sei nicht mehr verfügbar.

In allen drei Fällen wirst du keine Ahnung haben, was das bedeutet.

Charlie wusste selbst, dass sie Simon sofort informieren sollte. Oder Sam. Der Name Veronique Coudert tauchte in der Akte Katharine Allen nicht auf, das wusste Charlie, aber es war denkbar, dass Coudert in den Sharon-Lendrim-Fall verwickelt war. Vielleicht waren die Akten der Polizei von Rawndesley voll von ihrem Namen. Oder Coudert war eine vollkommen unbescholtene Bürgerin. Was bedeuten würde, Amber

Hewerdine besaß noch mehr Chuzpe, als Charlie ihr zugetraut hatte, wenn sie versuchte, die Hilfe einer Polizei-Sergeantin nur deshalb in Anspruch zu nehmen, weil sie sich darüber ärgerte, das Ferienhaus ihrer Wahl nicht mieten zu können. Dreiste Kuh.

Warum hatte Liv angerufen? Was hatte sie sagen wollen? Es hatte irgendwas damit zu tun, dass Katharine Allen als Kind in ein paar Fernsehfilmen mitgespielt hatte – warum sollte das wichtig sein? Liv zurückzurufen kam nicht in Frage. Charlie beschloss, stattdessen die Berichte und Protokolle noch einmal gründlich durchzulesen, um festzustellen, was es war, das Livs

Aufmerksamkeit erregt hatte.

Sie hatte eine neue Mail, von *littleorchardchobham@yahoo.co.uk*. Sie klickte auf »Öffnen« und stellte fest, dass Amber recht gehabt hatte, sie war auf die schwarze Liste gesetzt worden. Die Eigentümerin von Little Orchard, deren gänzlich unfranzösischer Name ihr nichts sagte, war offenbar nur zu gern bereit, Charlie das Haus zu vermieten. Also warum nicht Amber?

Und wenn diese Frau, deren Mail Charlie auf dem Bildschirm hatte, die Eigentümerin von Little Orchard war, wie sie behauptete, wer war dann Veronique Coudert?



Nachdem er sich von Ursula Shearer verabschiedet und ein Sandwich heruntergeschlungen hatte, ohne etwas zu schmecken, war Sams nächste Aufgabe, nach Rawndesley zu fahren und Ritchie Baker zu vernehmen, den Bruder von Amber Hewerdines Schwägerin Jo. Sam wusste nicht, warum dieser Mann, der nur am Rande mit dem Fall zu tun hatte, von besonderem Interesse sein sollte, aber Simon hatte ihn gebeten, mit Baker zu sprechen, ihn nach gestern Nacht zu fragen und sich einen Eindruck davon zu verschaffen, was für ein Mensch er war. Oh, und seinen Gesundheitszustand zu überprüfen, soweit Sam das mit seinen

fehlenden medizinischen Qualifikationen möglich war. Das hatte Simon am Schluss noch hinzugefügt, als eine Art Nachtrag. »Den Rest des Klans werde ich mir selbst vornehmen«, hatte er grimmig verkündet, und Sam hatte sich unwillkürlich vorgestellt, wie Simon mit der finsternen Miene, die er häufig zur Schau trug, ein Familienmitglied nach dem anderen zu Boden streckte.

Sollte es Sam Sorgen machen, dass er Simons Anweisungen befolgte, obwohl eigentlich er der Chef war und die Vorgaben für die Ermittlungen zu machen und die Aufgaben zu verteilen hatte? Aber wenn Simon der Ansicht war, dass Ritchie Baker vernommen

werden sollte, hatte er vermutlich Recht. Sam war entschlossen, sein Selbstvertrauen von Prousts zersetzenden Kommentaren nicht noch weiter untergraben zu lassen. Zu einem guten Teamleiter gehörte es auch, die Stärken seiner Teammitglieder zu erkennen und ihnen die Gelegenheit zu geben, sich hervorzutun. Das jedenfalls fand seine Frau Kate. Sie war entsetzt gewesen, als sie erfuhr, wie kurz davor er gewesen war, seine Kündigung einzureichen, aus Solidarität mit Simon und Gibbs. »Im Notfall könntest du auch ohne Simon Waterhouse leben, weißt du«, hatte sie bemerkt.

Als er über den Parkplatz zu seinem

Wagen ging, hörte Sam, wie eine Frauenstimme seinen Namen rief. Er drehte sich um und entdeckte Olivia Zailer, Charlies Schwester. Erst hatte er sie gar nicht erkannt. Sie hatte abgenommen. Der Mantel, den sie trug, hatte die auffälligsten Ärmelaufschläge und den auffälligsten Kragen, den Sam je gesehen hatte. Ihr schimmernder rosa Lippenstift war fast fluoreszierend, und das Haar, das kunstvoll zu einer Art Turm nach oben geschlungen war, wies unglaublich viele Blondschantierungen auf. Nicht viele Leute, die im Präsidium auftauchten, sahen so aus – als würden sie jeden Augenblick das Eintreffen einer Filmcrew erwarten. »Haben Sie kurz Zeit?«, fragte Olivia.

»Eigentlich nicht, bedaure.«

»Weniger als eine Minute, weniger als dreißig Sekunden. Versprochen, versprochen!« Sie strahlte ihn ermutigend an. Wie kam eine solche Frau dazu, mit Chris Gibbs zu schlafen? Sam entschied, dass es ein ungünstiger Zeitpunkt war, darüber nachzudenken, wie gering die Wahrscheinlichkeit gewesen war, dass aus den beiden ein Paar wurde – schließlich könnte man es ihm vom Gesicht ablesen.

»Also schön, ganz schnell«, sagte er.

»Der Brandstifter, der Sharon Lendrims Haus angezündet hat ...«

»Wow, Moment mal. Dazu darf ich nichts sagen, Olivia. Und auch Gibbs sollte nicht ...«

»Er hat kein Wort zu Debbie gesagt. Sie weiß nichts.«

Sollte ihn das beruhigen?

»Ach, kommen Sie schon, Sam! Wollen Sie da stehen und mich darüber belehren, was ich tun und nicht tun sollte, oder wollen Sie hören, was ich zu sagen habe?«

Was Sam eigentlich zu tun hatte, war klar. Er müsste das Gespräch eigentlich augenblicklich beenden und Proust mitteilen, dass Gibbs das

Dienstgeheimnis verletzt hatte. Aber was sollte das bringen? Proust wusste bereits, dass Simon vertrauliche Informationen an Charlie weitergegeben hatte, ihm war bekannt, dass Gibbs ohne Befugnis gehandelt hatte, als er Amber Hewerdine nur auf Simons Wort hin zur Vernehmung herbrachte. Welchen Unterschied sollte es da noch machen, wenn Sam dem Inspector jetzt eine weitere Verfehlung von Gibbs mitteilte? Würde Gibbs bestraft werden? Je länger Sam für die Polizei arbeitete, desto mehr reifte in ihm die Überzeugung, dass Strafen niemandem nützten, weder denen, die sie austeilten, noch deren Adressaten.

»Um was auch immer es geht, ich würde es lieber von Gibbs erfahren«, erklärte er Olivia. »Er darf nicht mit Ihnen über seine Arbeit sprechen. Wenn er nicht genug Verstand besitzt, das zu begreifen, sollten Sie genug Verstand haben, ihn daran zu hindern, wenn er damit anfängt. Ich spreche auch nicht mit Kate über die Fälle, die ich bearbeite. Niemals.«

»Ich habe es Gibbs noch nicht erzählt.« Olivia lächelte breit, als spreche sie über ein besonders liebenswertes Merkmal ihrer Beziehung. »Ich wollte es erst bei jemand anderem testen. Ich habe versucht, mit Charlie darüber zu reden ...«

»Noch jemand, den das nichts angeht«,

bemerkte Sam.

»... aber sie wollte nichts davon wissen, also dachte ich mir, wer ist vernünftig? Wer klebt nicht so an den Regeln und ...«

»Also schön, lassen Sie hören.« Er würde sich ja sowieso breitschlagen lassen, also warum nicht etwas Zeit sparen?

»Der Täter, der die beiden Kinder von Sharon Lendrim aus dem Haus geführt hat, bevor er es ansteckte, trug eine Feuerwehruniform, stimmt's?«

»Ich habe mich bereiterklärt, Ihnen zuzuhören«, sagte Sam, »nicht Ihnen

irgendetwas zu erzählen.«

Olivia verdrehte die Augen. »Ich *weiß*, dass er eine Feuerwehruniform trug. Ich weiß auch, dass Kat Allen als Kind in Filmen mitgespielt hat. Zwei Fragen: Weiß irgendjemand, woher die Feuerwehruniform stammt? Und gibt es irgendeine Verbindung zwischen Kat Allen und Sharon Lendrim?«

Sam hatte es die Sprache verschlagen. Ihre Dreistigkeit machte ihn sprachlos. Es gab einen Grund dafür, dachte er, dass Olivia Zailer keine Ermittlerin war. Selbst wenn Sharon Lendrim und Kat Allen von derselben Person getötet worden sein sollten, bestand kein Grund zu der Annahme, dass es irgendeine

weitere Verbindung zwischen ihnen geben müsste. Wenn du ein Mörder bist und zwei Personen an verschiedenen Punkten deines Lebens deinen mörderischen Zorn erregen und du beide umbringst, bist du vermutlich das Einzige, was die beiden miteinander verbindet. Sam sprach diesen Gedanken nicht aus. Er verriet Olivia auch nicht, dass er keine Ahnung hatte, woher die Feuerwehruniform stammte, und Ursula Shearer auch nicht. Sam hatte ungläubig zugehört, als Ursula beschrieb, was ihr Team unternommen hatte, um die Herkunft der Uniform festzustellen. Sie hatten das Culver Valley gründlich durchkämmt, aber die Suche nicht ausgedehnt, sondern fast ihre ganze Zeit

und Energie darauf verwendet, Terry Bond nachzuweisen, dass er nicht so unschuldig war, wie es schien. Sam konnte keinen Grund für die Annahme finden, dass Sharon Lendrims Mörder oder Mörderin aus der Gegend stammen oder das Feuerwehr-Zubehör in der Gegend besorgt haben müsse. Er hatte versucht, sich nicht überlegen zu fühlen, als ihm aufging, dass Ursula Shearer nie irgendwo anders als in Rawndesley gewohnt hatte.

»Auf Wiedersehen, Olivia«, sagte er entschieden, schloss sein Auto auf und öffnete die Wagentür. Abgesehen von allem anderen war es bitterkalt.

»Augenblick, ich bin noch nicht fertig.«

Sie beugte sich vor und packte ihn am Arm. »Katharine Allen war Grundschullehrerin. Als Kind war sie Schauspielerin.«

»Was soll das?« Etwas brach in ihm auf, das er unmöglich unterdrücken konnte. Er wollte es auch gar nicht, diesmal nicht. »Für wen halten Sie sich eigentlich? Mich am Arm zu packen, als wäre ich irgendein ... Das Ganze geht Sie nichts an. Ich kann den Fall nicht mit Ihnen erörtern, und wenn Sie das nicht einsehen, wenn Sie nicht begreifen oder es Ihnen egal ist, in welcher schwierigen Lage Sie mich bringen ... Ich soll dankbar sein, dass *Debbie* nichts davon weiß? Auf welchem Planeten leben Sie

eigentlich? Ist Ihnen noch nie der Gedanke gekommen, dass Sie mit Ihrem Gehabe zwei Mordermittlungen ernsthaft gefährden?« *Was war hier los?* Ich brülle doch niemanden an, dachte Sam. Niemals. Was hatte er gesagt? Wieso weinte sie? Bestürzung erfasste ihn. Hatte ihn jemand gehört? Leicht möglich, dass jemand seinen Ausbruch mitbekommen hatte. Gibbs, Simon, Proust – das waren die Leute, die er anschreien sollte. Nicht Charlie Zailers Schwester.

Sie hastete bereits davon. Sam blieb wie angewurzelt stehen und starrte hinter ihr her, etwas lastete schwer auf ihm. Er identifizierte es als Gewissensbisse,

gemischt mit den Überresten seiner Wut.

Kurz bevor sie die Straße erreicht hatte, drehte Olivia sich noch einmal um, und wieder war Sam bestürzt über ihre Tränen. Offenbar hatte sie erheblich mehr davon vergossen, als er es für möglich gehalten hätte, schließlich war sie erst vor wenigen Sekunden davongestürmt. Es musste noch weit schlimmer sein, von jemandem angebrüllt zu werden, der für seine Höflichkeit bekannt war.

Er hatte es verbockt, Sam wusste es. Es war nicht fair, Leute einzulullen und ihnen ein falsches Gefühl von Sicherheit zu geben, indem man sich ach-so-milde und ansprechbar gab, und dann

dermaßen die Beherrschung zu verlieren.
»Olivia, kommen Sie zurück«, rief er.
Wäre sie nicht vor ein paar Jahren fast
an Krebs gestorben?

»Nein, ich komme nicht zurück!
Niemals!«, brüllte Olivia über den
Parkplatz. Eine Gruppe junger
Uniformierter, die gerade das Präsidium
verließen, taten ihr Bestes, sich ganz
natürlich zu geben. Sam wünschte, er
wäre unsichtbar. Musste sie es unbedingt
klingen lassen wie eine
Meinungsverschiedenheit zwischen
Liebenden? Es war keine »Ich-komme-
nie-wieder-zurück«-Situation. Nur
Sekunden vorher war Sam sicher
gewesen, dass es eine »Hören-Sie-auf-

mich-vor-dem-Präsidium-
anzuquatschen-wie-eine-Verrückte«-
Situation war.

»Ich sage Ihnen nichts. Gar nichts!
Eigentlich sollte es überhaupt nicht nötig
sein, dass ich irgendwas sage. Katharine
Allen war ein Kinderstar und wurde
später Grundschullehrerin. Sie sind doch
der große, wichtige Ermittler. Sie
sollten in der Lage sein, es selbst
rauszukriegen.« Damit marschierte sie
auf ihren unmöglich hohen Absätzen
davon.

Sam stieg in seinen Wagen und fuhr
schleunigst los. Nur weg von hier. Wie
hoch waren die Chancen, dass er sich
jetzt noch auf seine Arbeit konzentrieren

konnte? Null. Er hoffte, dass Ritchie Baker nichts dagegen hatte, seine Antworten mehrmals zu wiederholen. *Katharine Allen war ein Kinderstar. Später wurde sie Grundschullehrerin.*

Was zum Teufel sollte ihm das sagen, abgesehen von dem, was er bereits wusste?

Endlich, ein Vorwurf! Wenn das erfreut klingt, dann deshalb, weil ich erfreut bin. Vorwürfe sind immer gut, vom Standpunkt des Therapeuten aus betrachtet. Wir betrachten es als ein Zeichen dafür, dass wir einen Nerv getroffen haben, dass wir einer schmerzlichen Quelle der Angst, von Schuldgefühlen oder Scham zu nahe gekommen sind. Oder aber der Klient hat einen berechtigten Grund zur Klage. Versuchen wir herauszuarbeiten, was von beiden

zutrifft.

Amber wirft mir vor, dass ich rede, als wäre Kirsty völlig bedeutungslos, als wären Jo, Hilary und Ritchie die Einzigen, die in jener Szene am Heiligabend eine Rolle gespielt haben. So wie ich es erzählt habe, hätte Kirsty auch ein Möbelstück sein können. Es ist vielleicht lohnenswert, sich in Erinnerung zu rufen, dass Amber sich einmal einen ganz ähnlichen Vorwurf von Jo eingehandelt hat. Jo fand es gedankenlos und diskriminierend, dass Amber Kirsty nie frage, wie es ihr gehe, obwohl Kirsty eine solche Fragen unmöglich beantworten kann.

Eine absurde Unterstellung, und nach Ambers Tonfall zu urteilen, weiß sie selbst sehr gut, wie absurd ihr Vorwurf ist. Auch Zorn schwang mit. Sie hat mir bewusst ein verwirrendes Signal zukommen lassen.

Ein Witz? Eine Parodie auf Jos unvernünftige Anfeindung? Oder glaubt sie ernsthaft, es sei ein Beweis für meine Vorurteile gegenüber Behinderten, dass ich Kirsty nicht zu den Beteiligten an der »Verschwörung am Heiligabend« gerechnet habe, wie Amber das Treffen nennt?

Nach allem, was ich über sie gehört habe, würde ich vermuten, dass Kirsty geistig auf dem Niveau einer Zweijährigen ist, oder sogar noch weniger weit entwickelt, da die meisten Zweijährigen bereits ein wenig sprechen können. Sie können ihre eigenen Gefühle ausdrücken und bekommen mit, in welcher emotionalen Verfassung sich andere befinden. Kirsty kann weder sprechen noch auf das reagieren, was man ihr sagt.

Ich weiß nicht. Ich bin keine Expertin für geistige Behinderung, aber ich würde doch annehmen, man kann mit Sicherheit davon ausgehen, dass

Kirsty nichts von dem privaten Gespräch verstanden hat, das am Heiligabend stattfand, nachdem alle anderen zu Bett gegangen waren. Daher kann man auch kaum behaupten, dass sie an dem Gespräch teilgenommen hat, obwohl sie körperlich anwesend gewesen sein mag. Das macht sie nicht zu einem Möbelstück, sondern es ist eine realistische Einschätzung ihrer Beteiligung an dem Gespräch.

Trotzdem hat Amber in gewissem Sinne Recht. Da Kirsty geistig behindert ist und nicht im Besitz irgendwelcher Informationen sein kann, die uns helfen könnten, habe

ich sie ignoriert. Ich habe mich nicht so auf sie konzentriert wie auf die übrigen Charaktere des Little-Orchard-Dramas. Aber nun, nachdem man mich sozusagen direkt mit der Nase darauf gestoßen hat, kommen mir alle möglichen interessanten Ideen. Sie haben Kirsty sehr häufig erwähnt, Amber. Sie haben ständig auf sie Bezug genommen. Das war mir vorher nicht aufgefallen. Vorurteilsbeladen wie ich bin, nahm ich an, eine geistig Behinderte könne nicht wichtig sein.

In Little Orchard sagte William zu Ihnen, er habe Angst vor Kirsty, und bat Sie, es Jo gegenüber nicht zu

erwähnen. Um ihn aufzuheitern, schlugen Sie ein Spiel vor, die Suche nach dem verschwundenen Schlüssel. Die abgeschlossene Arbeitszimmertür ärgerte Sie. Ich würde mal vermuten, dass das verschlossene Zimmer zwischen Ihnen und Jo Thema war, lange bevor Sie den Schlüssel fanden und es zu dem großen Streit darüber kam, ob man ihn benutzen sollte oder nicht. Vielleicht haben Sie bereits kurz nach ihrer Ankunft darüber gesprochen, als sie sich im Haus umsahen. Möglich, dass Sie scherzhaft bemerkten, Sie würden gern mal einen Blick ins

Arbeitszimmer werfen, und Jo Ihnen Vorwürfe deswegen machte. Ja? Schön, und dann am zweiten Weihnachtstag nach dem Verschwinden und Wiederauftauchen von Jo, Neil und den Kindern, nachdem Jo erneut betont hatte, wie wichtig es sei, die Privatsphäre zu respektieren – diesmal ihre eigene –, hatten Sie genug. Scheiß auf die Privatsphäre. Sie wollten Antworten. Ich kann sehr gut verstehen, warum Sie so entschlossen waren, den Schlüssel zu finden, und wie wichtig es Ihnen gewesen sein muss. Aus diesem Grund frage ich mich: Warum haben Sie William

mitmachen lassen? Fünfjährige Jungen sind weder für Unauffälligkeit noch Diskretion bekannt. Mit William wuchs die Wahrscheinlichkeit, dass Jo herausfinden würde, was Sie vorhatten, und versuchen würde, Sie davon abzuhalten.

Aber so selbstsüchtig sind Sie nicht. Sie wussten, das Suchspiel würde William riesigen Spaß machen, und so gingen Sie das Risiko ein. Nicht weil Sie ihn aufmuntern wollten, wie Sie behauptet haben, jedenfalls nicht nur deswegen. Sie wollten ihn auch dafür belohnen, dass er zugegeben hatte, Kirsty unheimlich zu finden.

Bei unserer letzten Sitzung lag Ihnen sehr viel daran, mir von Dinahs Reaktion auf Kirsty zu erzählen. Dinah meinte, dass man unmöglich sagen kann, ob sie ein netter oder ein schrecklicher Mensch ist. Sie erklärten Dinah, dass diese Überlegungen keinen Sinn machen würden, wenn jemand so schwer behindert sei wie Kirsty. Aber Dinah überzeugte das nicht. Sie entgegnete, da Kirsty nicht sprechen könne, könne sie der netteste oder der gemeinste Mensch auf der Welt sein – das ließe sich nicht feststellen. Dinah fand außerdem, es sei ihr gutes Recht, misstrauisch

gegenüber Kirsty zu sein.

Sie betonten zweimal, wenn nicht sogar dreimal, dass Sie viel deutlicher hätten reagieren sollen, dass Sie Dinah hätten erklären sollen, dass es nicht in Ordnung sei, so über eine hilflose, harmlose Frau zu denken. Warum haben Sie nichts von alledem gesagt? Glauben Sie nicht, dass es wichtig ist, Kindern Mitgefühl zu lehren und ihre Irrtümer zu berichtigen?

Ich werde also in der dritten Person weitersprechen, da ich Sie nicht persönlich angreifen will. Ich stelle lediglich Fragen.

Amber hat erklärt, warum sie das für Dinah nicht korrigiert hat. Nach ihren jahrelangen Erfahrungen mit Jo schätzt sie es nicht, wenn jemand anderen Leuten sagt, was sie denken und wie sie empfinden sollen. Zudem liegen Dinah und Nonie ihr mehr am Herzen als irgendwelche Prinzipien. Sie wollte nicht, dass Dinah sich schuldig fühlte, weil sie zu einer Schlussfolgerung gelangt war, die einer Achtjährigen logisch erscheinen mag.

Doch das überzeugt mich noch nicht. Es ist durchaus möglich, einem Kind zu erklären, dass es sich im Irrtum

befindet, ohne Schuldgefühle in ihm auszulösen. Man sagt es, ohne wütend oder vorwurfsvoll zu klingen: »Ich kann verstehen, warum du das gedacht hast. Man kann sich da leicht irren.«

Wenn man die beiden Vorfälle zusammen betrachtet – Amber schlug William die Schlüsselsuche vor, unmittelbar nachdem er seine verbotene Angst vor Kirsty eingestanden hatte, und sie unterließ es, Dinahs Fehlschluss über die Implikationen von Kirstys Behinderung anzugehen –, scheint es mir ziemlich klar zu sein, dass Amber sich mit den Kindern

identifizierte, als sie diese Beobachtungen machten. Ich würde mal vermuten, dass Amber selbst verbotene Gedanken über Kirsty hegt, Gedanken, die ihr Schuldgefühle machen.

Es ist unwahrscheinlich, dass sie wie William Angst vor ihr hat. Sie wird Kirsty auch nicht im Verdacht haben, eigentlich böse zu sein, wie Dinah es tut. Also was ist es dann?

Amber hat einmal erwähnt, dass Jo ihren Bruder Ritchie als Baby der Familie bezeichnet, aber sie hat nicht erwähnt, wer die Älteste ist, Jo oder Kirsty. Ich würde tausend Pfund

darauf wetten – auch wenn ich sie nicht habe –, dass Kirsty das mittlere Kind ist, zwei, drei, vielleicht vier Jahre nach Jo geboren. Eine narzisstische Persönlichkeitsstörung wird durch ein schweres emotionales Trauma hervorgerufen, normalerweise um das Alter von drei Jahren herum: der Schock, wenn Geborgenheit oder Liebe einem plötzlich weggenommen werden, wie ein Teppich, der einem unter den Füßen weggezogen wird. Nach Kirstys Geburt, mal angenommen, sie wurde so geboren, wie sie ist, muss es einen ungeheuren Aufruhr der Gefühle in der Familie gegeben

haben. Dieses Trauma ist höchstwahrscheinlich die Ursache von Jos Narzissmus.

Kirsty kann nicht sprechen. Vermutlich versteht sie auch nicht viel. Sie ist so schwer behindert, dass die Gefahr besteht, dass die Leute sie behandeln, als wäre sie ein Möbelstück. Jo führte am Heiligabend ein privates Gespräch mit ihrer Ursprungsfamilie, so privat, dass ihr Mann Neil nicht daran teilnahm. Jo findet es normal, und ganz normal, sich bei einem Familientreffen mit der Mutter, dem Bruder und der Schwester gegen den eigenen Mann zu verschwören,

den sie allein zu Bett geschickt hat. Sie findet es ganz normal, Neil mitten in der Nacht aufzuwecken und von ihm zu verlangen, dass er mit ihr flieht, ohne ihm mitzuteilen, wovor sie fliehen. Die meisten Frauen vertrauen sich ihren Partnern an, Jo nicht. Wie alle Narzissten gehört sie zu den Kontroll-Freaks. Sie weiß, was sie will, und kann nicht zulassen, dass Neils Ansichten sie davon abhalten, ihre eigenen Bedürfnisse zu befriedigen.

Kirsty hingegen ... Wer könnte eine bessere Vertraute abgeben, von Jos Gesichtspunkt aus gesehen? Sie kann nicht widersprechen, sie kann

nichts ausplaudern. Bei Kirsty wird Jo keine Notwendigkeit sehen, zu lügen oder irgendetwas zu verbergen.

Ich werde mich mal weit aus dem Fenster lehnen: Amber hat Dinahs Irrtum über Kirsty nicht korrigiert, weil er ihren eigenen Gedanken gefährlich nahe kommt. Jedes Mal, wenn Amber Kirsty in die Augen sieht, fragt sie sich: *Was weißt du? Woher weiß ich, dass du nicht die Informationen hast, die ich gern hätte? Gut, du kannst nicht sprechen, aber wer weiß, was hinter diesen Augen vorgeht? Ich weiß ja*

nicht mal, was dir eigentlich fehlt.

Und dann wird Amber

Gewissensbisse haben, weil sie natürlich weiß, dass Kirsty gar nichts weiß.

Oder vielleicht schaut sie Kirsty an und denkt: *Du musst Dinge gesehen und gehört haben, die du verstehen und mir erzählen könntest, wenn du normal wärst.* In dem Fall würde Amber sich noch schuldiger fühlen. Man stelle sich nur vor, der armen Kirsty etwas übelzunehmen. Was für ein schrecklicher Mensch muss man sein, wenn man so etwas tut? Neidisch auf Kirsty zu sein, auf

jemanden, dem es so viel schlechter geht als einem selbst. Was ist nur mit mir los?, wird Amber sich denken.

Dabei ist es vollkommen verständlich. Sie erinnern sich, dass ich vorhin sagte, Ambers verzweifelter Wunsch zu erfahren, warum Jo, Neil und die Kinder damals verschwanden, müsse von irgendwas am Leben gehalten worden sein, von irgendeiner Kraft? Eine der möglichen Erklärungen, die ich vorschlug, war, sie könne überzeugt sein, jemand anderes kenne die Wahrheit, jemand, der weniger intelligent ist als sie.

Dieser Mensch ist Kirsty. Der Gedanke, dass Kirsty irgendwo in ihrem beschädigten Gehirn die geheime Information gespeichert hat, in Form von Daten, die sie durch Augen und Ohren aufgenommen hat, aber nie begreifen wird, macht Amber rasend. Denn sie, Amber, die fähig ist, zuzuhören und zu begreifen, steht draußen in der Kälte, eine Außenseiterin, die von nichts weiß.

Ich erwähnte vorhin auch, dass Amber vielleicht glaubt, Jo schulde ihr ein Geheimnis. Was bedeuten würde, dass Amber ihr irgendwann vor der Fahrt nach Little Orchard ein Geheimnis anvertraut hat – ein

wichtiges Geheimnis, würde ich mal vermuten. Narzissten geben sich oft charmant und verführerisch, um andere einzuwickeln. Damit wollen sie sicherstellen, dass sie jemanden zur Verfügung haben, wenn sie jemanden brauchen, auf den sie losgehen können. Es ist leicht möglich, dass Amber sich täuschen ließ und glaubte, sie könne Jo vertrauen, bevor sie sie besser kennenlernte.

Aber seitdem hat sie gelitten. Sie lässt sich Jos regelmäßige Gemeinheiten bieten, weil Jo etwas gegen sie in der Hand hat. Dieser Gedanke ist es, den sie nicht

ertragen kann, und deshalb steckt sie ihre ganze Energie in den Versuch, Rätsel zu lösen, die sich nicht lösen lassen, und es werden immer mehr. Ist es Ihnen aufgefallen? Mittlerweile gibt es bereits zwei. Kirsty kann unmöglich etwas wissen, und doch kann Amber den Verdacht nicht loswerden, dass sie etwas weiß. Amber hat die Worte »Lieb – Grausam – Liebgrausam« weder in dem verschlossenen Zimmer noch irgendwo anders in Little Orchard gesehen, und doch ist sie sich sicher, dass sie sie irgendwo in Little Orchard gesehen haben muss.

Wie ich schon sagte, ich habe nichts gegen unlösbare Rätsel, im Gegenteil, sie sind hochgradig bedeutsam. Sie sind das, was Sie davon abhält, Ihren persönlichen verschlossenen Raum zu betreten, Amber, und gleichzeitig weisen sie Ihnen den Weg hinein. Die Unlösbarkeit der Rätsel und das Ausmaß, in dem Sie diese Unmöglichkeit frustriert, zeigt, dass Ihr Unterbewusstsein Ihrem Bewusstsein signalisiert, dass es das nicht länger ertragen kann. Es muss hinaus ins Freie.

9

DONNERSTAG, 2. DEZEMBER 2010

»Du hast versprochen, es uns zu sagen, sobald wir im Auto sitzen«, meckert Dinah. »Jetzt sitzen wir im Auto, also musst du es uns sagen.«

»Das will ich ja, Dinah. Ich wollte es nur nicht tun, solange wir von Lehrern und ... ausgelassenen kleinen Mädchen in Schildkröten- und Hasenkostümen umringt waren.«

»Sie haben eine von Äsops Fabeln

geprobt«, erklärt Nonie. Im Auto riecht es nach Chlor. Donnerstags haben die beiden Schwimmen. Ihre Haare sind noch nass.

»Donnerstags holst du uns sonst nie ab. Sonst fahren wir immer mit dem Bus.«

Plötzlich erkenne ich, was so ungewöhnlich daran ist, wie ich mich fühle. Ich habe die Energie, die ich für dieses Gespräch brauche. Als Simon Hilarys Haus wieder verlassen hatte, legte ich mich aufs Sofa und meldete mich bei der Welt ab. Als ich zweieinhalb Stunden später erwachte, um drei Uhr nachmittags, klarer im Kopf als seit anderthalb Jahren, wusste ich, dass ich nach Little Orchard fahren

musste.

Unbedingt. Ich muss da wieder hin.

»Wir fahren nach Surrey, in ein Haus«, erkläre ich Dinah und Nonie. »Es ist ein Abenteuer.« Schnee fällt auf das Auto. Es hat gerade angefangen zu schneien, aber es sind dünne Flocken, die mich nicht aufhalten werden. Ich weiß nicht, ob irgendwas mich in dieser Stimmung, in der ich mich gerade befinde, aufhalten könnte. Ich würde riesige Felsbrocken aus dem Weg räumen, wenn das notwendig wäre, um nach Little Orchard zu gelangen. Ich habe mir nicht gestattet, darüber nachzudenken, warum das so ist. Es ist mir auch egal.

»Aber die Stunde wäre sowieso in fünf Minuten zu Ende gewesen«, protestiert Dinah. »Wenn du uns früher aus der Schule holen wolltest, warum bist du nicht früher gekommen, damit wir eine ganze Stunde verpassen?«

»Ich bin so früh gekommen, wie ich konnte«, versichere ich. *Und ich habe Kekse mitgebracht.*

»Was für ein Haus in Surrey und warum?«, will Nonie wissen. Eine verständliche Frage.

»Es heißt Little Orchard. Es ist ein Ferienhaus, wie das, in dem wir im Sommer waren, in Dorset. Luke und ich waren mal für ein Wochenende da, es ist

schon Jahre her.«

»Und du hast es gemietet?«

»Gibt es ein Trampolin?«, erkundigt Dinah sich wachsam, als müsse sie damit rechnen, dass ich dieses entscheidende Kriterium übersehen habe. »Kommt Luke später nach?«

»Nein, wir werden nicht dableiben. Ich muss nur etwas mit der Eigentümerin besprechen.« Die höchstwahrscheinlich gar nicht dort sein wird. *Und was willst du machen, wenn sie nicht da ist? Einbrechen?*

»Auf der Rückfahrt halten wir irgendwo an und essen was Schönes.« Ich

versuche, es nach Spaß klingen zu lassen. Mir ist bewusst, dass ich die Mädchen für vier Stunden Langeweile im Auto entschädigen werden muss.

»Morgen muss ich unbedingt zur Schule«, sagt Dinah. »Wir haben die erste richtige Probe von *Hektor und seine zehn Schwestern*.«

»Du wirst sie nicht verpassen«, verspreche ich.

Ein paar Sekunden später bemerke ich, dass hinter mir geflüstert wird – es klingt nach Streit, nicht nach Verschwörung. Dinah und Nonie müssen dringend lernen, wie man lautlos mit den Lippen Worte formt. Ich lausche dem

Gezischel und stelle mir die Mienen und die hektische Gestik dazu vor, die ich nicht sehen kann. Wie immer weiß ich die Mühe zu schätzen, die die Mädchen sich meinerwegen machen.

Normalerweise versuchen sie, mich zu beschützen und nicht sich selbst, wenn sie sich so aufführen. Schließlich platzt Dinah heraus: »Die Besetzungsliste für *Hektor* hat sich geändert. Zwei Mädchen, die Hektors Schwestern sein sollten, sind nicht mehr dabei. Aber dafür habe ich ihnen sogar noch bessere Rollen im nächsten Stück versprochen, das ich schreiben werde. Obwohl ich kein weiteres Stück mehr schreiben werde, es ist dermaßen stressig. Aber das wissen sie ja nicht. Jedenfalls, jetzt

ist alles geregelt und jeder ist einverstanden, also ist alles bestens.«

Ich erkenne Schönfärberei, wenn ich sie höre.

»Du kannst ihnen doch keine Hauptrolle in einem Stück versprechen, das du nie schreiben wirst.« Nonie seufzt. »Ich werde es schreiben müssen, wenn du es nicht tust. Es wird nicht gut werden. Ich schreibe einfach irgendwas, damit sie mitspielen können.«

»Schreib das schlechteste Stück, das es gibt«, rät Dinah. »Sie haben nichts Besseres verdient, nachdem sie ...«

»Dinah!« Nonie klingt verängstigt.

»Nachdem sie was?«, frage ich.

»Nichts«, erklärt Dinah entschieden.

Soll ich darauf bestehen, dass sie es mir sagt? Wie schlimm kann es schon sein? Oder vielleicht lautet die Frage, die ich mir stellen sollte: Wie überzeugend könnte ich im Augenblick so tun, als wäre ich an den

Meinungsverschiedenheiten von Achtjährigen interessiert? Ich werde später nachhaken. Oder auch nicht.

Vielleicht ist es in Ordnung und keineswegs nachlässig von mir, wenn ich davon ausgehe, dass Dinah nicht dazu übergegangen ist, weniger zufriedenstellende Ensemblemitglieder im Umkleideraum festzubinden und sie

mit Springseilen zu verprügeln.

»Was musst du in diesem Haus abklären?«, fragt Nonie geduldig. Sie würde selbst dann nicht ungeduldig werden, wenn sie tausendmal fragen müsste.

»Warum rufst du die Eigentümerin nicht an oder mailst ihr?«, regt Dinah an.

»Niemand fährt den ganzen Weg nach Surrey, nur um irgendwas zu klären. Du sagst uns nicht die Wahrheit. Wieder einmal.«

»Dinah!«, murmelt Nonie.

»Ist schon okay, Nones. Sie hat Recht. Ihr habt es verdient, die Wahrheit zu

erfahren.«

»Endlich!«, ruft Dinah. »Sie wird aufhören, uns wie dumme kleine Kinder zu behandeln.«

Ich weiß nicht genau, wo ich anfangen soll. »Es gibt im Augenblick sehr viel, das ich nicht verstehe«, sage ich.

»Jemand hat unser Haus angezündet. Ich weiß nicht, wer oder warum ...«

»Und wir wissen nicht, wer unser altes Haus angezündet hat«, sagt Nonie sachlich. »Mamas Haus.« Wenn sie Sharon erwähnt, ist die Traurigkeit in ihrer Stimme ausgeprägter. Vor Sharons Tod klang ihre Stimme nie traurig. Dinah war immer schon herrschsüchtig, aber

jetzt ist eine stählerne Härte an ihr, die vorher nicht da war. Ich blinzele die Tränen fort, die jetzt wenig hilfreich sind. Es bringt Sharon nicht zurück, wenn ich darüber nachsinne, auf welche Weise wir uns alle durch ihren Tod verändert haben.

»Ich habe das Gefühl, als wüsste ich gar nichts«, versuche ich den beiden Mädchen zu erklären. »Ich muss ein paar Antworten finden. Je mehr ich weiß, desto sicherer werden wir alle sein.« Ich hoffe, dass das wahr ist, und versuche, nicht darüber nachzudenken, wie leicht meine Behauptung das Gegenteil der Wahrheit sein könnte.

»Soll nicht eigentlich die Polizei die

Antworten finden?«, fragt Nonie.

»Die taugen nichts«, meint Dinah. »Sie hatten jetzt zwei Jahre Zeit, herauszufinden, wer Mama umgebracht hat, und sie wissen es immer noch nicht.«

Das ist ein großer Schritt vorwärts, und ich weiß, das habe ich DC Colin Sellers zu verdanken. Er war einfach phantastisch gestern Nacht. Dinah und Nonie mochten ihn beide. Er hat sie zum Lachen gebracht und nicht versucht, sie unter Druck zu setzen, um an Informationen zu kommen. Lange konnte keine von beiden das Wort »Polizei« auch nur aussprechen.

Ich denke an Simon Waterhouse. Ich will den beiden Mädchen erzählen, dass jetzt ein besserer, klügerer Ermittler sich dafür interessiert, was mit Sharon passiert ist, aber ich habe Angst, ihnen falsche Hoffnungen zu machen.

Ich fahre mit meiner Erklärung fort, die ebenso für mich selbst gedacht ist wie für die Kinder. »Heute Morgen habe ich versucht, Little Orchard zu mieten – ich dachte, wir könnten vielleicht irgendwann übers Wochenende hinfahren. Die Eigentümerin teilte mir mit, das Haus sei nicht mehr zu vermieten, aber ich glaube ihr nicht. Sie behauptete, sie würde jetzt mit ihrer Familie dort leben. Ich will überprüfen,

ob das stimmt. Wenn es nicht stimmt, will ich wissen, warum sie mich angelogen hat. Vielleicht war sie ja unzufrieden damit, wie wir das Haus bei unserem letzten Aufenthalt zurückgelassen haben, das ist die einzige Erklärung, die mir einfällt, oder aber ... Ich weiß nicht. Aber ich will versuchen, es herauszufinden.« Ich hoffe, ich habe ihnen nicht zu viel erzählt. Was würde Luke von der ganzen Sache halten?

Er würde finden, dass es ein verrückter Plan ist, so überstürzt nach Little Orchard zu fahren. Deshalb hast du ihn auch nicht angerufen, bevor du losgefahren bist, sondern hast ihm stattdessen einen Zettel hingelegt. Du

wusstest, du würdest längst in Surrey sein, wenn er von der Arbeit nach Hause kommt und den Zettel findet.

»Oh nein!«, stöhnt Nonie.

»Was ist los, Nones?«

»Es wird peinlich werden. Und furchtbar. Ich will nicht, dass du dich mit jemandem streitest.«

»Was, mit irgendeiner grässlichen Person, die gelogen hat und gesagt hat, wir dürften ihr Haus nicht haben?«, widerspricht Dinah. »Mit der würde *ich* mich gern streiten.«

»Niemand wird sich mit

irgendjemandem streiten«, erkläre ich und hoffe, dass ich dieses Versprechen halten kann. Was ist, wenn Veronique Coudert etwas dagegen hat, dass ich ohne Vorwarnung vor ihrer Tür stehe? Es ist unwahrscheinlich, dass sie die Tür aufreißen und mich mit offenen Armen willkommen heißen wird.

Das Schneetreiben ist dichter geworden, aber noch bleibt der Schnee nicht liegen. Alles ist gut, die Straßen sind grau, nicht weiß. Auf dem Weg zur Schule habe ich das Autoradio ausgeschaltet, als eine selbstgefällige Männerstimme mir riet, keine unnötigen Autofahrten zu unternehmen. Nie war etwas, das ich getan habe, notwendiger als das, was ich

jetzt tue. Ob die Leute, die bei dem Versuch ertrinken, ihren Hund aus eisigem Wasser zu retten, sich auch so fühlten, bevor sie das törichte Risiko eingingen, das ihrem Leben ein Ende setzte? Ich habe es oft in der Nachrichten gehört und mir gedacht: »Was für Idioten.«

»Also ... du willst herausfinden, warum diese Frau nicht will, dass du wieder in ihrem Haus wohnst?«, fragt Nonie.

»Stimmt.«

»Aber ... es hat also gar nichts mit dem Feuer gestern Nacht zu tun, oder mit Mamas Tod?«

Ich mache den Mund auf, um zu bestätigen, dass es da keine Verbindung gibt, und stelle fest, dass es nicht geht. Die Wörter und meine Zunge wollen nicht miteinander kooperieren. »Die Frage kann ich nicht beantworten, Nones«, sage ich. »Ich weiß es einfach nicht.«

»Aber wie sollte es irgendwas damit zu tun haben?«, beharrt sie.

Ja, wie sollte das möglich sein?

Die Antwort hat etwas mit drei Wörtern zu tun: »Lieb – Grausam – Liebgrausam«. Wenn ich diese Wörter irgendwo in Little Orchard gesehen habe und sie deshalb in der Hypnose

aussprach, unmittelbar nachdem ich an Weihnachten 2003 gedacht hatte, wenn der Mörder von Katharine Allen sie in ihrer Wohnung auf einen Notizblock schrieb und dann die Seite abriss und mitnahm, wenn jemand sich dazu inspiriert fühlte, mein Haus anzuzünden, weil die Polizei mich zu dem Fall befragt hatte. Wenn Feuer die Verbindung zwischen der Brandstiftung gestern Nacht und dem Mord an Sharon darstellt ...

Es sind zwei Wörter. Lieb – Grausam – Liebgrausam. Das sind zwei Wörter, nicht drei.

»Amber?«, sagt Dinah.

»Mm?«

»Warum hast du Lieb – Grausam –
Liebgrausam auf die Zeitung
geschrieben?«

Theaterautorin und Gedankenleserin.

Kann ich es erklären, ohne Katharine
Allen zu erwähnen? Ich will nicht, dass
Dinah und Nonie noch einen weiteren
Mord in ihren Köpfen haben.

»Hat es irgendwas mit uns zu tun?«, fragt
Nonie. »Wenn ja, musst du es uns
sagen.«

Direkt vor uns ist ein Rastplatz. Ich finde
einen Platz zwischen zwei geparkten

Lastwagen. Als ich mich umdrehe, sehe ich Angst auf den Gesichtern der beiden Mädchen und fühle mich schuldig, weil ich ihnen so viel von meiner Unsicherheit mitgeteilt habe. *Und jetzt wirst du es wieder tun.* Ich strecke ihnen meine Hand entgegen. Nonie drückte sie. Dinah mustert meine Hand, berührt sie aber nicht. »Es hat absolut nichts mit euch zu tun, ich verspreche es. Ihr habt keinen Grund, euch deshalb Sorgen zu machen. Alles wird gut. Ich erinnere mich, die Wörter irgendwo gesehen zu haben, aber ich kann mich nicht erinnern wo. Ich dachte, wenn ich sie aufschreibe und sie mir ansehe, könnte das meinem Gedächtnis auf die Sprünge helfen, aber das hat es nicht. Bislang jedenfalls.«

»Ist es wichtig?«, fragt Nonie.

»Sie weiß es doch nicht«, erklärt Dinah in betont gelangweiltem Ton. »Es könnte wichtig sein.«

»Richtig. Es könnte wichtig sein«, bestätige ich. »Tut mir leid, Dines. Ich weiß, es ist frustrierend. Auch für mich.«

Sie wendet sich ab und starrt aus dem Wagenfenster auf die Autos, die mit sechzig Meilen pro Stunde vorbeisausen. »Schön«, sagt sie. »Fahren wir jetzt zu diesem Haus oder nicht?«



In Cobham, Surrey, hat es nicht geschneit. Aber geregnet. Als wir von der Autobahn abgefahren waren, tropften die baumgesäumten Straßen und Landsträßchen überall vor Nässe. Trotz der Kälte öffnete ich das Wagenfenster und atmete die feuchte Luft ein, die anders riecht als die Luft im Culver Valley.

Das Haus hat eine neue Eingangstür – dunkelrot statt schwarz, ohne eingesetzte Buntglasscheiben –, aber ansonsten sieht es noch genauso aus wie vor sieben Jahren. Nicht Little Orchard hat sich verändert, sondern ich. Als ich 2003 hier war, hatte ich keinerlei Schwierigkeiten zu akzeptieren, dass ich

und meine Umgebung real waren, dass wir Teil derselben Szene waren. Heute fühle ich mich losgelöst, als würde mein Bild das der Landschaft überlagern. Egal, wie oft ich mir sage, dass ich tatsächlich hier bin, das Wissen weigert sich, in meinen Geist einzudringen und Teil dessen zu werden, was ich als gegeben hinnehme.

Ich bin hier. Wir sind hier.

Mein Auto ist nicht das einzige, das auf dem gekiesten Vorplatz steht. Dicht vor dem Haus parkt ein blauer Honda Accord.

»Ist es das?«, fragt Nonie. »Das ist ja riesig. Warum brauchtet ihr ein so

großes Haus, du und Luke? Wart ihr mit Freunden hier?«

Ich widerstehe dem Drang, ehrlich zu sein und zu sagen, dass ich keine Ahnung habe, mit wem ich hier war. Jo, Neil, Hilary, Kirsty, Ritchie, Sabina, Pam, Quentin. Was wusste ich 2003 schon über irgendeinen dieser Leute? Was weiß ich jetzt über sie?

»Da ist ein Trampolin!« Vor lauter Begeisterung klingt Dinah wie ein Kind – ungewöhnlich für sie. »Eins von den großen, wie das von William und Barney!«

»Es sieht aus wie das eines Lateinlehrers«, sagt Nonie.

»Das Trampolin?«, höhnt Dinah.

»Nein, das Haus. Hier könnte ein freundlicher alter Lateinlehrer wohnen. Er hat ein großes Arbeitszimmer mit einem offenen Kamin und trägt Pantoffeln, und er bittet die Schüler in sein Arbeitszimmer und spricht ihre Hausaufgaben mit ihnen durch.«

»Du beschreibst Mr Andrews aus der Oberstufe«, bemerkt Dinah. »Der wohnt hier nicht. Wie sollte er zur Schule kommen?«

»Ich stelle mir eben vor, dass er in einem solchen Haus wohnt. Mit einer Katze. Ganz bestimmt keinem Hund.«

»Warum keinem Hund?« Ich kann nicht widerstehen, ich muss nachfragen.

»Es ist ein Haus für Katzen.«

»Was ist denn unser Haus?«, erkundige ich mich.

»Abgebrannt«, sagt Dinah.

»Überhaupt kein Haus für Haustiere.«

»Gute Antwort, Nones«, sage ich und bin erleichtert, dass ich das wahre Wesen meines Hauses nicht verfremden muss, indem ich es mit Sumpfschildkröten oder Wüstenspringmäusen fülle. »Also, Kinder, ich möchte, dass ihr beide hier

wartet. Es wird nicht lange ...«

»Nein!«, protestiert Dinah. »Du lässt uns nicht im Auto zurück, auf keinen Fall!«

»Wir könnten ja auf dem Trampolin springen«, schlägt Nonie vor. »Wir ziehen auch die Schuhe aus.«

»Sie wird nein sagen«, warnt Dinah.

»Richtig. Du kannst am Wochenende auf dem Trampolin von William und Barney springen, wie jedes Wochenende.«

»Aber ich will auf dieses.«

»Also schön, ihr könnt mit mir zum Haus kommen und euch ein bisschen die Beine

vertreten.«

»Und uns den Streit anhören!« Dinah reibt sich erwartungsvoll die Hände.

Wir steigen aus und stehen in der kalten, feuchten Abendluft. Es ist sechs Uhr abends und so finster wie um Mitternacht. Ich fege die Krümel von den Schuluniformen der Mädchen. Ich weiß, dass welche da sind, obwohl ich sie nicht sehen kann. »Was wirst du sagen?«, flüstert Nonie, als wir uns der Haustür nähern.

»Hör zu und du wirst es herausfinden«, teilt Dinah ihr mit, und ich bin dankbar, dass sie für mich antwortet. In Gedanken spreche ich bereits mit Veronique

Coudert. Ich will mich nicht durch ein anderes Gespräch davon ablenken lassen.

Ich drücke auf die Klingel und warte. Das Haus ist groß. Es könnte eine Weile dauern, bis sie zur Tür kommt, wenn sie gerade hinten ist.

»Wenn niemand zu Hause ist, können wir ja auf das Trampolin«, bemerkt Dinah.

»Irgendjemand ist hier«, sage ich. »Der Besitzer dieses Autos da.« Ich deute auf den Honda.

»Vielleicht haben sie das Auto hier stehen lassen, damit Einbrecher denken,

dass jemand zu Hause ist, obwohl gar keiner da ist«, sagt Nonie.

Ich drücke erneut auf die Klingel, bin aber zu ungeduldig, um lange zu warten. »Versuchen wir es hinten«, sage ich. Als wir 2003 hier waren, haben wir immer nur die Hintertür benutzt. Ich kann mich nicht an irgendwelche Diskussionen darüber erinnern, warum das so war, aber irgendeinen Grund muss es gehabt haben. Vielleicht gehört Little Orchard zu den Häusern, bei denen nie jemand die Vordertür benutzt. Jo muss das gewusst haben. Veronique Coudert wird es ihr gesagt haben.

Habe ich durch mein Klingeln an der Vordertür signalisiert, dass ich hier

fremd bin – jemand, der Little Orchard nicht gut kennt, dem nicht zu trauen ist?

Dinah und Nonie folgen mir, als ich ums Haus herumgehe. Das Geräusch ihrer Schritte auf dem Kies ist tröstlich, ein leises, unregelmäßiges Knirschen hinter mir. Hier hat sich nichts verändert. Der Garten ist immer noch in Stufen angelegt, in Treppenform, jede Stufe eine perfekte Rasenfläche mit einer ordentlichen Backsteinkante. In der Küche und in einem der Schlafzimmer brennt Licht.

Das Handy in meiner Jackentasche klingelt. Mist. Das wird Luke sein. Ich will im Augenblick nicht mit ihm reden, aber ich weiß, wie besorgt er sein wird,

wenn ich nicht rangehe. »Hallo«, melde ich mich. »Im Moment ist es gerade ungünstig.«

»Amber, was ist los? Du fährst mit den Kindern nach Little Orchard? Warum?«

»Wir sind gerade angekommen«, erkläre ich. »Alles ist bestens. Wir reden später, ja?«

Ohne eine Antwort abzuwarten, schalte ich das Handy aus und werfe es in meine Handtasche.

»Damit wird er sich nicht zufriedengeben«, stellt Dinah sachlich fest.

»Vermutlich nicht«, bestätige ich.

Ich klopfe an die Küchentür. Eine schwarzhaarige Frau mittleren Alters öffnet. Sie trägt einen blaugrün gemusterten Baumwollkaftan und ausgebleichene Jeans, an den Füßen hat sie rosa Flip-Flops. In der rechten Hand hält sie ein gelbes, graugesprenkeltes Staubtuch. Erst wirkt sie ängstlich, aber dann entdeckt sie die Kinder und lächelt. »Hallo«, sagt sie. »Kann ich Ihnen helfen?« Nach ihrem Akzent zu urteilen, ist sie nicht von hier.

»Veronique Coudert?«

»Nein. Wer sind Sie? Ich haben Sie nicht erwartet, ich habe niemand

erwartet. Niemand hat mir gesagt. Haus ist nicht fertig.« Spanierin wahrscheinlich, oder Portugiesin.

»Ich bin Amber Hewerdine. Ist Veronique Coudert zu Hause?«
Natürlich nicht. Wie viele Eigentümer von Ferienhäusern tauchen schon auf, um zuzuschauen, wie die Putzfrau die Bettwäsche wechselt und die Mülleimer leert, nachdem die Gäste abgereist sind?
»Oder ... können Sie mir sagen, wo ich sie finden kann?« Wenn sie jetzt sagt, in Paris, breche ich in Tränen aus. Ich bin den ganzen Weg von Rawndesley hergefahren. Die Kinder stehen geduldig hinter mir und wünschen sich, sie könnten im Stockfinstern auf einem

verbotenen Trampolin herumspringen.

Bitte. Ich bete, dass die Putzfrau spüren wird, wie katastrophal es für mich wäre, ohne neue Informationen nach Hause zu fahren.

»Veronique Coudert? Wer ist das? Ich kennen sie nicht.«

»Die Eigentümerin von Little Orchard«, sage ich.

»Nein.« Die Putzfrau schüttelt den Kopf.

»Den Namen kenne ich nicht. Das ist nicht das Haus von Veronique Coudert. Vielleicht falsches Haus?«

»Das ist doch Little Orchard«, entgegne ich, das alles fühlt sich unwirklich an.

Mir ist klar, dass Dinah und Nonie mir am liebsten hundert Fragen stellen würden. »Sind Sie ... ist das Ihr Haus?«

»Nein, ich bin die ... wie sagt man? Die Putzfrau. Ich bin Orianna.«

»Wie heißt die Eigentümerin des Hauses?«

Sie weicht zurück, als ich über die Schwelle stolpere, ohne es beabsichtigt zu haben. Ich brauche unbedingt Antworten, und das macht mich ungeschickt. Die Küche sieht noch genauso aus wie 2003, nur dass Jo nicht darin steht. Ich stelle fest, dass ich auf die Kiefernanzichte starre. Ich kann nicht erkennen, ob der Nagel noch aus der

Rückwand ragt, ob der Schlüssel zu dem abgesperrten Zimmer noch dort hängt, wo er vor sieben Jahren hing.

Ich könnte Orianna zur Seite schieben und ...

Nein. Nein, auf keinen Fall. Habe ich deshalb die Kinder mitgebracht? Damit mir nichts anderes übrigbleibt, als mich verantwortungsbewusst zu verhalten? »Wem gehört das Haus?«, wiederhole ich meine Frage.

»Ich ... wer sind Sie? Warum Sie stellen diese Fragen?« Orianna weicht noch etwas weiter zurück, obwohl ich mich nicht von der Stelle gerührt habe.

Ich nenne ihr erneut meinen Namen. »Ich möchte nur eine Antwort auf diese eine Frage, dann gehe ich«, sage ich. »Wem gehört dieses Haus?«

»Ich hätte gern, dass Sie jetzt gehen, bitte«, sagt sie.

»Was kann es schon schaden, wenn Sie mir sagen, wem das Haus gehört?«

»Ich kenne Sie nicht. Ich haben Sie noch nie gesehen.« Sie zuckt die Achseln.

»Sie kommen hierher, ich Sie nicht erwartet ...«

»Sie hat Angst«, flüstert Nonie.

Pech für sie. »Der Name Veronique

Coudert sagt Ihnen also gar nichts?«

Sie schüttelt den Kopf. »Ich muss gehen. Tut mir leid.« Sie macht mir die Tür vor der Nase zu. Ich höre, wie sie den Schlüssel im Schloss umdreht.

»Wollt ihr immer noch auf das Trampolin?«, frage ich die beiden Mädchen. Wenn Orianna das nicht passt, wenn sie uns loswerden will, muss sie nur meine Frage beantworten. Oder die Eigentümerin herholen – noch besser.

»Das können wir nicht«, sagt Nonie, als wäre sie die Erwachsene, die auf zwei Kinder aufpassen muss. »Das wäre nicht fair der Frau gegenüber. Sie hat Angst vor uns. Sie will, dass wir gehen.«

Ich nicke. »Also gut, dann kommt.
Zurück zum Auto.« Trotzdem rühre ich mich nicht von der Stelle. Ich kann an nichts anderes denken als an den Schock, den ich gerade erlebt habe. Wie ist es möglich, dass Orianna den Namen Veronique Coudert nicht kennt? Was soll das bedeuten?

Nonie stößt Dinah mit dem Ellbogen in die Rippen. »Sag es ihr«, verlangt sie.
»Du musst. Ich hasse das.«

»Hör auf damit! Das tat weh!«

»Was hasst du? Was soll sie mir sagen?«

»Oder ich tue es«, droht Nonie.

»Sie hat doch selbst gesagt, dass es vielleicht gar nicht wichtig ist!«

»Dinah, du sagst es mir besser.« Ein seltsamer Energiestrom fließt durch meinen Körper. Ich glaube, es ist Angst. Am liebsten würde ich davonlaufen, aber das geht nicht. Ich habe die beiden einzigen Menschen auf der Welt bei mir, denen ich niemals, unter gar keinen Umständen, davonlaufen würde.

»Lieb – Grausam – Liebgrausam«, sagt Dinah sachlich. »Es ist keine große Sache, nur ... ich weiß, was es bedeutet.«

»Was?!« Ich packe sie und ziehe sie zu mir heran. Mein Herz fühlt sich an, als

würde es eine steile Treppe
herunterpoltern, die kein Ende nimmt.
»Was meinst du damit? Du kannst doch
nicht ... wie kannst du wissen, was es
bedeutet?«

»Ich habe es mir ausgedacht«, sagt sie.

Wussten Sie, dass das Haus in der Psychotherapie als Metapher für das Ich oder Selbst gilt? Jo versucht, Leute in ihr Haus zu stopfen und sie dort festzuhalten, weil sie fürchtet, dass in ihrem Kern nichts als Leere ist. Amber machte es wütend, in Little Orchard nicht die Tür zum Arbeitszimmer aufreißen zu können, um zu enthüllen, was sich darin befand. Sie ist ein Mensch, der großen Wert auf Wahrheit und Integrität legt und sich gegen ihren

Willen zum Lügen gezwungen sieht.

Und Simon fühlt sich mit jeder Sekunde unbehaglicher. Er brennt darauf zu erfahren, ob auch nur ein Fitzelchen Wahres an dem ist, was ich sage. Dass Amber beschlossen hat, uns eine ganze Reihe von wichtigen Informationen vorzuenthalten, ist auch wenig hilfreich. Es handelt sich hier um drei Vorgänge: Verdrängung, Leugnung und Geheimhaltung. Amber, es gibt vieles, was Sie uns bewusst verschweigen, aber das bedeutet noch lange nicht, dass Sie selbst alle Fakten kennen. Ein Teil von dem, was wir wissen müssen, ist in Ihrem

Kopf verborgen, aber Sie haben keine Ahnung, dass es da ist. Anderes wissen Sie, obwohl Sie versuchen, so zu tun, als stimme das nicht. Deshalb sind Sie auch so stolz auf die Geheimnisse, die Sie auf bewusster Ebene bewahren. Sie glauben, wenn Sie diese Geheimnisse für sich behalten können, hat auch das Übrige keine Chance, ans Licht zu kommen.

Und doch sind Sie hier, weil es Dinge gibt, die Sie erfahren wollen. Ja sie haben sogar einen Ermittler von der Polizei mitgebracht. Ich glaube, Sie stellen sich selbst die falschen Fragen, und deshalb

bekommen Sie keine Antworten. Was Sie sich fragen sollten, ist, was macht mir so panische Angst, dass ich es nicht wissen will? Was will ich nicht preisgeben?

Vorhin wollten Sie wissen, ob die verdrängten Erinnerungen meiner Klienten während einer Sitzung an die Oberfläche kommen, oder ob sie hier ankommen und sagen: »He, seit unserer letzten Sitzung sind ein paar neue Erinnerungen aufgetaucht!« Die Art, wie Sie die Frage formulierten, ließ keinen Zweifel daran, dass Sie beide Möglichkeiten absurd fanden. Ich habe Ihnen die Frage wahrheitsgemäß beantwortet. Die

überwältigende Mehrheit der Klienten erfährt ihre Durchbruchmomente hier, unter Hypnose.

Sie waren skeptisch. Warum das so sei, fragten Sie. Bestimmt könne eine Erinnerung doch zu jedem beliebigen Zeitpunkt aus dem Unbewussten aufsteigen und ins Bewusstsein treten? Ja, sagte ich, theoretisch schon, aber viele verdrängte Erinnerungen sind schmerzlich. Die Menschen wissen, dass sie hier sicher sind. Sie wissen es bewusst und unbewusst. Sie werden eher zulassen, dass ein verdrängtes Trauma in einem

sicheren Umfeld wieder auftaucht und nicht etwa zu Hause, wenn sie allein sind, oder morgens auf dem Weg zur Arbeit.

Als ich Ihnen das erklärte, schauten Sie mich erstaunt an, und dann erzählten Sie mir etwas über sich. Sie könnten sich nicht vorstellen, dass man sich in der Beziehung zu mir oder zu irgendeinem anderen Therapeuten sicherer fühlen könne als eingesperrt im eigenen Kopf, allein. Sie denken immer noch, dass Ihr Geheimnis oder Ihre Geheimnisse für Ihre Sicherheit sorgen, aber das Gegenteil ist der Fall. Wie beschämt oder schuldig

Sie sich auch fühlen mögen, Sie werden sich besser fühlen, wenn Sie es herauslassen und mit den Folgen leben.

Ich kann Ihnen nicht vorwerfen, dass Sie mir nicht vertrauen. Menschen, die jahrelange Misshandlung von einem Narzissten erduldet haben, fällt es schwer, sich selbst und anderen zu vertrauen. Sie haben selbst gesagt, dass Sie meistens versuchen, Jo alles recht zu machen. Um Angriffe zu vermeiden, konzentrieren Sie sich ausschließlich auf Jos Bedürfnisse, wenn Sie mit ihr zusammen sind, was Sie zur Co-Narzisstin macht. Sie nehmen es Jo

übel, dass sie Sie in diese Rolle zwingt, und Sie nehmen es sich selbst übel, dass sie dabei mitspielen, was sie misstrauisch gegenüber narzisstischen oder co-narzisstischen Tendenzen macht.

Bevor Sie mir sagen, was ich wissen will – und denken Sie daran, Sie sind die Einzige, die darunter leidet, wenn Sie es nicht tun –, muss ich bestimmte Prüfungen bestehen. Ich muss Ihnen beweisen, dass ich keine Narzisstin wie Jo bin, dass Sie bei mir Ihren Gefühlen Ausdruck verleihen können, dass ich zuhören kann, ohne Sie zu verurteilen oder Ihnen vorzuschreiben, wie Sie

empfinden sollten. Ich hoffe, das habe ich mittlerweile bewiesen. Aber offensichtlich reicht das noch nicht. Ich muss auch beweisen, dass ich keine Co-Narzisstin bin – indem ich Sie herausfordere, Sie nicht mit allem durchkommen lasse. Aus diesem Grund mag mein Verhalten sprunghaft oder unberechenbar erscheinen, denn ich versuche gleichzeitig, beide Bedürfnisse zu befriedigen, bin in der einen Minute provozierend, in der nächsten einfühlsam.

Es ist eine riskante Strategie. Wenn ich Sie verwirre, wenn Sie nie wissen, welche Verhaltensweise Sie

als Nächstes von mir zu erwarten haben, besteht die Gefahr, dass Sie mich fälschlicherweise für eine zweite Jo halten.

Ein Therapeut sollte seine Karten nicht auf diese Weise offenlegen. Ich sollte nicht wichtigtuerisch mit Diagnosen vor Ihrer Nase herumwedeln oder Sie mit geschlossenen Augen und einem selbstzufriedenen Lächeln auf dem Gesicht daliegen lassen, während ich die ganze Arbeit mache. Ich sollte Ihnen nicht all meine gewieften Taktiken verraten. Warum tue ich es also? Ich versuche, Sie zu beeindrucken. Simon hat Sie bei

Ihrem ersten Treffen beeindruckt, so sehr, dass Sie bereit sind, sich diesem Martyrium zu stellen, um ihm zu helfen, seinen Mordfall aufzuklären. Wenn ich Ihnen mit meiner psychoanalytischen Brillanz imponieren und Sie davon überzeugen kann, dass ich glaubwürdig und potentiell nützlich bin, wird das große Neonschild in ihrem Kopf, auf dem die Worte »Ich darf es Ginny nicht sagen« blinken, sich vielleicht ausschalten, und Sie werden mir sagen, was Sie bisher zurückgehalten haben. Ihr Unbewusstes wird das Signal erhalten, dass das Warnschild

ausgeschaltet wurde, was die
Wahrscheinlichkeit vergrößert, dass
...

Was ist?

Amber? Was ist? Ist Ihnen etwas
eingefallen?

10

2. 12. 2010

Simon stand vor dem Haus von Jo und Neil Utting, als sein Handy zu vibrieren begann. Er holte es aus der Tasche und schaute auf das Display. Charlie.

»Mach's kurz«, sagte er. Wahrscheinlich hatte sie nur das »kurz« gehört. Als er ihren Namen sah, hatte er sofort angefangen zu sprechen, obwohl er wusste, dass die Verbindung noch nicht stand.

»Wo bist du?«, fragte sie.

»Ich wollte gerade Hannah Utting
vernehmen. Warum?«

»Ich muss dir ...« Charlie brach ab.
»Wen?«

Simon hätte auf den misstrauischen
Tonfall verzichten können, genauso wie
auf den Schnee, der auf seinem Kopf und
seinem Nacken landete. »Was willst
du?«

»Wer ist Hannah Utting?«, fragte
Charlie.

Simon schloss die Augen. Er wusste,
wie die nächste Frage lauten würde. Ist
sie attraktiv? Charlie sagte das jedes
Mal, wenn er den Namen einer Frau

erwähnte. Es war einfach erbärmlich. Und verwirrend. Woher sollte er wissen, was attraktiv war? »Ich muss weiter«, sagte er. »Wir reden später.« Gespräch beendet, Telefon ausgeschaltet, Ende des Problems. Erst mal.

Wahrscheinlich würden die meisten Männer Jo Utting als attraktiv bezeichnen, doch es war nicht die Art Attraktivität, die Simon ansprechend fand. Er hatte stark gekräuseltes Haar schon immer leicht beunruhigend gefunden, besonders bei Frauen. Es erinnerte ihn an Puppen in Horrorfilmen, die zum Leben erwachten, auch wenn er sich nicht erinnern konnte, je einen

solchen Film gesehen zu haben. Jo Utting hatte das krauseste Haar, das er je zu Gesicht bekommen hatte, jede Strähne eine zusammengerollte gelbe Sprungfeder. Gab es denn keine Möglichkeit, es irgendwie zu glätten?

Jo und eine Frau mit fremdländischem Akzent führten Simon in das kleine Reihenhaus aus rotem Backstein. Die Frau teilte ihm grinsend mit, dass sie Sabina sei, ganz so als müsse er schon von ihr gehört haben. Es wäre ihm schwergefallen, die Szene zu beschreiben, die er vor sich sah – selbst in seinem eigenen Kopf brachte er es kaum zusammen, da er doch gleichzeitig Erzähler und Zuhörer war, ein Zuhörer,

der die Geschichte bereits kannte. Als Polizist war er im Laufe der Jahre häufig in sonderbare und unerfreuliche Situationen geraten, aber diese bizarre chaotische Szene war neu für ihn.

Eine unglaublich große Anzahl von Personen, unter ihnen ein paar Kinder, tauchten auf und versuchten, ihn alle auf einmal in ein Gespräch zu verwickeln. Und niemand ließ sich davon stören, dass alle anderen es ebenfalls versuchten. Genaugenommen war er sich noch nicht einmal sicher, ob jemand die übrigen Anwesenden überhaupt wahrnahm. Simon war in einer Wolke unerträglichen Lärms gefangen. Antworten konnte er nicht, denn er

verstand rein akustisch keine der Fragen. Als es ihm schließlich doch gelang, eine der Fragen in ihrer Gänze aufzufangen, erkannte er, dass seine Antwort niemanden mehr interessierte. Die Anwesenden waren dazu übergegangen über Köpfe hinweg und zwischen Leibern hindurch Ankündigungen zur Terminplanung zu machen. Sie riefen sich zu, was getan werden müsse, von wem, wie lange es dauern würde. Simons Name fiel häufig, aber er wurde nicht in die Diskussion miteinbezogen, niemand warf auch nur einen gelegentlichen Blick in seine Richtung, während alle ausführlich und gleichzeitig darlegten, wie sie es trotz all der Dinge, die sie sonst noch zu

erledigen hatten, einrichten könnten, mit ihm zu sprechen.

Am anderen Ende des Flurs – das meilenweit entfernt zu sein schien, obwohl es sich in Wirklichkeit nur um wenige Meter handeln konnte – brüllte ein hochgewachsener, breitschultriger Mann mit Bürstenschnitt etwas in sein Handy. Es ging um den Preis von geätztem Glas. Obwohl das Thema ihn nicht interessierte, klammerte Simon sich so lange wie möglich an diese Stimme, die aber schon bald von der Kakophonie verschluckt wurde. Er hörte das Wort »Pilates«, wusste, dass er es irgendwo schon mal gehört hatte, und fragte sich, was es bedeutete.

Es war unmöglich, aus dem Flur in eins der Zimmer zu treten oder dem Wunsch Ausdruck zu verleihen, das zu tun. Plötzlich konnte Simon Jo Utting nicht mehr sehen, die Person, mit der er am dringendsten zu sprechen wünschte. Eben noch hatte sie direkt vor ihm gestanden, und er hatte den Eindruck gehabt, dass sie das Zentrum des Gewühls war – und dann war sie plötzlich nicht mehr da. Im Türrahmen stand eine große Frau mit strähnigem, dunkelblondem Haar, offenbar Mitte dreißig, und starrte Simon mit offenstehendem Mund an. Sie trug einen Schlafanzug mit rosa Elefanten darauf. Simon merkte, dass sie behindert war. Hinter ihr sah er zwei schmale,

ungemachte Behelfsbetten, die ihn an Fernsehberichte über Katastrophen erinnerten, an Interviews mit Leuten, die in Sporthallen wohnten, weil ihre Häuser überflutet waren.

Oder abgebrannt ...

Ein kleiner älterer Mann tauchte unterhalb von Simons Kinn auf und verlangte zu wissen, was denn nun eigentlich unternommen wurde, um einen wichtigen Baum zu retten. Eine Fällgenehmigung sei erteilt worden, und das sei nicht in Ordnung. Es handle sich um den Baum, der an der Ecke Heckencote Road und Great Holling Road stand. Konnte es etwa in Ordnung sein, einen fast hundert Jahre alten Baum

zu fällen, damit noch ein Hotel gebaut werden konnte, das das Verkehrsproblem in Rawndesley nur noch weiter verschlimmern würde? Eine offenbar noch ältere Frau überschrie den alten Mann und erklärte, Simon sei nicht hier, um über Bäume zu sprechen. Beide verstummten gleichzeitig, als hätten sie sich gegenseitig ausgelöscht.

Endlich eine Pause, in die Simon eine Antwort hätte einschieben können, wenn er das gewollt hätte. Das Problem war nur, er hatte keine Ahnung, wer der alte Mann oder die Frau sein mochten. Zudem hatte er das Gefühl, dass seine eigene Identität weniger stabil war als noch vor wenigen Minuten. Ein solch

chaotisches Lebensumfeld, eine Familie, war ihm absolut fremd. Er war in einem ruhigen Haus aufgewachsen, in das nie Gäste kamen. Bevor er zu Charlie gezogen war, hatte er selbst nie Besuch gehabt, abgesehen von Charlie, die aber nicht eingeladen worden war und sowieso nicht zählte.

Die Frau mit dem kontinentaleuropäischen Akzent, Sabina, drängelte sich an dem alten Mann vorbei und packte Simon am Arm. »Ich verweigere die Aussage«, brüllte sie ihm ins Gesicht. Das verwirrte ihn, da er noch gar nichts gefragt hatte. »Ohne meinen Anwalt sage ich gar nichts«, fuhr sie mit einem breiten Cockney-Akzent

fort. »Ich kenne meine Rechte. Ich verweigere die Aussage.« Sie begann zu lachen und sagte mit ihrer normalen Stimme: »Das wollte ich immer schon mal zu einem Polizisten sagen. Keine Sorge, es war nur ein Scherz. Hier ist viel los. Wir sind ziemlich laut, tut mir leid.«

Jo Uttings lockiger Kopf erschien in der Tür, die am weitesten entfernt war. »William, Barney, aus dem Weg«, befahl sie. »Lasst DC Waterhouse durch.«

William und Barney, dachte Simon. Zwei Personen. Nach Jos Tonfall zu urteilen, vermutlich die beiden kleinsten. Er konnte unmöglich in das Zimmer

gelangen, das Jo beherbergte, wenn lediglich zwei Leute sich bewegten, jedenfalls nicht ohne einige schwere, belebte Objekte anheben zu müssen. Mindestens vier Personen müssten sich bewegen.

Jemand schob ihn vorwärts. »Ich liefere Sie bei Jo ab«, sagte Sabina. Wie und wann war sie hinter ihn gelangt? »In diesem Haus muss man drängeln.« Mit ihrer Hilfe gelang es Simon irgendwie, sich durch die Menge zu Jo und in die Küche zu kämpfen. Die Erleichterung darüber war nur von kurzer Dauer. Er hatte Jos Angebot angenommen, ihm einen Tee zu machen, und wollte gerade fragen, ob sie die Tür schließen könne,

damit er seine Gedanken wieder hören konnte, als ein Junge mit ernstem Gesicht vor ihm auftauchte. »Kennen Sie den Unterschied zwischen einer transitiven und einer intransitiven Relation?«

»William, nerv' ihn nicht«, rügte Jo den Jungen und griff nach einem Becher.

»Spielt doch ein wenig mit der Wii.«

»Schon gut«, sagte Simon, der den Unterschied zwischen einer transitiven und einer intransitiven Relation nicht kannte. Der Junge schien etwa zwölf oder dreizehn zu sein. Wenn es etwas gab, irgendetwas, das er wusste und Simon nicht, musste sich das dringend ändern. »Transitive und ...?«

»Intransitive.« William richtete sich auf wie ein Militärskadett.

»Gut, erzähl's mir.«

»Die Queen ist reicher als mein Vater, mein Vater ist reicher als Onkel Luke ...«

»William!« Jo verdrehte die Augen.

»Entschuldigen Sie«, sagte sie leise zu Simon und lief rot an.

»... mein Onkel Luke ist reicher als ich. Das bedeutet, die Queen ist auch reicher als ich. Das ist eine transitive Relation. Wenn die Queen reicher wäre als jemand, der reicher ist als ich, aber die Queen nicht reicher wäre als ich, wäre

die Relation intransitiv. Nur dass
›reicher als‹ immer transitiv ist.
Intransitiv wäre etwa ›nebenan wohnen‹
oder ...«

»Schön, William, das reicht«, sagte Jo.
»Ich glaube, DC Waterhouse hat's
begriffen. Na los, lauf schon.«

Ihr Sohn verließ die Küche mit einem
Ausdruck von Enttäuschung, als hätte er
noch mehr zu sagen gehabt und würde
nun nie mehr die Gelegenheit dazu
erhalten. Seltsamer Junge, dachte Simon.

Am liebsten hätte er laut Hurra gerufen,
als Jo die Küchentür schloss und damit
eine Barriere zwischen ihnen und dem
Lärm errichtete. »Sein Vater ist

keineswegs reicher als sein Onkel Luke«, sagte sie, als wäre ihr das wichtig. »William denkt wohl, jeder, der eine eigene Firma hat, sei Bill Gates oder so. Schön wär's!«

»Ich muss Ihnen einige Fragen zu gestern Nacht stellen«, sagte Simon.

»Erst muss ich Sie fragen, ob es wahr ist, was Amber sagt. Werden Sie tatsächlich niemandem sagen, dass sie nicht selbst zu diesem Verkehrserziehungskurs gegangen ist?«

»Ich werde mein Möglichstes tun.«

»In dem Fall ...« Jo atmete tief aus.

»Gott sei Dank. Ich habe zwei kleine

Kinder, einen abhängigen Schwiegervater, der bei mir wohnt, seit seine Frau an Brustkrebs gestorben ist, eine Schwester mit einer schweren geistigen Behinderung, die vorübergehend bei mir wohnt, und eine Mutter, die auch älter wird und nicht mehr so stark ist wie früher.«

»Ich hoffe, es wird nicht nötig sein, den Verkehrserziehungskurs zur Sprache zu bringen«, sagte Simon. *Zwei kleine Kinder.* War der stramme, wortgewandte, etwa zwölfjährige William eins von ihnen? Simon hätte ihn nicht als klein bezeichnet. Er hätte auch Jos Sprechweise nicht als kristallklar beschrieben, wie Edward Ormston es

getan hatte. Sie sprach wie eine gebildete Frau, das ja, obere Mittelklasse, ja, aber nicht wie ein Mitglied des Königshauses. Nicht aristokratisch.

»Es gibt Menschen, die auf mich angewiesen sind.« Jo reichte Simon seinen Tee. »Ich weiß selbst, dass es falsch war, was ich getan habe. Mir liegt eben zu viel an anderen Leuten, und deshalb lade ich mir all ihre selbstgemachten Probleme auf.« Sie stieß ein bitteres Lachen aus. »Alle sagen immer, dass ich viel zu hilfsbereit und aufopferungsvoll bin, aber sogar ich ziehe eine Grenze, wenn ich strafrechtlich verfolgt werden soll!« Sie

sah Simon an, als hätte er ihr gedroht.
»Sie können mich nicht dafür bestrafen,
dass mir andere Leute so sehr am Herzen
liegen.«

Doch, könnte ich schon. »Wo waren Sie
gestern zwischen Mitternacht und zwei
Uhr morgens?«

»Im Bett. Ich habe geschlafen. Sie
glauben doch wohl nicht ernsthaft, dass
ich Ambers Haus angezündet habe?«

»Kann Ihr Mann das bestätigen?«

»Er hat ebenfalls geschlafen. Wie wir
alle.«

Das war dann ja einfach. Wenn alle

geschlafen hatten, bedeutete das, niemand konnte bestätigen, dass alle geschlafen hatten. Abgesehen von den Kindern hätte jeder einschließlich Jo aufstehen und zu Amber fahren können, um Feuer zu legen. Riskant. Hätte der Brandstifter sicher sein können, rechtzeitig zurück zu sein, bevor die Nachricht den Rest der Familie erreicht und alle aufwachten? Alle wussten, dass Amber nicht schlafen konnte. Sie hätte das Feuer schon viel früher bemerken und Minuten später hier anrufen können, unmittelbar nachdem sie die Feuerwehr gerufen hatte.

Wer in diesem Haus wäre ein solches Risiko eingegangen?

»Wer ist ›wir alle‹?«, fragte Simon.

»Wer hat gestern hier übernachtet?«

»Ich, Neil, William, Barney ...«

»Ihr Mann und Ihre Söhne?«

»Ja. Und Quentin, mein
Schwiegervater.«

»Und Sabina? Ist sie auch eine
Verwandte?«

»Sie ist die Nanny. Nein, sie hat nicht
hier übernachtet. Meine Mutter und
Kirsty auch nicht. Sie sind so gegen
sechs, halb sieben nach Hause
gefahren.«

»Vor dem Essen?«

Jo warf ihm einen tief gekränkten Blick zu, als hätte er ihr Hoffnungen gemacht und sie dann im Stich gelassen. Las er zu viel in diesen Blick hinein? Er rief sich in Erinnerung, dass er dieser Frau heute zum ersten Mal begegnete. Er machte hier nur seinen Job. Da konnte sie lange versuchen, ihm das Gefühl zu vermitteln, dass er ihr Unrecht zufügte. »Sie interessieren sich mehr für die Details unseres Alltagslebens, als mir recht ist«, sagte sie schließlich. »Ihnen wird doch wohl klar sein, dass niemand hier das Haus von Amber und Luke anzünden würde. Gott! Wir sind ihre Familie. Wir sind alles, was sie haben. Fragen Sie

doch Amber, ob sie glaubt, dass einer von uns es getan haben könnte. Sie wird Ihnen ins Gesicht lachen. Was spielt es schon für eine Rolle, wann wir gegessen haben, Herr im Himmel nochmal?« Jo sah nicht Simon an, sondern die Tasse, die sie ihm gegeben hatte. Fast glaubte er, dass sie ihm den Tee wieder abnehmen würde.

»Amber, Dinah und Nonie blieben zum Essen?«, fuhr er gleichmütig fort.

»Sabina ebenfalls?«

»Ja«, antwortete Jo knapp. »Sie war den ganzen Abend hier und ging gegen elf nach Hause. Warum?«

»Am Essen nahmen also Sie, Neil, Ihre

beiden Söhne, Sabina, Ihr Schwiegervater, Amber, Dinah und Nonie teil? Sonst noch jemand?«

»Nein.«

»Und während des Essens erzählte Amber, was passiert war, nachdem sie vorgestern eine Hypnotherapeutin aufgesucht hatte, sie erzählte Ihnen von ihrer Begegnung mit einer Polizistin und von deren Notizbuch?«

»Nein«, erwiderte Jo mürrisch. »Von einem Notizbuch hat sie nichts gesagt. Wie es ihre Art ist, hat sie so wenig wie möglich erzählt. Sie hat nur erwähnt, dass sie bei einer Hypnotherapeutin war und dadurch in eine Mordermittlung

geraten ist.«

»Hat sie den Namen der Ermordeten erwähnt?«

»Ja, Katharine Allen.«

»Sagte der Name Ihnen irgendetwas?«

»Nein.«

»Und doch haben Sie ihn behalten.«

Ein langer Seufzer von Jo. »Ich habe sie den ganzen Tag gegoogelt. Hätte wohl jeder getan. Mord mag ja für Sie etwas Alltägliches sein, aber in unserer Familie ist es höchst ungewöhnlich. Damit will ich nicht sagen, dass mein

Leben langweilig sei oder so, aber ...«
Sie zuckte die Achseln.

»Ihre Mutter und Ihre Geschwister waren also die einzigen Familienmitglieder, die nicht wussten, dass Amber im Zusammenhang mit dem Katharine-Allen-Mord von der Polizei vernommen worden war?«

Jo runzelte die Stirn. »Nein, das wussten alle. Also, abgesehen von Kirsty, meiner Schwester, die nicht in der Lage ist, Dinge auf diesem Niveau zu begreifen.«

»Sie wissen es jetzt«, verdeutlichte Simon, »aber vor dem Brand ...«

»Meine Mutter wusste schon vor dem

Brand Bescheid«, sagte Jo. »Ich habe es ihr erzählt, als ich sie anrief.«

»Sie haben sie angerufen? Wann?«

»Gestern Abend, bevor ich zu Bett ging. Ich weiß nicht genau, wie spät es war. Gegen halb zwölf? Ich rufe sie jeden Abend an, um zu hören, ob es ihr und Kirsty gut geht, und um gute Nacht zu sagen. Aber selbst wenn ich das nicht tun würde, gestern Abend hätte ich sie auf alle Fälle angerufen, um ihr zu erzählen, was Amber passiert war. Mit Ritchie habe ich auch telefoniert.«

»Warum?«

»Ist das nicht offensichtlich?«

»Nein.«

Sie füllte den Wasserkocher, schaltete ihn ein und suchte sich einen Becher aus. Simon fiel auf, dass es ein besserer Becher war als der, den sie ihm gegeben hatte – seiner war angeschlagen und zeigte ein filigranes Muster von Rissen unter der Glasur.

»Wenn jemandem aus Ihrer Familie etwas zustieße, würden Sie dann nicht sobald wie möglich alle benachrichtigen?«

»Wie oft sehen Sie Ihre Mutter, Ihre Schwester und Ihren Bruder?« Simon konterte mit einer Frage.

»Meinen Bruder alle zwei, drei Tage. Mutti und Kirsty sehe ich jeden Tag. Es ist schwer für meine Mutter, sie muss sich um Kirsty kümmern, und da keiner von uns arbeitet, macht es doch Sinn, dass wir zusammenkommen – man hat jemanden, mit dem man reden kann, wissen Sie.« Sie lächelte strahlend. Der Ausdruck setzte sich zu lange und unbeweglich auf ihrem Gesicht fest.

»Wenn Sie nicht arbeiten, wozu brauchen Sie dann ein Kindermädchen?« Sie ließ es so erscheinen, als wäre alles ganz logisch, aber das war es nicht, nicht in Simons Augen. Die Familie jeden Tag sehen, jeden Abend anrufen?

Jo lachte. »Haben Sie je versucht, ganz

allein auf zwei Kinder aufzupassen?
Neil ist den ganzen Tag im Büro, Mutti
hat mit Kirsty zu tun ... Wenn ich
versuchen würde, alles alleine zu
schaffen, würde ich verrückt werden.
Jetzt ist es nicht mehr so schlimm, aber
früher, als die Kinder klein waren. Und
heute beaufsichtigt Sabina sie meistens
bei den Hausaufgaben, während ich
Essen mache. Und einer von uns
kümmert sich normalerweise auch um
Quentin. Seit Pam – Neils Mutter – an
Leberkrebs starb ...«

»Brustkrebs«, berichtigte Simon.

»Leberkrebs.«

»Vorhin sagten Sie Brustkrebs.«

Irgendetwas stimmte hier ganz und gar nicht. Simon spürte, wie ihn ein Schauer überlief.

»Nein, habe ich nicht. Wollen Sie mir etwa erzählen, dass ich nicht weiß, woran meine eigene Schwiegermutter gestorben ist? Es war Leberkrebs. Es war furchtbar. Fünf Jahre hat es sich hingezogen, aber jetzt muss sie nicht mehr leiden – schön für sie –, aber Neil und ich haben Quentin aufgehalst bekommen. Wir fühlen uns furchtbar, wenn uns der Gedanke kommt, dass es andersherum sehr viel einfacher gewesen wäre.« In Jos Augen glänzten Tränen. »Wenn Quentin zuerst gestorben wäre, wenn Pam ihn überlebt hätte ...«

Sie riss den Arm hoch und zeigte zur Küchentür. Kein strahlendes Lächeln mehr. »Sie müssen nicht jeden Tag mit ihm leben. Sie mussten nicht danebenstehen und Pam beim Sterben zusehen. Aber ich. Also erzählen Sie mir nicht, dass sie an Brustkrebs gestorben ist, als wüssten Sie mehr darüber als ich.«

»Wann ist sie gestorben?«

»Im Januar.«

Simon nickte. Er fand es interessant, dass Jo es so darstellte, als ginge es bei ihrer Meinungsverschiedenheit um eine medizinische Diagnose. Selbstredend wusste sie besser als er, an welcher

Krankheit ihre Schwiegermutter gestorben war, und es leuchtete ein, dass sie so tat, als sei das der strittige Punkt. Bei der Frage, ob sie vorhin Leberkrebs gesagt hatte, wie sie behauptete, oder Brustkrebs, wie Simon es in Erinnerung hatte, stand es ausgewogener – da konnten sie beide Recht oder Unrecht haben.

»Sie haben also Ihre Mutter gestern Nacht zweimal angerufen? Das zweite Mal, nachdem Sie von dem Brand erfahren hatten?«

»Neil hat sie angerufen, gleich nach dem Anruf von Luke. Ich hatte einen Schock und konnte gar nicht klar denken, aber Neil wusste, ich würde meine Mutter bei

mir haben wollen, und Sabina auch. Er hat alle angerufen, auch Ritchie, aber der konnte nicht kommen. Er hatte eine Magen-Darm-Grippe.«

»Und vermutlich hat jemand Quentin aufgeweckt?« Amber hatte ausgesagt, außer Kirsty, Ritchie und den beiden Jungs hätten sich alle in den frühen Morgenstunden in Jos Wohnzimmer versammelt.

»Neil hat seinen Vater geweckt, ja.«

»Um zu dem Essen am Abend zurückzukommen ...«, begann Simon.

»Es gab Pasta mit Mozzarella, Basilikum, Tomaten und Olivenöl«, fuhr

Jo ihn an. »Und Sirupkuchen zum Nachtisch. Warum um Himmels willen interessieren Sie sich für ein ganz normales Familienessen? Inwiefern hilft es Ihnen, irgendwelche Mörder zu fangen, wenn wir uns darüber unterhalten, was ich gestern gekocht habe?«

»Waren William und Barney dabei, als Amber allen von Katharine Allen und von ihrer Vernehmung durch die Polizei erzählte?«

»Nein. Sie und die beiden Mädchen waren schon aufgestanden. Ich wusste, dass Amber uns etwas Wichtiges mitzuteilen hatte, daher habe ich die Kinder zum Spielen geschickt.«

Simon nickte, erleichtert darüber, dass diese Familie nicht so anormal war, sich beim Essen und in Anwesenheit der Kinder über Mord zu unterhalten.

»Wegen des Verkehrserziehungskurses ...«, begann er.

»Darüber haben wir doch schon gesprochen«, sagte Jo in warnendem Ton. »Sie haben versprochen, nicht wieder davon anzufangen.«

Nein, das habe ich nicht.

»Ich muss sicher sein, dass ich mir keine Sorgen wegen irgendwelcher ... Konsequenzen machen muss«, sagte Jo.

»Ich möchte, dass Sie mir Ihr Wort darauf geben.«

»Es wird keine Konsequenzen geben«, versprach Simon. Wenn notwendig, würde er sein Versprechen eben brechen. Im Augenblick war er bereit, alles zu sagen, was ihm helfen würde, dieses Gespräch weiterzuführen. Denn er spürte, dass Jo das Gespräch jeden Augenblick abbrechen würde, wenn ihr nicht gefiel, was sie zu hören bekam.

Er rang sich ein Lächeln ab. Sie versuchte, es ihm gleichzutun, und presste den Mund zu einer schmalen Linie zusammen.

»Eine Frage noch, dann sind Sie mich

los«, sagte er. »Sie haben Amber von Edward Ormston erzählt – vom Tod seiner Tochter Louise?«

Jos Miene war völlig ausdruckslos.
»Von wem?«

»Ed – ein Teilnehmer des Verkehrserziehungskurses.«

»Oh.« Rosa Flecken erschienen auf ihren Wangen. »Ed, ja. Tut mir leid, ich war nur ... so völlig aus dem Zusammenhang ... Ich habe Amber alles erzählt. Sie bestand darauf. Keinem von uns wäre im Traum eingefallen, dass *so etwas* passieren könnte.«

»Alles haben Sie ihr aber nicht erzählt.«

»Doch, habe ich. Was habe ich denn nicht erzählt?« Eine klare Herausforderung: Nennen Sie mir eine Sache, die ich unterschlagen habe.

Zum zweiten Mal an diesem Tag referierte Simon die kleine Ansprache der Frau, die sich Amber genannt hatte und die etwas über die Heuchelei einer Gesellschaft gesagt hatte, die Autos für so wichtig hielt, aber sich weigerte, die negativen Seiten zu akzeptieren.

Jo sagte gar nichts. Sie schien weiter zuzuhören, noch lange nachdem Simon zu Ende geredet hatte. Wartete sie darauf, dass noch etwas kam?

»Warum haben Sie Amber nichts von

Ihrer kleinen Ansprache erzählt?«

»Ich weiß nicht, ob ich das gesagt habe.« Jo zuckte die Achseln, als fände sie die Sache völlig belanglos.

»Ed Ormston war sich da ganz sicher. Ich glaube ihm.«

»Also, na gut ... Ich erinnere mich nicht, okay?« Jo rieb sich die Stirn. »Schön, kann sein, dass ich irgendwas gesagt habe, aber bestimmt nicht das. Einen derartigen Unsinn hätte ich nie verzapft. Ed ist auch nicht mehr der Jüngste, oder? Ich habe eine kleine Tirade losgelassen, ja, aber an die Einzelheiten erinnere ich mich nicht mehr.« Sie machte eine wegwerfende Geste. »Ich war wütend,

weil ich einen ganzen Tag bei diesem Kurs verschwenden musste, und da habe ich wohl ein bisschen angefangen zu spinnen. Aber wenn Ed meine Worte so interpretiert, hat er mich missverstanden.«

»Wie genau?«, fragte Simon.

»Ich weiß nicht! Es ist über einen Monat her. Erinnern Sie sich vielleicht noch an Dinge, die Sie vor einem Monat gesagt haben?« Als sie sah, dass Simon nachdenklich geworden war, setzte sie nach: »Nein, das tun Sie nicht. Niemand tut das. Wir erinnern uns an Dinge, die andere gesagt haben, nicht an das, was wir selbst gesagt haben.«

So wie ich mich erinnere, dass Sie erst Brustkrebs gesagt haben. Nicht Leberkrebs.

»Sie haben also nicht Amber nachgeahmt?«, fragte Simon. »Sie haben nicht etwas geäußert, was Sie für Ambers Meinung hielten, stellvertretend für sie?«

Jos Gesicht zuckte. »Fragen Sie lieber mal Amber, ob sie mich nachahmt. Warum, glauben Sie, will sie unbedingt Dinah und Nonie adoptieren?«

»Der Kinder wegen. Sie wünschen sich Eltern.« Simon wiederholte das, was er von Amber gehört hatte.

»Nein. Nein! Darum geht's nicht, darum geht's ganz und gar nicht! Amber will so sein wie ich, das wollte sie schon immer. Ich bin Mutter von zwei Kindern, also muss sie auch Mutter von zwei Kindern sein. Es ist krank. *Sie* ist krank.« Jo machte einen Satz auf Simon zu. Er wich zurück, aber sie schien nur in seinen Becher spähen zu wollen. »Sie brauchen mehr Tee«, verkündete sie mit einer Stimme, die in nichts an den Ton erinnerte, in dem sie eben noch gesprochen hatte. »Sie hätten etwas sagen sollen.«

»Ich dachte, Ihnen läge etwas an Amber«, rief Simon ihr in Erinnerung, da sie offensichtlich Probleme zu haben

schien, sich an ihre eigenen Worte zu erinnern.

»Sie meinen, wenn jemand krank ist, kann mir nichts an ihm liegen? Wenn Sie das meinen, sind Sie genauso krank wie Amber, krank im Kopf. Ich habe ganz vergessen, Sie zu fragen, ob Sie Zucker nehmen. Nehmen Sie Zucker?«

»Nein.«

»Gut.« Sie schenkte ihm ein strahlendes Lächeln. »Denn wir haben keinen Zucker im Haus.«



Olivia wischte sich die Augen ab und ging in die Küche. Höchste Zeit, mit dem Weinen aufzuhören und sich eine Tasse Lapsang Souchong zu machen. Und damit aufzuhören, über Sam Kombothekras Fehlverhalten nachzugrübeln, so verlockend es auch sein mochte, mal an etwas anderes zu denken als an das, was sie selbst falsch machte, in jeder einzelnen Sekunde eines jeden Tages. Zwar verbrachte sie nicht all ihre wachen Stunden mit Chris Gibbs, aber auch wenn sie nicht mit ihm zusammen war, änderte das nichts an ihrem sündigen Status. Gibbs schien es egal zu sein, dass ihre Beziehung nicht zu rechtfertigen und potentiell katastrophal für alle Beteiligten war. Wenn sie das

Thema ansprach, sagte er Dinge wie:
»Es ist, wie es ist. Es hat keinen Sinn,
sich zu wünschen, dass es anders wäre.«
Es konnte einen rasend machen. Die
Frage, ob er ein guter oder ein
schlechter Mensch war, schien ihn nicht
zu kümmern. Nicht dass Olivia in
solchen Begriffen dachte, das wäre grob
vereinfachend gewesen.

Sie war nie zuvor einem Mann begegnet,
der sich so sehr für sie interessierte,
aber so wenig Interesse an sich selbst
hatte. Er hatte ihr nie gesagt, dass er sie
liebte, aber einmal hatte er ihr gesagt,
dass er sie anbetete. An sich wäre das ja
reizend, aber eins verunsicherte sie
doch. Wenn sie versuchte, sich zu

revanchieren, indem sie ihm Komplimente machte, starrte er sie nur verwirrt an. Als würde sie über jemanden reden, den er überhaupt nicht kannte. Er wollte sich nicht selbst ins Scheinwerferlicht seiner Gedanken stellen, also konnte er sein eigenes Verhalten weder erklären noch analysieren – praktisch für ihn. Er machte regelmäßig Anspielungen auf die Zukunft – eine Zukunft, in der er und Olivia zusammen waren und in der es weder ihre jeweiligen Partner noch irgendwelche Kinder gab, aber wenn Olivia wissen wollte, wie dieser Zustand erreicht werden könnte, zuckte Gibbs nur die Achseln, als hätte dieser Teil der Angelegenheit nichts mit ihm zu

tun.

Und es musste bald irgendwas geschehen. Er würde demnächst Vater werden. Das musste doch sicher auch für ihn alles ändern? Und von Olivia wurde erwartet, dass sie in Kürze Dominic Lund heiratete, der nebenan vor dem Fernseher saß, juristische Unterlagen studierte und keine Ahnung hatte, dass seine Verlobte ihn seit fünf Monaten betrog. Ich könnte etwas in Bewegung setzen, dachte Olivia. Aber ganz gleich, wie oft sie das wiederholte, sie glaubte nicht daran. Sie hatte nicht das Gefühl, die Macht oder das Recht zu haben, zu entscheiden, welchen Verlauf ihr Leben nehmen würde. Alles, was sie tat, würde

möglicherweise alles nur noch verschlimmern.

Als junge Frau wäre sie fast an einer Krankheit gestorben, die jenseits ihrer Kontrolle lag. Sie hatte überlebt, aber das hatten andere bewirkt, nicht sie selbst. Seit damals konnte Olivia die Überzeugung nicht abschütteln, dass nichts, was sie tat, irgendeinen Unterschied machen würde. Es war egal, was sie tat oder nicht tat. Sie war kein Mensch, den die Welt bemerkte oder an dem ihr etwas lag. Charlie schon, Simon auch. Sie brauchten nur zu blinzeln, und die Welt um sie herum arrangierte sich neu. Als Charlie vor ein paar Jahren eine höchst unkluge Affäre gehabt hatte,

hatten sämtliche landesweiten Zeitungen darüber berichtet.

Übte Olivia deshalb, wie man andere Leute wütend machte? Um sich selbst zu beweisen, dass sie doch irgendeinen Einfluss besaß?

Dom tauchte in der Küche auf, ein leeres Weinglas in der Hand. »Hast du vor, mir zu erzählen, warum du weinst?«, fragte er.

»Jemand hat mich angebrüllt, obwohl ich nur versucht habe, ihm zu helfen«, sagte Olivia.

Dom grinste und griff nach der Weinflasche, die auf dem Küchentisch

stand. »Kaum überraschend. Ich habe gesehen, was passiert, wenn du Leuten helfen willst.«

»Kann ich dich mal was fragen?«

»Ich habe zu tun, Liv.« Leise murmelte er: »... wusste ja, dass es ein Fehler war, hier reinzukommen.«

»Es wird nicht lange dauern. Bitte.« Er war nicht das ideale Publikum, aber ein anderes hatte sie nicht. Eigentlich hatte sie Gibbs mit ihrer Theorie beeindrucken wollen, aber das hatte sie ja ruiniert, indem sie zuerst zu Sam gegangen war, weil sie sich der Brillanz ihres Beitrags nicht sicher genug war und erst das Feedback eines Experten

haben wollte. Und jetzt würde sie lieber einen Eimer abgeschnittener Zehennägel verspeisen, als je wieder irgendwas mit Sam zu tun zu haben. Aber das bedeutete auch, dass sie es Gibbs nicht mehr erzählen konnte. Denn wenn er ihre Hypothese für überzeugend hielt, würde er sein Team darüber informieren. Das musste er natürlich auch. Und wenn Sam der Sache nachging und es sich als Sackgasse herausstellte, würde er sich in seiner Sicht von Olivia als einer melodramatischen Idiotin bestätigt fühlen.

Ich könnte es selbst überprüfen, überlegte sie. Es muss ja niemand etwas davon erfahren. Es sei denn, meine Idee

erweist sich als Volltreffer.

»Was für einen dämlichen Plan heckst du gerade aus?« Dom drehte eine ihrer Haarsträhnen zwischen seinen Fingern.

»Warum sollte jemand, der als Kind in drei Filmen mitgespielt hat, als Erwachsener die Schauspielerei aufgeben?«, fragte Olivia.

»Zu wenig Geld. Für die meisten zumindest.«

»Richtig. Also tust du das Vernünftige und wirst Grundschullehrerin.«

»Scheiß auf alles Geld, das man mit Unterrichten verdienen kann«, sagte

Dom.

»Aber die Schauspielerei bleibt deine erste Liebe. Du vergisst sie nicht.«

»Worüber sprechen wir hier eigentlich?«, erkundigte sich Dom zwischen mehreren Schlucken Rotwein. Seine Lippen waren burgunderrot gefärbt. Niemand sonst hatte Lippen, die sich so leicht färbten. Wem sonst würde das auffallen, wer sonst würde zu würdigen wissen, wie süß das war, wenn ... Nein, sie konnte es nicht einmal denken. Dom zu verlassen, kam nicht in Frage.

»Nicht alle Kinderschauspieler lieben das Schauspielern«, gab er zu bedenken.

»Wenn ihre Eltern sie dazu gedrängt haben, hassen sie es vielleicht. ›Verpiss dich, ich will nicht in *Lassie* 23:

Rückkehr der stinkenden Töle

mitspielen. Kann ich nicht einfach in die Schule gehen wie meine Kumpels, ein ganz normaler Junge sein?««

Daran hatte Olivia nicht gedacht.

»Dann gibt es natürlich auch noch diejenigen, die denken, sie hätten es schaffen können.« Dom erwärmte sich für das Thema. »Die so tun, als würden sie ihren alltäglichen Job nur machen, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen, bis sie von Steven Spielberg entdeckt werden.«

»Aber was ist mit den Normalen?«, sagte Olivia. »Die nicht von ehrgeizigen Eltern verkorkst wurden oder immer noch nach Hollywood streben. Die wissen, dass aus Ihnen nie ein Star werden wird, und denen ihr Beruf Spaß macht, aber ... sagen wir mal, sie unterrichten an einer Grundschule ...«

Dom runzelte die Stirn. »Wer ist diese Ex-Schauspielerin-Grundschullehrerin?«

»Sie wurde ermordet.« Olivia wusste, er würde annehmen, dass diese Insider-Information von Charlie kam.

»In Spilling? Dann ist sie das Problem von Simon Waterhouse, nicht deins.«

»Eine Grundschullehrerin, die früher mal Schauspielerin war, wäre bemüht, Theaterkurse in der Schule zu fördern.« Liv versuchte, sich nicht zu ducken, als sie ihre Theorie laut aussprach. »Oder nicht? Wäre doch möglich, mehr sage ich ja nicht. Wenn die Schauspielerei ihr Spaß gemacht hat, denkt sie vielleicht, es könnte auch ihren Schülern Spaß machen. Und ... wenn Theaterstücke aufgeführt werden, braucht man Kostüme. Wenn Kat Allen die einzige Lehrerin an ihrer Schule war, die schon mal in einem Film mitgewirkt hatte, war vermutlich sie für den Theaterunterricht zuständig.« *Vielleicht hat sie sich ein Feuerwehr-Kostüm besorgt und Sharon Lendrim's Haus angezündet.* »Vielleicht

ist sie ja mit ihren Schülern ins Theater gegangen. Vielleicht hat sie einen Minibus gemietet und ist mit ihnen ins Weihnachtsspiel gegangen.«

»Da ich keine Ahnung habe, wovon du redest, fällt es mir einigermaßen schwer, diese Möglichkeit aufregend zu finden.« Dom gähnte.

»Theater haben einen Kostümfundus. Vielleicht hat sie eine Gruppe ihrer Schüler durchs Theater geführt und die Gewandmeisterin gefragt, ob die Kinder mal die Kostüme anprobieren könnten, oder sie hat sich welche ausgeliehen.« Als sie Doms Miene sah, stöhnte sie. »Ich kann einfach nicht glauben, dass es keine ... langfristigen Auswirkungen

haben soll, wenn man mal Kinderschauspielerin war. Je mehr ich rede, desto unwahrscheinlicher und komplizierter klingt es. Halten wir die Kette der Verbindungen einfach: Schauspielerei, Kostüme, Feuerwehrkostüm.«

»Feuerwehrkostüm?!«

»Es ist kompliziert.« Olivia hatte keine Lust, es ihm zu erklären.

Dom wandte sich ab. »Was auch immer du vorhast, mich brauchst du nicht dafür.« Er ging mit seinem Wein zurück ins Wohnzimmer.

Olivia wusste selbst, dass sie dabei

war, sich mitreißen zu lassen – etwas, was sie besser konnte als alle ihre Bekannten, besser sogar als Simon Waterhouse –, aber es würde sie in den Wahnsinn treiben, wenn sie ihrer Idee nicht nachging. Ein Telefonat, mehr wäre nicht nötig. Oder, wenn sie Glück hatte und nicht meilenweit danebenlag, ein paar Telefonate. Und ein wenig Schauspielerei.

Sie würde es gleich morgen früh in Angriff nehmen.

*

Sam, der mittlerweile überzeugt war, dass Ritchie Baker zu träge war, um

etwas so Arbeitsintensives in Angriff zu nehmen wie einen Mord, stellte ihm die Frage, die Simon ihm vor weniger als einer Minute per SMS geschickt hatte, versehen mit dem Wort DRINGEND in Großbuchstaben. »Woran ist Pam Utting gestorben?«

»An Leberkrebs. Also, in der Leber fing es an. Es wurde früh erkannt, man dachte, sie hätten alles rausgenommen, dann kehrte es zurück, und es gab überall Metastasen. Hören Sie, würde es Ihnen was ausmachen, über was anderes zu reden als über Tod und Krankheit?« Ritchie legte eine Hand auf seinen Bauch. »Mir geht's wirklich ziemlich mies. Ich habe die halbe Nacht und den

Großteil des heutigen Tages auf dem Klo verbracht.«

Sam bezweifelte das nicht. Die Wohnung stank. Es hätte geholfen, die Fenster zu öffnen, aber das konnte man als Besucher ja schlecht vorschlagen. Außerdem war es kalt draußen – es schneite. Sam tat sein Bestes, nicht durch die Nase zu atmen, was dazu führte, dass es sich anhörte, als wäre sie verstopft. Wenn Ritchie fragen sollte, konnte er vorgeben, eine Erkältung zu haben, aber Ritchie würde nicht fragen. Er hatte bislang keine einzige Frage gestellt und war offenbar zufrieden damit, Fragen zu beantworten. Ideal für eine Vernehmung. Nur dass seine Passivität seltsam

ansteckend war. Wenn Sam nicht aufpasste, würde das Gespräch sich bald totlaufen und in beiderseitigem matten Schweigen enden.

Die Wohnung war eine schäbige Junggesellenbude. Alles in Sams Blickfeld, das aus Stoff bestand, war zerknittert oder zusammengeknüllt – das Geschirrhandtuch, das an einem Haken an der Tür hing, Bettdecke und Bettlaken, Ritchies Kleidungsstücke, die überall herumlagen, hauptsächlich schwarze T-Shirts mit keltischen Symbolen darauf und schwarze Jeans, das Badehandtuch, das auf dem Boden lag. Dünne, zusammengeknüllte Teppiche schienen wahllos im Raum

verteilt zu sein, die Fransen, die früher einmal weiß gewesen sein mussten, waren zu grauen Klumpen verfilzt. Selbst der bunte Wollfilz-Wandbehang, mit Kindern darauf, die um einen Brunnen tanzten, war zerknittert und hing in einem seltsamen Winkel an der Wand.

Abgesehen vom Badezimmer, und Sam verspürte keinen Wunsch, das zu inspizieren, lebte Ritchie Baker in einem einzigen großen Raum. Spüle, Herd und Küchenschränke waren unter den Fenstern aufgereiht, die Schlafzimmer-Ecke wurde durch zwei ungeschickt aufgestellte Kleiderschränke markiert, die im rechten Winkel zueinander standen. Die Nische, in der ein

Computer stand, wurde vom Vermieter vermutlich als Arbeitsbereich bezeichnet. Stühle ohne Armlehnen, die im Kreis standen, teilten den Wohnzimmer-Bereich ab. Wenn ein Besucher sich irgendwo anders hätte hinsetzen wollen als auf Ritchies Bett, hätte er das Stuhlarrangement zerstören müssen. Also hatte Sam dafür optiert, lieber stehen zu bleiben.

Er schrieb »Leberkrebs« in sein Notizbuch. War das detailliert genug für Simon? Vermutlich nicht. »Früh erkannt, operiert, kehrte zurück, überall Metastasen«, notierte er.

Es gab eine Zeit, in der es ihn gestört hätte, nicht zu wissen, wer Pam Utting

war oder warum er sich nach ihr erkundigen sollte. Utting war der Nachname von Amber Hewerdines Mann Luke, also war Pam vermutlich eine Verwandte von ihm. Vermutlich die Mutter. Was, wenn überhaupt etwas, hatte sie mit den Ermittlungen im Fall Kat Allen zu tun? Wie passte Ritchie Baker ins Bild oder seine Schwester Johannah? Sam wusste nur, dass er den Mord an einer jungen Frau untersucht hatte, und jetzt kamen von allen Seiten irgendwelche Morde und versuchte Morde dazu, die angeblich damit in Verbindung standen. Er bemühte sich vergebens, sie als Spuren im ursprünglichen Mordfall zu sehen, auch wenn Simon überzeugt war, dass sie das

waren. Kat Allen – der Name kam ihm schon ganz fern vor, es war zu lange her, und zu viele Leute hatten sich dazwischengedrängt, das konnte nicht gut sein.

»Vielleicht habe ich eben unbeabsichtigt gelogen«, sagte Ritchie sachlich, als kümmere es ihn nicht sonderlich.

»Vielleicht kann doch jemand bestätigen, dass ich gestern Nacht hier war, die Frau in der Wohnung unter mir. Wenn Sie Glück haben, wurde sie dadurch wachgehalten, dass ich jede halbe Stunde die Klospülung betätigt habe. Ich glaube, ihr Bett steht direkt unter meinem Bad.«

»Wenn *Sie* Glück haben, meinen Sie.«

Jetzt wo Ritchie es erwähnt hatte, würde Sam dem Hinweis nachgehen müssen.

Entschuldigen Sie, Madam, können Sie bestätigen, dass Ihr Nachbar von oben den Großteil der gestrigen Nacht damit zugebracht hat, seinen Darm zu entleeren?

»Da wir gerade bei dem Thema sind, Sie können mir nicht zufällig sagen, was Sie am 22. November 2008 gemacht haben?«, fragte Sam.

»Keine Ahnung, sorry.«

»In dieser Nacht wurde eine Frau ermordet, Sharon Lendrim, nicht allzu weit von hier entfernt. Haben Sie davon gehört?«

»Ich glaube nicht, nein.«

»Sie haben sie also nicht gekannt?«

»Nein.«

»Bei dem Namen klingelt's nicht bei Ihnen?«

»Nein.«

»Was ist mit Katharine Allen?«

Ritchie schüttelte den Kopf. »Sorry. Nein.«

»Sagen die Wörter ›Lieb – Grausam – Liebgrausam‹ Ihnen irgendetwas?«

»Sie meinen, abgesehen davon, dass lieb freundlich bedeutet und grausam ...«

»Ja.« Sam schnitt ihm energischer das Wort ab, als er vorgehabt hatte.

»Abgesehen davon.«

»Dann nein«, sagte Ritchie. »Tut mir leid, dass ich keine große Hilfe bin.«

Entweder verbarg er höflich seine Neugier, oder er war nicht neugierig.

»Was ist mit Dienstag, den zweiten November? Wissen Sie noch, was Sie an dem Tag zwischen elf und dreizehn Uhr gemacht haben?« *Haben Sie eine Grundschullehrerin mit einer Metallstange erschlagen?*

»Sorry«, sagte Ritchie wieder. »Ich muss mir nicht so furchtbar viel merken, also neige ich dazu, das auch nicht zu tun. Wahrscheinlich könnte ich Ihnen nicht mal sagen, was ich gestern gemacht habe. Ich meine, gestern war ich ja krank, deshalb erinnere ich mich, aber sonst.«

»Sie könnten ja mal in Ihrem Terminkalender nachsehen«, regte Sam an. Normalerweise wäre er davon ausgegangen, dass dem Befragten das von allein eingefallen wäre. »Und wenn Sie Ihren Kalender von vor zwei Jahren aufbewahrt haben ...«

»Ich habe keinen Terminkalender. Nie einen gehabt. Ich arbeite nicht, und ich

treffe mich kaum mit Leuten – wenn ich weggehe, dann meistens zu Jo. Oder manchmal zu meiner Mutter, aber meistens zu Jo.«

Mit anderen Worten, Sie haben kein Leben. Sam fragte sich, ob das allein ein Grund für Misstrauen war. »Sie hatten nie einen Kalender, nicht mal für Termine und Verabredungen?« *Sie und Ihre Lieben verbringen also nicht Ihre Abende damit, zu überprüfen, ob alles, was im Kalender des einen Familienmitglieds steht, auch in den Kalendern der anderen steht?* Aber vermutlich gab es so viele Lebensweisen, wie es Menschen gab, und Sams eigene war ja nicht

notwendigerweise die beste.

»Ich neige dazu, nichts zu planen. Ich mache das, wonach mir gerade ist, ganz spontan.«

Schon gut, reit nicht darauf herum.

»Was machen Sie, wenn Sie hierbleiben?«, fragte Sam und bereute es sofort. Hastig verbannte er das Bild von Ritchie, der auf der Toilette saß, die schwarzen Jeans um die mageren Knöchel. »Wofür interessieren Sie sich? Sind Sie gerade auf Jobsuche?« Soweit Sam sehen konnte, gab es keine Bücher in der Wohnung, keine Zeitschriften, keine CDs, keine Musikanlage, kein Radio – nichts, was darauf hingewiesen hätte, dass Ritchie sich für irgendetwas

begeistern konnte. Aber vielleicht war ja auch alles auf seinem Computer: Filme, Musik, sogar Freunde.

»Es gibt nicht so furchtbar viele Jobs, die ich gern machen würde«, erwiderte Ritchie. »Und ich sehe keinen Sinn darin, einfach irgendwas zu machen. Ich möchte einen Beruf, für den ich brenne.«

»Was ist mit Geld verdienen?«, fragte Sam.

Ritchie wirkte leicht verwirrt, als wäre das eine Erwägung, die ihm nie in den Sinn gekommen wäre, wenn Sam es nicht erwähnt hätte. »Ich habe da Glück. Jo und Neil unterstützen mich, in gewisser Weise. Jo ist großartig. Sie

setzt sich immer für mich ein, wenn meine Mutter davon anfängt, dass ich faul sei. Ich habe ein schlechtes Gefühl deswegen, weil sie und Neil auch nicht viel haben, aber Jo meint, sie haben alles, was sie brauchen, und dafür sei die Familie ja da. Sie sagt, ich soll mir lieber Zeit lassen und in aller Ruhe überlegen, was ich mit meinem Leben anfangen will. Sonst würde ich noch im falschen Beruf landen und in der Falle sitzen. Das ist etlichen Leuten passiert, die sie kennt.« Ritchie schob sich das Haar aus den Augen. »Es ist nur allzu leicht, einfach weiterzumachen mit dem, was man mal angefangen hat, selbst wenn einem der Beruf gar nicht gefällt.«

»Ihre Mutter ist da anderer Meinung?«, fragte Sam.

»Ja.« Ritchie lächelte. »Mutti ist eben eine typische Mutter. Sie will, dass ich etwas im Leben erreiche, sodass mein Erfolg auch auf sie abfärbt – sagt jedenfalls Jo. Mutti hatte nie die Chance, viel aus ihrem Leben zu machen, weil sie sich um Kirsty kümmern muss. Ich glaube, es fällt ihr schwer, mit anzusehen, wie ich ... mir einen schönen Lenz mache, wie sie es sieht. Jo ist eher wie Mutti in dieser Hinsicht. Die anderen kommen für sie an erster Stelle, sie ist immer für andere da. Mutti ärgert sich nicht so über Jo wie über mich. Im Grunde ist es wirklich blödsinnig. Wir

drehen uns im Kreis, meine Mutter macht sich für Jo stark, Jo macht sich für mich stark ...«

»Findet Ihre Mutter, dass Sie Jo ausnutzen, wenn Sie sich von ihr unterstützen lassen?«, fragte Sam in der Annahme, dass das verständlich sei. Er fragte sich, wie Jos Mann Neil das wohl sah. Gab es Streit deswegen?

»Ja.« Ritchie nickte. »Vor einigen Jahren bat Jo Mutti, ihr Testament zu ändern. Sie wollte, dass sie das Haus nur mir hinterlässt. Sie wollte auf ihren Anteil verzichten. Sie hätte bereits ein Haus, sagte sie. Während ich Muttis Haus ja brauche, wenn sie mal stirbt, wenn ich nicht für immer in diesem Loch

hausen will.«

Sam vermied jeden Augenkontakt und konzentrierte sich darauf, in sein Notizbuch zu schreiben. War das die Information, nach der Simon suchte? Es klang ganz danach. Sam hatte es aufgegeben, sich die Frage zu stellen, wie Simon quasi riechen konnte, dass es eine Geschichte gab, die noch nicht erzählt worden war, während niemand sonst das ahnte.

»Meine Mutter sagte, ihr Testament sei ihre Sache, und sie würde es nicht ändern«, fuhr Ritchie fort. »Sie kam mit irgendwelchen Sprüchen von wegen Fairness: Eltern müssten all ihre Kinder

gleich behandeln, ungeachtet der Umstände, selbst wenn eines der Kinder im Geld schwimmt und das andere pleite ist. Nicht, dass Jo im Geld schwimmen würde, aber sie hat ... ein ausreichendes Einkommen.«

»Sie sind anderer Meinung?«, fragte Sam. Je mehr er über Ritchie Bakers Mutter erfuhr, desto mehr billigte er ihre Ansichten.

»Normalerweise wäre ich das nicht«, entgegnete Ritchie. »Ich war immer davon ausgegangen, dass Mutti uns allen zu gleichen Teilen alles vererben würde. Ich wäre nie auf den Gedanken gekommen, das Haus für mich allein haben zu wollen, wenn Jo nicht die Idee

gekommen wäre. Aber sie hat es vorgeschlagen, es war ihr Wunsch, und meine Mutter hat sich trotzdem geweigert. Das ist doch schlicht Sturheit, oder? Das ist Prinzipienreiterei.«

Sam war Jo Utting nie begegnet, und es fiel ihm schwer, an Ritchies Version von ihr zu glauben. »Ist Ihre Schwester wirklich so selbstlos, dass Sie Ihnen ihr Erbteil schenken würde?«

Ritchie lächelte. »Fragen Sie Jo, ob sie selbstlos ist«, sagte er. »Sie würde sich vor Lachen beissen. Sie hat alles, was sie sich nur wünschen könnte, sagt sie. Einen netten Mann mit einer erfolgreichen Firma, ein schönes Haus,

das ihnen gehört und nicht der Bank, zwei wunderbare Kinder, Sabina, die ihr hilft ... Jo will nur, dass ich es genauso gut habe wie sie. Sie sagt immer:

›Verkauf dich nicht zu billig. Nimm nicht einfach irgendeinen Job an, nur um Mutti zu gefallen. Warte, bis du irgendwas findest, was dir wichtig ist.« Ritchie lachte in sich hinein. »Um die Wahrheit zu sagen, ich glaube, es gefällt ihr, dass ich nicht arbeite. Sie mag es, dass sie mich jederzeit anrufen oder vorbeikommen kann, ich bin ja immer hier.«

Er hat seine Schwester tatsächlich gern, dachte Sam, und nicht nur aus materialistischen Gründen. »Ihre Mutter

hat ihr Testament also nicht geändert?«

»Soweit ich weiß nicht. Wir haben nie wieder darüber gesprochen, aus offensichtlichen ... Oh.« Er hielt inne.

»Sie kennen die Gründe ja gar nicht, Sie wissen es nicht.«

Sam wartete.

»Am Tag, nachdem Jo und Mutti sich deswegen gestritten hatten – das erste und einzige Mal –, passierte etwas Sonderbares. Jo ... verschwand, ohne irgendjemandem irgendwas zu sagen. Mit Neil und den Kindern. Oh, sie kam zurück, aber da war der erste Weihnachtstag schon vorüber. Niemand hat je was gesagt, aber ich glaube, meine

Mutter denkt, dass Jos Verschwinden etwas mit ihrem Streit über das Testament und das Haus zu tun hatte. Eigentlich würde es mich nicht überraschen, wenn sie ihr Testament doch geändert hätte, ohne jemandem etwas davon zu sagen. Jos Verschwinden hat ihr einen ziemlichen Schrecken eingejagt. Uns allen.«

War Sam irgendetwas entgangen? Alles an dieser Geschichte klang irgendwie falsch. »Aber – Jo kam zurück, sagen Sie. Hat sie denn nicht erzählt, wo sie war und warum sie weggegangen ist?«

»Nein. Es war offensichtlich, dass sie nicht darüber reden wollte.«

»Aber wenn Ihre Mutter danach ihre Meinung geändert hat und nur Ihnen das Haus hinterlassen hat, warum hätte sie Jo das denn nicht sagen sollen? Jo wäre doch vermutlich erfreut gewesen, dass sie bekam, was sie wollte.«

»Ich weiß nicht, ob meine Mutter ihr Testament geändert hat«, sagte Ritchie.
»Ich vermute es nur.«

»Wenn sie es getan hat. Mal angenommen.« Am meisten interessierte Sam, warum die Beteiligten nicht miteinander kommunizierten und dass Ritchie das alles als völlig normal hinstellte. »Warum, glauben Sie, sollte sie es Jo nicht erzählen?«

Ritchie dachte über die Frage nach.
»Das ist schwer in Worte zu fassen«,
erwiderte er schließlich. »Ich nehme an,
... wenn Mutti annimmt, dass Jo wegen
des Streits über das Testament so
aufgebracht war, dass sie so was tun
konnte, scheut sie sich, das Thema erneut
anzusprechen. Wenn Jo beschließt, dass
ein Thema abgeschlossen ist, ist es
abgeschlossen. Wenn sie nicht über
etwas reden will ...« Er ließ den Satz in
der Luft hängen.

»Und Sie haben Ihre Mutter auch nie
nach dem Testament gefragt, wenn Jo
nicht dabei war?«

»Nein. Das würde mir kaum zustehen,
oder?«

»Sie haben es auch nicht mit Jo erörtert?«

»Auf keinen Fall. Sie war einen ganzen Tag lang verschwunden«, betonte Ritchie, als wäre Sam der springende Punkt beim ersten Mal entgangen. Offenbar sah er da einen kausalen Zusammenhang. Sam war nicht überzeugt, dass es sich nicht nur um einen Zufall handelte. Wenn eine Sache auf eine andere folgte, nahmen Leute oft an, dass eine Ursache-und Wirkung-Beziehung bestand, die gar nicht existierte.

»Um keinen Preis würde ich das Thema nochmal ansprechen.« Ritchie sah

plötzlich verstört aus. »Die ganze Familie war zusammen, Jo hatte diesen Riesenkasten in Surrey gemietet ... es sollte eigentlich eine schöne Zeit für uns alle werden.«

»Stattdessen haben Sie den Weihnachtstag damit zugebracht, sich Sorgen zu machen«, sagte Sam.

»Ja, und die Polizei davon zu überzeugen, nach ihr zu suchen. Denen war das piepegal. Ich meine nicht Sie, sondern die Polizei von Surrey. Mit der Polizei hier habe ich nur die besten Erfahrungen gemacht.«

Sam nickte. Er wusste es zu würdigen, dass Ritchie seine Gefühle nicht

verletzen wollte, und fragte sich, warum er keine so starke Missbilligung empfand, wie es vermutlich die meisten Leute tun würden und wie es eigentlich auch angebracht war. Er nahm sich vor, zu überprüfen, ob Ritchie in einer der polizeilichen Datenbänke erfasst war.

»Ich habe Jo wahnsinnig gern, und wir sehen uns ständig, aber in Surrey habe ich meine Lektion gelernt, auch wenn es schon Jahre her ist. Fünf oder sechs? Nein, Barney war noch ein Baby, also eher sieben Jahre.«

Zeitrechnung für Menschen ohne Terminkalender, dachte Sam. Es hörte sich an wie der Titel eines Romans, den seine Frau Kate in ihrem

Literaturgesprächskreis besprechen könnte. »Inwiefern haben Sie Ihre Lektion gelernt?«, fragte er.

»Die Familie kommt immer noch jedes Jahr zusammen, aber ohne mich. Ich habe immer eine Ausrede, normalerweise eine ziemlich lahme. Ich glaube kaum, dass mir irgendjemand glaubt.«

»Ausrede für was?«

»Seitdem habe ich jedes Weihnachtsfest allein verbracht«, verkündete Ritchie stolz.



Simon stieß Charlie zur Seite, als sie versuchte, ihm zur Begrüßung einen Kuss zu geben. »Das muss sofort aufhören«, sagte er.

Geh ihm nicht hinterher. Charlie blieb stehen, wo sie war. Sie hörte, wie sein Mantel zu Boden geworfen wurde, wie die Kühlschranktür aufging und wieder zugeknallt wurde. »War das die Kurzform für ›Ich will die Scheidung‹?«

»So wird es kommen, wenn du deine Eifersucht nicht unter Kontrolle kriegst.«

»Eifersucht?« Wovon redete er?

»Drei SMS, in denen du fragst, wer Johannah Utting ist, obwohl du weißt,

dass ich arbeite und dir nicht antworten kann, und sowieso habe ich keine Zeit für diesen Scheiß. Es macht mich ganz krank. Jede Frau, deren Namen ich erwähne ...«

»Du denkst, dass ich eifersüchtig auf Hannah Utting bin«, folgerte Charlie.

»Wenn ich dir gesagt hätte, wer sie ist, wäre deine nächste Frage gewesen, ob sie attraktiv ist.«

»Nein, wäre es nicht.«

»Du bist nicht erbärmlich, also benimm dich nicht so, als wärst du es«, tobte Simon weiter, ohne sie zu beachten. »Du hast keinen Grund, auf jede Frau

eifersüchtig zu sein, der ich über den Weg laufe. Ich bin mit dir zusammen. Ich bin mit dir verheiratet. Irgendwelche anderen Frauen sind mir scheißegal, und das weißt du, oder du solltest es wissen. Du bist mein Leben. Du und die Arbeit, aber hauptsächlich du. Ist es das, was du von mir hören willst? Wenn ich solche Sachen öfter sage, hörst du dann auf, mich jedes Mal in die Mangel zu nehmen, wenn ich den Namen einer Frau erwähne?«

Charlie holte tief Luft. Er machte ihr Angst, wenn er so wütend war, aber noch mehr Angst machte es ihr, dass sie ihn trotzdem provozieren würde. Ihr fehlte der Beruhigungsinstinkt, den die

meisten Frauen zu haben schienen. »Um deine Fragen der Reihe nach zu beantworten: Ja, das ist genau das, was ich von dir hören will, obwohl du an der Form noch arbeiten könntest. Aber das nur als kleine Anmerkung. Ob ich aufhören werde, dir Fragen zu stellen, wenn du im Gespräch den Namen fremder Frauen fallenlässt? Schön, wenn du das willst. Es sei denn, es gibt mildernde Umstände.«

»Was zum Teufel soll das denn bedeuten?«

»Es bedeutet, dass ich immer noch wissen will, wer Johannah Utting ist.«

»Sie ist attraktiv. Sehr. Sie ist hübscher

als du, na und? Ich liebe sie nicht und werde sie nie lieben. Ich liebe dich!«

Charlie zuckte zusammen. »Um noch mal auf meine Anmerkung von eben zurückzukommen, auf den formalen Aspekt ... Mir das aus der Küche zuzubrüllen ...«

»Du kannst von Glück sagen, dass ich nicht ›Verpiss dich‹ brülle, denn genau danach ist mir im Augenblick zumute!«

»Ehrlich gesagt, lenkt das schon ein wenig von der ansonsten romantischen Botschaft ab, die du rüberzubringen versuchst.« Ebenso wie die Zwei-Liter-Packung Halbfettmilch, aus der er gerade einen Schluck nahm. Charlie

beschloss, das nicht zu erwähnen.

»Nur weil ich nicht ... Ach, scheiß drauf. Vergiss es.« Er wandte sich ab. *Ab in ein anderes Zimmer, er dreht ihr den Rücken zu.* Simon war das Paradebeispiel für Kommunikationszusammenbrüche allerorten.

»Nur weil du nicht was?«, fragte sie.
»Keinen Sex mit mir hast, wenn du es irgend vermeiden kannst? Mir nicht erlaubst zu erklären, warum ich etwas wissen wollte, sondern gleich das Schlimmste annimmst und auf mich losgehst? Es ist mir scheißegal, wie Hannah Utting aussieht! Ich bin nicht eifersüchtig auf sie und war es auch nie.

Habe ich erwähnt, dass ich keine Ahnung habe, wer sie ist? Wer ist sie? Da, ich habe nochmal gefragt. Ich krieg den Bogen einfach nicht raus, ich schaff es nicht, die ergebene Ehefrau zu spielen, was?« Sollte es Charlie Sorgen machen, dass sie erst jetzt wütend wurde? Ihre erste Reaktion war gewesen, auf Simons grundlosen Angriff zu reagieren, als wäre er ein anspruchsvoller Hausgast, den sie zum Bleiben eingeladen hatte.

»Willst du den wahren Grund dafür wissen, dass ich ein Heidengeld für eine Hypnotherapie ausbebe?«, sagte sie.

»Proust glaubt, es hat nichts damit zu tun,

dass du das Rauchen aufgeben willst.«
Simon stellte die Milch in den
Kühlschrank zurück.

»Ich kann gar nichts aufgeben. Konnte ich noch nie. Nicht dich, nicht das Rauchen, keines der Dinge, die ich liebe, die mich aber umbringen. Ich habe Ginny noch nicht gefragt, aber wenn und falls ich es tue, bin ich mir ziemlich sicher, dass sie mir mitteilen wird, dass es so leider nicht funktioniert, dass sie mir keine Gehirnwäsche verpassen kann, damit ich aufhöre, dich zu lieben und mir stattdessen jemand Normales suche.«

»Jeder normale Mann würde meilenweit wegrennen, wenn er dich kommen sieht«, sagte Simon. Er schien sich

etwas beruhigt zu haben. Weil er über etwas nachdachte, erkannte Charlie. Über sie? Durfte sie wagen, das zu hoffen? Nein, wahrscheinlich dachte er über seinen Fall nach, entschied sie.

»Ich werde das Geld sparen«, verkündete sie und traf die Entscheidung, während sie sich den Satz sagen hörte. »Ich werde nicht wieder zu Ginny gehen.«

»Unser Sexleben. Das ist das Problem, von deiner Warte aus gesehen, oder?«

Charlie erstarrte. Hatte sie sich verhört?

»Alles ist gut zwischen uns, nur dass wir ... es nicht oft genug tun?« Simon stand

in der Küchentür. Sein Körper füllte den Türrahmen fast aus.

»Ich habe ein wenig Angst«, gab Charlie zu. »Wollen wir dieses Gespräch wirklich führen?«

»Ich mag Sex ebenso sehr wie jeder andere.«

»Das ist nicht wahr, und wenn du nicht willst, dass es einen anderen gibt, gibst du das besser zu.« Hatte sie ihm gerade angedroht, Sex mit jemand anderem zu haben? Das hatte sie nicht vorgehabt. Es hatte Nächte gegeben, in denen sie darüber nachgedacht hatte, ob sie ihn schlafend im Bett liegen lassen sollte, um irgendwo hinzufahren, wo sie leicht

jemanden aufreißen konnte, irgendeinen Mann, den sie nicht kannte, den sie nie wiedersehen würde und mit dem sie aus reinem Spaß an der Freude vögeln konnte, weil es das war, was sie und Simon verdient hatten.

Sie würde es niemals tun, das wusste sie. Die sexuelle Praktik, bei der Rachephantasien das treibende Moment darstellten, hatte einen Namen, einen Namen, der ekelhaft genug war, um sie davon abzuhalten, das in die Realität umzusetzen.

»Es ist nicht so, dass ich es nicht tun möchte, und ich will es auch nicht mit jemand anderem tun«, sagte Simon. »Das schwöre ich. Alles klar?«

»Äh ... eigentlich nicht. Wovon redest du?«

»Ich hätte schon längst versuchen sollen, es dir zu erklären.«

»Versuch es jetzt. Glaub mir, wenn du denkst, hiermit wäre die Aufklärungsarbeit geleistet, irrst du dich gewaltig.«

»Ich fühle mich durchaus zu dir hingezogen. Körperlich.«

Charlie lachte. Es klang, als hätte er das kürzlich erst entdeckt, und es erstaunte ihn maßlos.

»Ich würde nichts lieber tun, als mit dir ins Bett zu gehen, wenn ich nicht wüsste, dass du es ebenfalls willst.« Er fluchte leise. »Ich meinte damit nicht ...«

»Du meinst nicht, dass du mich vergewaltigen willst«, stellte Charlie klar.

»Nein.«

»Schon gut, Simon. Ich weiß, dass du das nicht meinst.« Sie sprach in ruhigem Ton. Wenn jetzt etwas passierte, das ihn in Panik versetzte, war die Gelegenheit vielleicht für immer vertan.

»Ich meinte damit, da du es willst, kann es jederzeit passieren, und ... ich

glaube, es wäre mir lieber, das wäre nicht so, weil es ... sich nicht richtig anfühlt. Das hat es nie. Es hat nichts mit dir zu tun. Nichts von alledem hat irgendwas mit dir zu tun. Es liegt an mir, irgendetwas in mir ist total verkorkst.«

»Sprich weiter«, sagte Charlie.

»Es ergibt einfach keinen Sinn.« Den Satz hatte sie schon so oft von ihm gehört, ausgesprochen mit derselben Frustration. Nur dass er diesmal nicht über irgendeinen bizarren Mord sprach.

»Es gibt nichts, was privater wäre, aber das darf es nicht sein, oder?«, sagte er, wieder zornig. Weil das leichter war, als verlegen oder beschämt zu sein?

»Man muss es vor anderen Leuten tun.

Oder allein, aber dann ist man pervers.
Es gibt ...«

»Moment mal. Vor anderen Leuten?«

»Ich rede nicht davon, es in der Öffentlichkeit zu tun, vor Publikum«, murmelte Simon und starrte auf den Fußboden. Er hatte die Hände zu Fäusten geballt. »Nur ... vor dem, mit dem man gerade zusammen ist.«

Charlie begriff. Er meinte sie. Sie war »andere Leute«.

»Du willst damit sagen, es sollte eigentlich privat sein, und dir ist unbehaglich dabei zumute, es in meiner Gegenwart zu tun?« Sag es nicht so, als

könntest du es kaum glauben. »Obwohl ich die Person bin, mit der du es machst?«

»Was mich zu einem Freak macht«, sagte Simon ungeduldig. »Heutzutage tut jeder alles vor den Augen der ganzen Welt. Niemanden kümmert das, niemand hält es für merkwürdig. Wenn ich im Präsidium mal pissen muss, wird von mir erwartet, dass ich es vor allen anderen mache, die gerade im Herrenklo herumhängen. Das war schon immer so, aber heutzutage ... Nichts ist mehr privat. Die Leute bringen im Fernsehen ihre Kinder zur Welt, bekommen im Fernsehen die Ergebnisse von Vaterschaftstests und Lügendetektortests

zu hören, werfen einander allen möglichen Scheiß vor, über den sie nicht in aller Öffentlichkeit reden sollten. Leute sterben im Fernsehen, Prominente lassen ihren Todeskampf filmen, die Euthanasie-Befürworter dokumentieren ihre eigenen Abschiede. Verdammt, man kann sogar auf You Tube zusehen, wie Saddam Hussein hingerichtet wird! Und nein, bevor du fragst, ich will nicht Sex damit vergleichen, dass ein Diktator das bekommt, was er verdient hat. Okay?«

Charlie begriff, was für einen Fehler sie gemacht hatte. Sie hatte angenommen, dass es etwas mit ihr zu tun hatte, dass Simon sie nicht genug begehrte oder nicht vergessen konnte, wie promiskuitiv

sie gewesen war, als er sie kennenlernte. Wenn sie nur an ihn dachte und sich selbst aus der Gleichung herausnahm, ergab das, was er sagte, einen Sinn. Nein, korrigierte sie sich, es ergab keinen Sinn, und das würde es auch nie, nicht für sie, aber es passte zu einigen seiner übrigen Komplexe. Bis vor ein paar Jahren war er nicht bereit gewesen, in ihrer Gegenwart etwas zu essen, und der Gedanke, dass andere Leute ihm beim Essen zusehen könnten, war ihm immer noch zuwider. Wenn sie vorschlug, in ein Lokal zu gehen, schützte er immer Müdigkeit vor und schlug vor, stattdessen etwas zu bestellen.

Er schloss jedes Mal die Tür ab, wenn er das Bad benutzte. Charlie nicht. Manchmal machte sie die Tür nicht mal zu. Simon war nie hereingekommen, nicht ein einziges Mal.

Seine Eltern waren Leute, die vor Angst bebten, wenn es an der Tür klingelte. Charlie hatte es selbst miterlebt, mehr als einmal. »Wer könnte das sein?«, sagten sie dann, oder manchmal sogar: »Was könnte das sein?«, als würden sie gar nicht mehr erkennen, dass jemand aus der Außenwelt mit ihnen zu interagieren versuchte.

Doch, es war vollkommen einleuchtend, sofern irgendetwas an Simon klar und einleuchtend sein konnte. Ich sollte froh

sein, dass ich jetzt zumindest Bescheid weiß, dachte sie, dass ich zumindest verstehe, wo das Problem liegt. Sie konnte später immer noch versuchen, es zu lösen. Es musste irgendeinen Weg geben.

»Ich weiß, was du denkst«, sagte Simon.
»Das mache ich auch nicht.«

»Was machst du nicht?«

»So meinte ich das nicht, mit privat – ich gucke keine Pornos, und ich hole mir auch keinen runter.«

»Das hatte ich auch nicht angenommen.«

»Ich bin nicht pervers.«

»Das weiß ich, Simon. Ich verstehe, aber ...« Gott, war das schwierig. Es hätte geholfen, darüber lachen zu können. Oder zu weinen oder zu schreien. »Dann sitzt du in der Falle, oder? Du hast Hemmungen, Sex mit mir zu haben – vor mir, wie du es siehst, und das, was du pervers nennst, willst du nicht. Viele Leute würden da übrigens gar keine Abweichung vom normalen sexuellen Verhalten sehen. Was deine Mutter dir auch erzählt haben mag, es ist keine Sünde. Alle machen es. Nicht unbedingt Pornos gucken, aber ...«

»Ich nicht.«

»Alle anderen schon. Hör dich um. Und es ist auch kein Entweder-oder,

entweder allein oder mit jemand zusammen. Man kann beides machen. Beides wird wärmstens empfohlen.« Sexualkunde, die wichtigsten Grundlagen knapp und verständlich zusammengefasst.

Simon schob sich an ihr vorbei und ging zur Treppe. *Gespräch beendet*. Charlie wollte fragen, was er jetzt vorhatte. Sie hatten offen über das Problem gesprochen, das musste doch eine gute Sache sein. Würde Simon in Zukunft noch gehemmter und verkrampter sein oder weniger gehemmt und verkrampt?

Sie folgte ihm die Treppe hinauf und fiel fast die Treppe hinunter, als er sich

unvermittelt umdrehte. »Jo«, sagte er.

»Wie bitte?«

»Jo Utting.«

»Sogar Jo Utting«, sagte Charlie. »Ich bin sicher, sie kann richtig stürmisch wichen.«

»Was?! Das ist ja widerlich. Darüber habe ich nicht geredet, und ich werde es auch nie wieder tun. Du hast sie Jo genannt, nicht Johannah.«

»So nennt sie sich«, konterte Charlie.

»Du wolltest von mir wissen, wer sie ist«, fuhr Simon sie an. »Wenn du nicht

weiß, wer sie ist, woher weißt du dann, wie sie sich nennt?«

»Die Antwort auf diese Frage hättest du längst, wenn du nicht davon ausgegangen wärst ...«

»Sag mir, was los ist!«, brüllte Simon ihr ins Gesicht. »Das ist wichtig.«

Im Gegensatz zu dem, über das wir eben gesprochen haben?

»Nein«, sagte Charlie. »Nicht, bevor du dich entschuldigst.«

»Es tut mir leid. Okay?«

»Nein. Zu rasch und daher nicht im

Mindesten befriedigend. Wofür entschuldigst du dich?«

»Keine Ahnung.« Er blickte sich um, als hoffe er, die richtige Antwort irgendwo auf den Stufen oder dem Treppenabsatz zu entdecken. »Für alles und jedes. Sag es mir, bitte.«

»Erst brauche ich einen Drink. Ich muss mich setzen.« Ich habe einen Schock erlitten, hätte sie am liebsten hinzugefügt. Es stimmte.

Simon seufzte tief und fuhr sich über das Gesicht, und Charlie hatte das Gefühl, als würden sie sich voneinander fortbewegen, obwohl sie sich gar nicht berührt hatten. Irgendeine bindende

Kraft war gebrochen, und das war eine Erleichterung. Sie hatte die Fähigkeit wiedergewonnen, sich frei zu bewegen und frei zu denken, unabhängig von seinen Bewegungen und Gedanken. Er hatte sie freigesetzt. Vorübergehend. Er würde immer in der Lage sein, sie nach Belieben erstarren zu lassen, ihre Wahrnehmung zu verzerren, ihr Selbstgefühl zu entstellen. Es war verrückt, sich einzubilden, Leute wie Ginny Saxon könnten irgendetwas daran ändern.

Sie sprachen nicht, als sie sich ein Bier einschenkten und sich ins Wohnzimmer setzten. Wir tun so, als seien wir normale, zivilisierte Menschen, dachte

Charlie, die sich ein Bier holen und auf einen netten, entspannenden Abend einstellen. Sie wusste, Simon würde ihr seine volle Aufmerksamkeit schenken, sobald sie anfang, die Geschichte zu erzählen. Das war der Unterschied zwischen ihnen, einer von vielen. Sogar während sie ihm von Amber Hewerdine und Little Orchard erzählte, würden ihre Gedanken teilweise bei dem sein, was sie gerade über ihn entdeckt hatte, bei dem, was er ihr gestanden hatte. Sah er das ebenfalls so, als Beichte? Würde er später noch einmal über ihr Gespräch nachdenken, oder würde er sich vormachen, es hätte nie stattgefunden?

Charlie hatte das Bedürfnis, mit einem

eigenen Geständnis darauf zu reagieren. Wenn sie seine Beschämung hätte auf sich nehmen können, beides empfinden, ihre und seine Scham, hätte sie das frohen Herzens getan. Sie hoffte, er würde in der Lage sein, ihr zu vergeben, was sie jetzt über ihn wusste, und es ihr nicht als neuerliches Eindringen in seine Privatsphäre übelnehmen.

Also beichtete sie, dass sie gestern Nacht Kopien der Akte durch Amber Hewerdines Briefschlitz geschoben hatte. Sie wollte sich dafür entschuldigen, aber Simon winkte ab und sagte, das sei ihm gleich, er habe selbst schon daran gedacht, das zu machen. »Was noch?«, fragte er.

Sie schilderte ihr Treffen mit Amber im Internet-Café, erzählte von dem Gefallen, den sie Amber abgeschlagen hatte, und der Mail, die sie an die Eigentümer von Little Orchard geschickt hatte.

»Warum hast du das getan?«, unterbrach Simon sie. »Irgendeine Französin, die Amber Hewerdine mal ein Ferienhaus vermietet hat, will ihr jetzt keins mehr vermieten? Und?«

»Genau mein Gedanke«, sagte Charlie. »Aber ein kleiner Teil von mir fragte sich, ob dieses Haus, Little Orchard, vielleicht doch irgendwas mit Kat Allen zu tun hatte oder mit dem Brand gestern Nacht oder ... Keine Ahnung. Ich hatte

einfach nicht begriffen, warum sie ausgerechnet mich um so etwas bitten sollte – es sei denn, weil ich mit dir verheiratet bin. Ich hatte den Eindruck, dass sie dachte, Veronique Coudert und ihr Haus könnten irgendwas damit zu tun haben. Aber sie war sich ihrer Sache nicht sicher genug, um mit dir darüber zu reden. Also kam sie stattdessen zu mir, fast in der Hoffnung, ich würde es dir erzählen oder der Sache nachgehen oder ...« Charlie zuckte die Achseln. »Mir fiel kein anderer Grund dafür ein, dass sie eine Polizistin, die sie kaum kennt, bitten sollte, so etwas für sie zu tun.«

»Gut, du hast also eine E-Mail an Veronique Coudert geschickt«, sagte

Simon. »Und?«

»Ich habe eine Mail an die Eigentümer von Little Orchard geschickt«, berichtete Charlie ihm. »Als unschuldige Ferienhaus-Interessentin kenne ich seinen oder ihren Namen ja nicht.«

»Und?«

»Hör auf, ›und‹ zu sagen. Halt den Mund, und ich erzähle dir, was und. Die Antwort lautete, ja klar, wann ich das Haus denn mieten wolle?«

»Also lag Amber mit ihrer Vermutung richtig«, meinte Simon nachdenklich.

»Sie ist dort nicht willkommen, und nur sie. Und sie hatte keine Ahnung, warum

das so sein könnte?«

»Nein, aber das ist nicht das Interessanteste daran. Die Mail der Eigentümerin, aus der eindeutig hervorging, dass sie die Eigentümerin war, war nicht mit Veronique Coudert unterschrieben. Sondern mit Jo Utting.«

»Was?!«

»Also, ich würde mal annehmen, dass Jo Utting und Johannah Utting dieselbe Person ist«, sagte Charlie. »Also frage ich dich noch einmal, und das ohne eine Spur von Eifersucht in meinem nach Sex ausgehungerten Körper: Wer ist Johannah Utting?«

»Amber Hewerdines Schwägerin und beste Freundin«, murmelte Simon. »Nur dass Amber sie nicht besonders mag.«

»Wenn sie sich so nahestehen, wieso wusste Amber dann nicht, dass das Haus Jo gehört? Und wer ist Veronique Coudert? Simon?« Sie hatte ihn an seine eigenen Gedanken verloren. »Simon!«

»Sie war bereit, dir das Haus zu vermieten, sagst du?«

Charlie knirschte mit den Zähnen.

»Vergiss es, Simon. Ich werde nicht ...«

»Miete es«, sagte er und stand auf.

»Sobald wie möglich. Ist es im Augenblick frei?«

Sollte sie so tun, als wüsste sie nicht, dass an diesem Wochenende niemand in Little Orchard erwartet wurde? Zu spät. Er konnte ihr die Wahrheit vom Gesicht ablesen.

»Du könntest morgen losfahren«, sagte er.

»Ich? Warum ich? Nein! Nein, ich könnte nicht morgen losfahren. Ich muss arbeiten, und ich ...«

»Melde dich krank. Hast du doch schon mal getan.«

Nichts ist entschieden. Kann es auch nicht, solange du nicht einwilligst. Tu's nicht. Weigere dich. »Warum fährst du

nicht selbst?«

»Jo Utting kennt meinen Namen und weiß, wie ich aussehe«, sagte Simon.

»Wir treffen uns dort, aber sie darf nicht erfahren, dass es irgendwas mit mir zu tun hat. Was auch immer sie zu verbergen hat ...«

»Das ist doch verrückt, Simon. Es besteht keinerlei Notwendigkeit, zu irgendeinem x-beliebigen Ferienhaus in Surrey zu rasen. Du weißt ja nicht einmal, warum Amber unbedingt wieder in dieses Haus will. Warum redest du nicht mit ihr, oder mit Jo Utting, oder mit beiden?«

»Das werde ich. Genau das werde ich

tun. Und du wirst Little Orchard für dieses Wochenende mieten, damit ich sofortigen Zugang dazu habe, sobald ich mit Amber gesprochen habe und weiß, warum ich es brauche.«

Charlie schloss die Augen. Mein gesamtes Leben könnte sich mit vollem Recht krankmelden, dachte sie.

»Worauf wartest du?« Der Klang seiner Stimme unterbrach ihren Versuch, sich ein eigenes Urteil zu bilden. »Mach die Augen auf.«

Kein Versteck, nirgendwo. So viel zur Privatsphäre. Und zur Autonomie.

»Miete das Haus«, wiederholte er im

Hinausgehen. Kurz darauf hörte Charlie, wie die Haustür knallend ins Schloss fiel.

Schweigen wir ein paar Minuten, atmen tief und langsam, ruhig und gleichmäßig, lassen allen Stress und alle Anspannung los. Auch Sie, Simon. Ich befürchte, dass Ihr unruhiger Atemrhythmus Amber negativ beeinflussen könnte. Atmen Sie tief in den Brustkorb hinein, tief in den Bauch hinein. Ja, so ist es besser. Viel besser.

Gut. Lassen Sie mich erklären, warum es so wichtig ist, dass wir ganz ruhig bleiben. Eine Erinnerung

ist aufgetaucht, und wir haben jeden Grund zu der Annahme, dass sie wichtig ist. Aber das bedeutet nicht, dass es die einzige Erinnerung ist, die wieder auftauchen wird. Wenn eine verdrängte Erinnerung befreit wird, quellen oft andere mit heraus. Nehmen wir die neue Erinnerung also erst einmal gelassen zur Kenntnis. Wir tun einfach so, als hätten wir es schon immer gewusst. Das ist natürlich nicht der Fall, und genau das ist das Faszinierende an verdrängten Erinnerungen, die wieder hochkommen. Man zieht sie nie in Zweifel. Amber, Sie sagen, dass Sie sich sicher sind. Dieses

letzte Detail ist ein integraler Teil der Szene, so wie Sie sie in Erinnerung haben. Es würde mir kaum gelingen, Sie davon zu überzeugen, dass Sie es sich nur eingebildet haben. Und dennoch fehlte uns dieses Detail noch vor fünf Minuten. Jetzt, wo es aufgetaucht ist, haben Sie den Eindruck, es wäre schon immer da gewesen, aber gleichzeitig wissen Sie, dass das nicht stimmt. Wenn Sie es also vorher nicht wussten und es jetzt so sicher wissen wie Ihren eigenen Namen, woher stammt dieses Wissen?

So ist das, wenn eine verdrängte Erinnerung ans Licht kommt: Eben

noch war sie überhaupt nicht da, und kurz darauf war sie schon immer in ihrer Gänze vorhanden. Es ist etwas völlig anderes als das Gefühl, dass etwas irgendwo in den äußeren Bereichen unseres Gedächtnisses herumschwebt, dem »Es liegt mir auf der Zunge«-Gefühl. Diese Erinnerungen haben wir herumliegen lassen und vergessen, weil sie uns nicht wichtig sind. Wenn uns klar wird, dass wir sie brauchen, und nach ihnen suchen, tauchen sie meistens ohne allzu viel Mühe wieder auf – erst als Kitzeln im Gehirn, dann eine teilweise Antwort, dann die ganze. Wie ein Baby, das

geboren wird – erst der Kopf, dann die Schultern ... Sie verstehen, was ich meine.

Verdrängung ist anders. Wir verdrängen aus einem guten Grund, wir verdrängen, um uns selbst zu schützen. Amber, Sie zeigten sich enttäuscht, obwohl Sie ein Rätsel gelöst haben – oh doch, das haben Sie, ob es Ihnen nun bewusst ist oder nicht –, weil es nicht das Rätsel ist, das Sie zu lösen gehofft hatten. Sie wissen immer noch nicht, wo Sie diese Worte, die auf dem linierten Blatt Papier standen, gesehen haben. Entspannen Sie sich. Das könnte die nächste Erinnerung sein,

die sich zeigt, nun, wo wir den Schließmechanismus Ihres Unbewussten geölt haben. Und auch wenn das nicht eintreten sollte, manchmal nimmt die richtige Antwort nicht die Form an, die man erwartet hat. Ich will mich mal weit aus dem Fenster lehnen und behaupten, dass Ihre Enttäuschung versteckte Verdrängung ist. Es ist ein Sicherheitsnetz. Sie versuchen immer noch, sich selbst zu täuschen, weil Sie Angst vor der Wahrheit haben. Wenn Sie enttäuscht sind, muss das bedeuten, dass wir heute nicht weitergekommen sind, dass die Sitzung Zeitverschwendung war.

Aber das war sie nicht. Wir sind weitergekommen. Sie haben uns weitergebracht, mit einem fehlenden Detail, das Ihnen wieder eingefallen ist, und das macht Ihnen solche Angst, dass Sie versuchen, mit voller Kraft zurückzurudern.

Nein, nicht ... bedaure, Simon, Sie werden später mit Amber sprechen können, aber ... es ist wichtig, dass weiterhin ich die Leitung dieser Sitzung habe.

Amber, so sehr ich diese Versuchung verstehe, Sie dürfen ihr nicht nachgeben. Wenn Sie sich zwingen, Ihr Wissen zu verdrängen,

machen Sie sich krank – körperlich oder seelisch oder beides.

Also, was wissen Sie? Ich werde also erneut den therapeutischen Verhaltenskodex vergessen, denn wenn ich darauf warten würde, dass Sie Ihr neues Wissen in Worte fassen, würden wir noch in einem Jahr hier sitzen.

Ich werde genau das wiedergeben, was Sie gerade erzählt haben. Hören Sie zu und achten Sie darauf, ob Sie hören können, wie sehr die Wahrheit auf der Hand liegt.

Als Sie, Jo und die anderen 2003

von Little Orchard wegfahren – nein, stimmt ja gar nicht, am Neujahrstag 2004 –, hing der Schlüssel zu dem verschlossenen Arbeitszimmer nicht an dem Nagel an der Rückwand der Küchenanrichte.

Die anderen waren schon draußen, man stieg ins Auto ein, verabschiedete sich und versicherte sich, welch schöne Zeit man miteinander verlebt habe, wobei niemand das Verschwinden und Wiederauftauchen von Jo, Neil und ihren beiden Söhnen erwähnte. Sie und Jo waren die Letzten, die das Haus verließen. »Kannst du mal rausgehen?«, sagte Jo abrupt zu

Ihnen, als hätten Sie irgendwas falsch gemacht. »Ich muss die Alarmanlage einschalten. Du stehst direkt vor dem Sensor.« Sie standen neben der Küchentür. Bevor Sie nach draußen traten, warfen Sie einen Blick zwischen Anrichte und Wand und entdeckten, dass der Schlüssel nicht dort hing, wo Sie und William ihn am zweiten Weihnachtstag entdeckt hatten.

Jo gab den Code in die Alarmanlage ein, trat ebenfalls nach draußen und schloss die Küchentür ab. Dann hängte sie die Hausschlüssel wieder an ihr Versteck in der Garage, und nachdem Sie uns das erzählt hatten,

Amber, waren Ihre Worte: »Ich habe sie das nicht tun sehen, aber ich nahm an, dass sie es getan hat.«

Und jetzt? Was nehmen Sie jetzt an? Hat Jo die Schlüssel wieder in das Versteck in der Garage gehängt, damit sie später vom Eigentümer oder der Putzfrau abgeholt werden konnten? Oder glauben Sie, sie hat die Schlüssel in die Handtasche gesteckt und mit nach Hause genommen?

Sie haben uns bereits berichtet, dass die Putzfrau gestern, als Sie zu dem Haus fuhren, den Namen Veronique Coudert nicht erkannte

und abtritt, dass das Haus ihr gehörte. Ich würde gern noch auf etwas anderes zurückkommen, das Sie gesagt haben. Dinah und Nonie wollten gestern das Trampolin im Garten von Little Orchard ausprobieren, was Sie ihnen nicht erlauben konnten. Aber wenn sie bis zum Wochenende warteten, versprachen Sie den Kindern, könnten sie auf Williams und Barneys Trampolin springen, das genau dasselbe Modell ist und, wie ich mal annehme, von Jo ausgesucht und gekauft wurde, da sie diejenige ist, die in diesem Haus alle Entscheidungen trifft. Und wenn Jo

weiß, was ihrer Ansicht nach das beste Trampolin ist ...

Amber?

Schön, da Sie es nicht aussprechen wollen, werde ich es tun: Ich glaube, Little Orchard gehört Jo. Jo und Neil. Sie haben es 2003 nicht gemietet, damit die ganze Familie die Weihnachtsferien dort verbringen konnte – sie haben alle in ihren Zweitwohnsitz eingeladen. Jo musste den Schlüssel nicht wieder an die Rückwand der Küchenanrichte hängen. Gäste müssen ein Haus so zurücklassen, wie sie es vorgefunden haben, aber

wenn einem ein Haus gehört, kann man so viel umräumen, wie es einem passt.

Simon, Sie nicken. Sie wussten es? Nein, tut mir leid, antworten Sie mir nicht. Das darf nicht zu einem Gespräch zwischen drei Personen werden.

Amber, halten Sie die Augen geschlossen, atmen Sie weiter ganz tief und ruhig. Denken Sie an dieses verschlossene Zimmer, das Arbeitszimmer von Little Orchard. Überlegen Sie, was sich darin befinden könnte, denken Sie an alles, was darauf hinweist, dass das

Haus Jo und Neil gehört. Denn deshalb geriet Jo so in Panik, als Sie das Zimmer betreten wollten.

Überlegen Sie, was Sie noch wissen. Es ist seltsam, dass Jo und Neil unbedingt geheim halten wollen, dass ihnen das Haus gehört.

Überlegen Sie, ob Sie den Grund für diese Heimlichtuerei kennen. Sie wissen mehr, als Sie annehmen. Ist sonst jemand in der Familie wohlhabend genug, um sich ein großes, luxuriöses Ferienhaus leisten zu können? Nach allem, was Sie uns erzählt haben, bezweifle ich das. Vielleicht ist es Jo und Neil peinlich, als reich zu gelten. Sie

geben Jos Bruder Ritchie Geld, wie Sie vorhin erwähnt haben. Neil, der das Geld verdient, macht es nichts aus, dass Jo ihren arbeitsscheuen Bruder unterstützt. Das wäre weniger erstaunlich, wenn sie reichlich Geld hätten. Wenn sie nicht wollen, dass jemand sie wegen ihres Reichtums beneidet, würde das vielleicht auch erklären, warum sie in einem Haus wohnen, das viel zu klein für sie ist.

Tut mir leid, Simon, ich weiß, Sie wollen unbedingt etwas sagen, aber bitte haben Sie Geduld. Amber, langsam wird es zum Problem, dass Sie so fest entschlossen sind, uns so

viele Dinge vorzuenthalten.

Normalerweise würde ich nie etwas weitererzählen, was mir ein Klient anvertraut hat, aber normalerweise ist auch kein Ermittler der Polizei während einer Therapiesitzung anwesend, also was zum Teufel ...

Bevor Sie kamen, Simon, hat Amber mir erzählt, wie viel besser sie in Hilarys Haus schlafen kann, dem Haus von Jos Mutter. Als ich einen möglichen Grund dafür nannte, wurde sie wütend und warf mir vor, keine Ahnung zu haben, versicherte aber, sie wisse genau, woran es liege. Aber als ich sie bat, es mir zu sagen, machte sie dicht wie eine

Auster.

Erzählen Sie es uns jetzt, Amber.
Warum können Sie in Hilarys Haus
so gut schlafen?

Und zum hundertsten Mal, was für
ein Geheimnis haben Sie Jo erzählt?
Was weiß sie über Sie, das Sie so
sehr beschämt?

11

FREITAG, 3. DEZEMBER 2010

Ich bin wach, aber anders als sonst. Ich bin neu erwacht, und meine Augen fühlen sich nicht länger an, als wären sie mit Sandpapier ausgelegt, woran ich mich fast schon gewöhnt hatte. Ich fühle mich kräftig und klar umrissen – als wäre ich von irgendeinem weit entfernten Ort zurückgekehrt, einem Ort, von dem man nur weiß, dass man dort war, wenn man heil zurückgekehrt ist. Luke sitzt auf der Bettkante und schaut mich an, als hätte eine Autoritätsperson

ihn beauftragt, mich zu bewachen und keine Sekunde aus den Augen zu lassen. »Du hast geschlafen«, sagt er. »Die ganze Nacht.«

»Soll das ein Vorwurf sein?« Und schon vermisste ich die Bettschwere – wie eine Decke, die weggezogen wurde.

»Du hast dich hingelegt, die Augen zugemacht und warst weg. Was ist los? Wie kommt es, dass du hier schlafen kannst und zu Hause nicht?«

»Ich nehme an, das war ein Ja. Es sollte eigentlich ein Witz sein, aber ...« Ich versuche, Zeit zu gewinnen, und das ist nicht fair. »Vergiss meine Schlaflosigkeit. Wo sind die Mädchen?«

Luke wirft mir einen seltsamen Blick zu.
»In der Schule. Ich habe sie vor einer
Ewigkeit in den Bus gesetzt. Es ist zehn
vor neun.«

Fast hätte ich gelacht. Er hört sich an
wie ein besorgter Doktor, der mit einer
Amnesie-Patientin spricht. Es fällt mir
schwer zu glauben, dass Dinah und
Nonie aufgestanden sind, sich angezogen
und gefrühstückt haben, ohne mich zu
wecken.

Gestern bin ich gegen elf ins Bett
geklettert. Das heißt, ich habe fast elf
Stunden geschlafen. Unglaublich.

»Hat eins der Mädchen ... heute Morgen
irgendwas gesagt?«, frage ich Luke. Ich

muss um zehn bei Ginny sein, und vorher muss ich noch duschen, aber dieses Gespräch kann nicht warten.

»Nein, aber es war ziemlich offensichtlich, dass da irgendwas war, über das sie nicht sprechen wollten. Warum bist du gestern mit ihnen nach Little Orchard gefahren? Was ist da passiert? Was geht hier vor, Amber?«

Ich will das nicht tun, aber ich muss. Obwohl ich weiß, dass es sich anhören wird wie eine Drohung. »Ich brauche deine Zusage, dass du es nicht der Polizei erzählen wirst. Egal, was passiert.«

»Der Polizei?«

Die Angst in seiner Stimme irritiert mich. Eigentlich sollte es ihn inzwischen nicht mehr erschrecken, wenn dieses Wort fällt. Man hat versucht, unser Haus niederzubrennen, am Dienstag wurde ich in Zusammenhang mit einem Mordfall vernommen. Es ist nichts Neues für Luke, dass die Polizei momentan Teil unseres Lebens ist.

»Du hast die Kinder also gebeten, der Polizei irgendwas zu verschweigen. Ich will gar nicht wissen, was es ist«, sagt er.

»Es ist andersherum.« Luke schaut so besorgt drein, wie ich es mir wünsche. Ich muss ihm klarmachen, dass es ernst ist. »Mehr sage ich nicht, bevor ich dein

bedingungsloses Versprechen habe. Du wirst es niemandem sagen. Ich bitte dich nicht um meinetwillen.« Dinah hat niemandem etwas getan. Wenn Simon Waterhouse herausfindet, dass die geheimnisvollen Worte von ihr stammen, wird er sie befragen wollen, und der Gedanke macht mich ganz krank. Dinah und Nonie würden sich dann noch schlechter fühlen, und deshalb kann ich nicht zulassen, dass es dazu kommt, unter keinen Umständen.

Ich muss wohl wirklich ein so schlechter Mensch sein, wie ich selbst und Jo immer geargwöhnt haben. Ich würde zulassen, dass der Mörder von Katharine Allen unerkannt bleibt und unbestraft

davonkommt, nur um meine Mädchen vor Schmerz zu bewahren. Nur dass es so einfach nicht ist, denn der Mörder von Katharine Allen hat auch Sharon getötet und mein Haus angezündet, obwohl er wusste, dass Dinah und Nonie darin schliefen. Wie viel Schmerz bin ich bereit zu erdulden – oder jemandem zuzufügen –, damit dieser Mensch bestraft wird?

Was für ein eigenartiges Gefühl, wieder schnell und strategisch denken zu können, ohne dass mir der Kopf wehtut.

»Sag es mir«, fordert Luke. »Wenn es im Interesse der Mädchen ist, dass ich es für mich behalte, werde ich es tun. Alles andere ist mir egal.«

»Lieb – Grausam – Liebgrausam«, sage ich. Ein Refrain, den ich seit Tagen vor mich hinsage, der Chor meines aufbeängstigende Weise durcheinandergeratenen Lebens. Wird sein Echo jemals aufhören, in meinem Kopf widerzuhallen, werden diese Wörter jemals wieder ganz gewöhnliche Wörter werden? »Ich weiß, was das bedeutet. Dinah hat es mir erzählt.«

»Dinah?! Aber ...«

»Sie hat es sich ausgedacht.«

Luke macht den Mund auf. Kein Ton kommt heraus.

»Das bedeutet nicht, dass sie irgendwas über den Mord weiß. Sie weiß ebenso wenig wie ich.«

Das ist nicht ganz richtig. Wenn du weißt, wer Kat Allen umgebracht hat, weiß Dinah weniger als du. Meine Kehle schnürt sich zusammen. Ich weiß gar nichts. Man kann nicht etwas wissen, das unmöglich wahr sein kann. Es ist unmöglich.

»Ich habe immer noch keine Ahnung, wo ich diese Worte auf dem linierten DIN-A4-Papier gesehen habe.« Ich hoffe, Luke kann das Zittern in meiner Stimme nicht hören. »Dinah schwört, dass sie und Nonie es nie irgendwo aufgeschrieben haben, und ich glaube

ihr. Es war allerhöchste Geheimhaltungsstufe, also haben sie es nicht riskiert, irgendwas schriftlich festzuhalten. Die beiden haben die Listen im Kopf geführt.«

»Die Listen?«

»Ich hatte Recht, es sind Überschriften. LIEB ...«

»Amber, nun mal ganz langsam. Ich kann dir nicht folgen.«

»Dinah hat sich ein Kastensystem ausgedacht«, erkläre ich. »Schau mich nicht so an. Willst du es nun wissen oder nicht?« Ich sollte es nicht an Luke auslassen, es ist nicht seine Schuld.

»Letztes Jahr hatten sie in der Schule eine Projektwoche über die verschiedenen Religionen. Sie lernten etwas über das Kastensystem der Hindus, darüber, dass die wichtigen Leute ganz oben auf der Leiter stehen – die Brahmanen, stimmt's? – und die Unberührbaren ganz unten, und dass sie keinen Umgang miteinander haben dürfen. Erinnerst du dich noch, wie Dinah ganz entrüstet nach Hause kam, wie falsch sie das fand?«

Luke nickte. »Noch mehr als Nonie.«

»Dinah stört Ungerechtigkeit nicht, solange sie auf der Seite der Privilegierten steht«, sage ich. »Wie sich herausstellte, fand sie nicht etwa

das Kastensystem an sich ungerecht, dass manche Menschen einen höheren Stellenwert haben als andere, sondern die Zufälligkeit dieses Systems. Man wird in eine hohe oder niedrige Kaste hineingeboren und kann nichts tun, um seine Position zu verbessern. Dinah fand, ein Kastensystem wäre eine klasse Idee, wenn es darauf basierte, ob jemand gut und freundlich wäre oder eben fies und gemein. Ob seine Taten lieb oder grausam waren. Also beschloss sie, ein solches System zu entwickeln.« Ich seufze. Unter anderen Umständen hätte ich das vielleicht witzig gefunden. »Eine nützliche Idee, um die Klassenkameraden in Kategorien einzuteilen.«

»Das glaube ich einfach nicht«, murmelt Luke.

»Und die Lehrer. Niemand in der Schule ist davon ausgenommen. Nicht mal die Frauen aus der Schulkantine oder der Mann, der den Schulbus fährt. Nicht einmal die Schulleiterin. Die Kaste sticht die Position in der Schulhierarchie. Da Dinah und Nonie beide zur Kaste LIEB gehören, also zu den Netten, und Mrs Truscott nur zur Kaste LIEBGRASAM, stehen sie über ihr. LIEBGRASAM ist die interessanteste Kaste. Sie ist ein bisschen komplexer als die Kasten LIEB oder GRASAM. Dinah hat sich den Begriff ausgedacht, weil sie keine

passende Beschreibung für jene Menschen gefunden hat, die zwischen die Kategorien fallen. LIEBGRAUSAM deckt eine Vielzahl ... verschiedener Persönlichkeitstypen ab. Kirsty zum Beispiel. Der Gedanke an Kirsty machte Dinah klar, dass sie eine Zwischenkaste brauchen würde.«

»Kirsty? Jos Schwester Kirsty? Aber sie ist doch ...« Luke wirkt betroffen.

»Zu behindert, um freundlich oder garstig oder irgendwas in der Mitte zu sein? Dinah und Nonie sind anderer Ansicht. Ich habe bereits vergeblich versucht, es ihnen zu erklären. Ich glaube, sie haben Kirsty irgendwie ... zu einer mythischen Figur gemacht. Sie

glauben, weil sie geistig behindert ist, kann niemand wissen, ob sie ein guter Mensch ist oder nicht. Dass sie nicht sprechen kann, ermöglicht es ihr, ihre Persönlichkeit auf eine Weise zu verbergen, die die meisten Menschen nicht haben.«

»Heilige Scheiße«, murmelt Luke und starrt auf seine Hände.

»Mrs Truscott ist aus einem anderen Grund in der Zwischenkaste. Um Dinah zu zitieren: ›Sie versucht immer, wahnsinnig nett zu allen zu sein, aber kurz darauf erzählt sie der nächsten Person das genaue Gegenteil, weil sie zu ihr auch nett sein will.« In die Kaste

GRAUSAM kann Truscott allerdings nicht, sagt Dinah. Nur Leute, die sich gemein verhalten, die grausame Dinge tun, kommen da rein.«

»Rede nicht so darüber, als wäre es vollkommen einleuchtend, Amber. Das ist krank.«

»Ist es das? Ich bin mir da nicht so sicher.« Ich weiß nur, dass ich Dinah und Nonie immer verteidigen will, egal was sie anstellen. »Wenn es da nicht irgendwie einem Zusammenhang mit einem brutalen ungeklärten Mord gäbe, würde ich es vermutlich klasse finden. Ich würde alle Familienmitglieder, Freunde und Bekannte in eine der drei Kategorien einteilen. Und ich würde dir

keine Ruhe lassen, bis du mitmachst.«

»Hör auf«, sagt Luke.

Ich höre nie auf, wenn ich es sollte. Das sollte er mittlerweile wissen. »Ich habe schon schlimmere Spiele gespielt, besonders zu Weihnachten«, sage ich. »Es würde mehr Spaß machen als deine Allgemeinbildungs-Quiz, dieses Paradies für Pedanten. Wie viele Socken bewahrte Clement Attlee in seiner Sockenschublade in seinem Haus in ... auf ... bla bla bla.«

»Weiß Nonie über dieses Kastensystem Bescheid?«, fragt Luke und ignoriert meine Gemeinheiten.

»Aber klar doch. Sie ist ein großer Fan davon. Weil es fair ist. Gute Menschen stehen oben, böse Menschen ganz unten. Dinah hat es von Anfang an zu einem Gemeinschaftsprojekt gemacht, weil sie wusste, dass es Nonies Gerechtigkeitssinn ansprechen würde. Ich bin sicher, sie haben sehr vergnügliche Stunden miteinander verbracht, wenn sie über bestimmte Lehrer und Klassenkameraden diskutiert und darüber debattiert haben, in welche Kaste sie gehören. Oh, du wirst lachen – Nonie bestand auf einer Änderung in Dinahs System. Es musste die Möglichkeit eingebaut werden, dass Leute in eine höhere Kaste aufsteigen oder runtergestuft werden können, wenn

ihr Verhalten sich verbesserte oder eine plötzliche Wende zum Schlechten nahm.«

Luke lacht nicht. Ich auch nicht.

»Anfangs war Dinah nicht überzeugt. Sie fand es besser, dass Leuten eine Ehre zuteilwurde, die ihnen nicht mehr genommen werden konnte, oder dass sie, am anderen Ende des Spektrums, auf ewig für irgendwas verdammt wurden, was sie vor Jahren mal falsch gemacht hatten. Aber Nonie bestand auf ihrer Änderung. Ein weiteres Zitat: ›Jeder gute Mensch kann plötzlich schlecht werden, und jeder schlechte Mensch kann gut werden, wenn er es versucht.««

»Haben sie ...« Luke räuspert sich. »Als sie dir davon erzählten, haben sie da Sharons ... du weißt schon, im Zusammenhang mit diesem Kastensystem erwähnt, oder Marianne?«

Sharons Mörder, hätte ich am liebsten gesagt. Nicht Sharons »du weißt schon«. Wir müssen anfangen, die Dinge beim Namen zu nennen.

Dann fang damit an. Heuchlerin.

Ich nicke. »Beide. Und den Brandstifter, der unser Haus angezündet hat, mal vorausgesetzt, es sind zwei verschiedene Personen.« Was das Gegenteil von dem ist, was ich annehme, also warum sage ich es? »Die beiden Brandstifter sind in

der Kaste GRAUSAM.« Obwohl es keine zwei Brandstifter gibt. Es gibt nur einen.

Ich versuche, die Stimme in meinem Kopf zum Schweigen zu bringen, und sage mir, dass ich erst Genaueres wissen werde, wenn ich herausfinde, wo ich dieses linierte Blatt Papier gesehen habe.

»Marianne war früher in der Kaste LIEBGRASAM«, berichte ich. »Weil sie so tat, als läge ihr etwas an Dinah und Nonie, obwohl offensichtlich ist, dass ihre Enkelinnen ihr völlig egal sind. Heuchelei und Mangel an Integrität sind wiederkehrende Themen für Leute, die zu dieser Kaste gehören – mit Ausnahme

von Kirsty natürlich. Menschen mit zwei Gesichtern, Leute, die sich selbst vormachen, sie seien gute Menschen.«

Jo. Jo gehört zur Kaste
LIEBGRÄUSAM.

»Es wird dich freuen zu hören, dass Marianne jetzt in der untersten Kaste ist. Die Mädchen haben sie nach dem letzten Telefonat mit ihr heruntergestuft, sie hatte wohl irgendwas Gemeinsames zu ihnen gesagt. Da sie mir nicht sagen wollen, was es war, nehme ich an, dass es um mich ging oder um uns.« Ich habe versucht, den beiden zu erklären, dass sie mich nicht beschützen müssen. Dinah hätte sich überzeugen lassen, glaube ich,

aber Nonie blieb fest. »Ich kann dir nicht erzählen, was jemand Gemeines gesagt hat, ohne es selbst in den Mund zu nehmen, und das will ich nicht«, sagte sie.

Ich spüre, dass Luke auf etwas wartet, und schaue ihn an, was ich bislang vermieden habe. Blickkontakt macht es schwieriger. »Ich glaube, das Kastensystem wurde nicht für die Schule entwickelt. Das ist eine Ausrede.« Unwillkürlich muss ich lächeln. »Obwohl es da ganz nützlich ist. Dinah hat gestern ein paar Mitschülerinnen aus ihrem Hektor-Stück geworfen, ohne ihnen einen Grund dafür zu nennen. Sie konnte ihnen ja schlecht erzählen, dass

sie in die Kaste GRAUSAM
heruntergestuft worden waren, nicht
länger würdig, im Rampenlicht zu
stehen, so gut sie auch schauspielern
mögen. Die Grausamen sind die
Unberührbaren, die Niedrigsten der
Niedrigen. Man spielt nicht mit ihnen,
hilft ihnen nicht bei den Hausaufgaben,
gibt ihnen keine Rollen in seinen
Theaterproduktionen. Die Zwischenkaste
kann mit den Grausamen verkehren – und
auch mit den Netten, klar –, aber die
oberste Kaste, die Lieben, darf keinen
Umgang mit der niedrigsten Kaste haben.
Es könnte ihre Freundlichkeit
kontaminieren.«

»Wie viele Leute wissen davon?«, fragt

Luke. »Mir grauste ja schon immer vor den Elternabenden, aber das hier ...«

»Oh, in der Schule weiß es niemand. Es ist streng geheim. Nur Dinah und Nonie wissen davon.«

Ich blinzele die Tränen weg. »Als sie mir davon erzählten, hatten sie solche Angst, dass ich böse sein würde – dass ich von ihnen verlangen würde, damit aufzuhören, oder versuchen würde, ihnen zu erklären, warum es falsch ist. Sie hätten auch den Mund halten können, aber ... sie wussten, wie wichtig es für mich war zu verstehen, was diese Worte bedeuteten. Ich hatte sie auf eine Zeitung geschrieben. Dinah hat es entdeckt und mich danach gefragt. Ich versuchte,

ausweichend zu antworten, aber ich hab's vermasselt. Sie ist schlau. Ihr war klar, ich hatte es irgendwie herausgefunden und fand irgendetwas an diesen Worten beunruhigend. Die beiden haben nicht verstanden, warum ich sie nicht ausschimpfte, wenn ich von ihrem Apartheid-System erfahren hatte. Warum hatte ich sie noch nicht darauf angesprochen? Sie haben darüber gesprochen und beschlossen, mutig zu sein. Sie würden mich danach fragen und alles gestehen, selbst wenn ich dann Stress machen würde. Was ich nicht getan habe«, ende ich trotzig. »Und ich werde es auch nicht. Mir wäre es lieber, wenn du es auch nicht tätest. Später, wenn sich alles wieder etwas beruhigt

hat, spreche ich vielleicht mit ihnen darüber.« Oder auch nicht. Wird der Kampf für die Rechte der Grausamen je ganz oben auf meiner Liste von Dingen stehen, die ich unbedingt noch erledigen muss?

Luke stemmt sich vom Bett hoch und tritt ans Fenster. »Du hast Recht«, sagt er. »Es hat nichts mit der Schule zu tun. Es geht den beiden darum, nach Sharons Tod die Welt neu zu ordnen. Sie wollen sicher sein, dass sie das Böse in die Schranken weisen können. Amber, das ist herzzzerreißend. Sie müssen mit jemandem reden. Einem Therapeuten.«

»Du sagst das, als wäre uns der Gedanke noch nie gekommen.« Dinah schwört

hoch und heilig, wenn wir sie zwingen, mit jemandem zu reden, den sie nicht kennt, wird sie so tun, als sei ihr Mund zugenäht – sie wird kein Wort sagen. Nonie bricht in Tränen aus und fängt an zu zittern, wenn wir die Möglichkeit einer Therapie oder Beratung auch nur erwähnen, ganz egal, wie wir es formulieren. »Aber im Augenblick interessiert mich weniger, mit wem sie noch reden werden. Viel mehr interessiert mich, mit wem sie schon gesprochen haben.«

»Was meinst du damit?«, fragt Luke.

Er ist zu sehr auf die Mädchen konzentriert. Er denkt nicht an die

Polizei, an den Mord an Kat Allen.

»Wenn Dinah sich das mit dem Lieb – Grausam – Liebgrausam ausgedacht hat und wenn sie und Nonie – und jetzt wir – die Einzigen sind, die davon wissen, und sie es nirgendwo aufgeschrieben haben ...«

»Aber das müssen sie«, sagt Luke.

»Haben sie aber nicht. Sie schwören es, und ich glaube ihnen. Sie haben diese Wörter nie aufgeschrieben, weder als Überschriften noch irgendwie sonst. Luke, an dem Tag, an dem Katharine Allen ermordet wurde, waren sie in der Schule. Es waren Herbstferien. Sie gingen in den Ferien-Fun-Club, den Club für Kinder, deren Eltern in den Ferien

keine Zeit für sie haben. Du warst bei der Arbeit, ich war in Truro bei der Eröffnungsfeier von Terry Bonds Restaurant ... Dinah und Nonie waren von halb neun bis halb fünf in der Schule. Sie waren nicht im Zentrum von Spilling und schrieben ›Lieb – Grausam – Liebgrausam‹ auf einen Block linierten Papiers, während im Nebenzimmer jemand Katharine Allen totschrug!«

»Aber ... wenn sie es nicht aufgeschrieben haben ...«

»Erst schworen sie auch hoch und heilig, es nie jemandem erzählt zu haben, aber das klang etwas weniger überzeugend. Es dauerte nicht lange, dann wollte

Nonie meine Zusage, dass niemand, der es sonst noch wusste und die Worte möglicherweise zu Papier gebracht hatte, Probleme bekommen würde, da er nichts Falsches getan habe.« Ich lächle traurig. »Ich glaube, die Probleme, an die Nonie dabei dachte, waren eine Strafpredigt für die Teilnahme an einem Spiel, das andere Leute für moralisch unberührbar erklären, anstatt zu überlegen, ob es vielleicht auch mildernde Umstände gibt.«

»Wem um Himmels willen haben sie es erzählt?« Ich höre an Lukes Stimme, dass er weint. »Wen kennen die beiden, der jemanden umbringen würde? Niemanden! Das ergibt doch alles

keinen Sinn, das ist ... total kaputt.«

»Derjenige, dem sie es erzählt haben, hat Katharine Allen nicht umgebracht«, sage ich. »Oder vielmehr diejenigen. Es sind zwei, ebenfalls Kinder. Sie sind ebenso unschuldig wie Dinah und Nonie.«

»Was für Kinder? Schulkameraden?«

»Nein.« Ich hasse das. Es wird für Luke noch schlimmer sein als für mich, die Antwort zu hören. Nonie hat Recht, man kann nicht jemandem etwas erzählen, was ihn aus der Fassung bringt, ohne derjenige zu sein, der ihn verletzt.

»Dichter dran«, sage ich. »William und Barney.«



Als Ginny mir die Tür öffnet, übergebe ich ihr als Allererstes einen Scheck über zweihundertachtzig Pfund, als Entschädigung dafür, dass sie sich noch einmal mit mir abgeben muss, nachdem ich beim ersten Mal so unangenehm war. »Hängen Sie ihn ruhig an die Wand, damit sie ihn betrachten können, während wir reden«, sage ich.

Sie versucht zu verstehen. »Den Scheck«, erkläre ich. »Für den Fall, dass Sie eine sichtbare Erinnerung benötigen, wenn Sie sich fragen sollten, warum Sie es drei Stunden mit mir aushalten.« Wenn sie mich nicht bald

reinlässt, nehme ich ihr den Scheck wieder ab. Es schneit. Wärme quillt aus Ginnys kleiner Holzhütte in die kalte graue Luft hinaus. Ich will da rein.

Sie lächelt. »Wenn ich Sie nicht aushalte, dann ist es jemand anders. Oder glauben Sie, dass Sie der wütendste Mensch sind, der je über meine Schwelle getreten ist?«

Lassen Sie mich erst mal über Ihre Schwelle treten und fragen Sie dann.

»Ich kann Ihnen versichern, das sind Sie nicht. Und wenn ich Angst vor Wut hätte, hätte ich meinen Beruf verfehlt.« Endlich tritt sie zur Seite und macht eine weit ausholende Geste. Sie trägt schwarze

Leggings, einen blassrosa Pullover und einen Duft, den ich erst nicht einordnen kann. Dann erkenne ich, dass es Muskatnuss ist. Wenn ich einer Buchhalterin oder einer Anwältin begegnen würde, die nach Muskatnuss riecht, würde ich annehmen, dass sie Kekse gebacken hat. Aber Ginny ist Hypnotherapeutin und hat sich offenkundig für Muskatnussöl statt Parfüm entschieden.

Vorurteile haben etwas Tröstliches. Jeder Mensch sollte dafür sorgen, mindestens drei zu kultivieren.

Ich trete ein und stampfe mit den Stiefeln fest auf die Fußmatte. Schnee rutscht von ihnen ab und wird transparent, als er

schmilzt. Ich ziehe den Mantel und die Handschuhe aus, lege Mütze und Schal ab und versuche, mich nicht über die Lebenszeit zu ärgern, die ich hier verbringen muss. Es fällt mir schwer. Wenn ich am Dienstag nicht hergekommen wäre, wenn ich nicht auf die Leute gehört hätte, die mir Hypnose als letzten Ausweg angepriesen haben ... Wenn es wirklich eine so großartige Möglichkeit ist, warum entscheidet sich dann niemand sofort dafür? Warum wurde es nicht längst durch Mund-zu-Mund-Propaganda in die erste Liga erhoben?

»Das ist eine Premiere für mich«, sagt Ginny. »Noch nie hatte jemand einen

Termin, der einen ganzen Vormittag dauert.«

Ich stelle den Liegesessel in eine möglichst aufrechte Position, denn in dieser Lage fühle ich mich wohler, mehr auf Augenhöhe. Woran liegt es, dass Hypnotherapie horizontal besser funktioniert als vertikal?

Hör auf. Gib der Sache eine Chance.

»Es tut mir leid, dass ich Ihnen vorgeworfen habe, mich angelogen zu haben«, sage ich zu Ginny. »Ich hatte kein Recht, sie anzusprechen und hinauszustürmen, ohne zu bezahlen. Sie waren im Recht, ich war im Unrecht. Es ist nur ... ich war verwirrt. Ich dachte,

Sie hätten etwas gesagt und mich gebeten, es zu wiederholen, und ...« Ich unterbreche mich und frage mich, wie viel sie bereits weiß. »Hat Charlie Zailer Ihnen von dem Fall erzählt? Von dem Mord an Katharine Allen?«

»Nein, hat sie nicht, aber ich bin später von der Polizei befragt worden.«

»Hat man Sie über mich befragt?« Warum sonst sollte die Polizei mit Ginny reden, wenn nicht, um sie nach meinem Geisteszustand zu befragen, um zu erfahren, wie es kam, dass ich die magischen Worte aussprach, und ob ich dabei den Eindruck erweckt habe, eine Mörderin zu sein? »Was haben Sie ihnen erzählt?«

Ihr Lächeln gefällt mir nicht. Es ist ein mitleidiges Lächeln, nicht die Art Lächeln, mit dem jemand, der noch einen Hauch Selbstrespekt besitzt, gern bedacht werden möchte. »Amber, ich bedaure, aber ich fühle mich nicht wohl dabei, Ihnen von meinen Gesprächen mit der Polizei zu erzählen. Warum reden wir nicht lieber darüber, was Sie heute gern machen würden?« Ihrem Tonfall nach zu urteilen, habe ich die Wahl zwischen Kinderschminken, Seilhüpfen oder im Sandkasten spielen.

Hör auf. Ernsthaft. Wie würde es dir gefallen, mit dir zu tun zu bekommen? Gib der Frau eine Chance, um Himmels

willen.

»Lieb – Grausam – Liebgrausam«, sage ich.

Ginny nickt, als würde sich das von selbst erklären.

»Ich habe diese Worte auf einem Blatt Papier gesehen: Drei Überschriften, mit Leerraum dazwischen, liniertes Papier, blaue Linien, der Rand links durch eine rosa Linie markiert.«

»Warum erzählen Sie mir, wie das Papier aussah?«, fragt Ginny.

»Ich habe eine deutliche visuelle Erinnerung daran, aber an nichts

anderes, kein Kontext. Ich muss wissen, wo ich dieses Blatt Papier gesehen habe. Hypnotherapie ist doch angeblich gut, wenn man Erinnerungen an die Oberfläche bringen will. Ich meine, dafür ist sie da, oder? Also ... hier bin ich.«

Dieses Blatt Papier ist der Teil des Rätsels, der noch fehlt. Dinah und Nonie haben niemanden umgebracht, William und Barney ebenso wenig. Also musste eins der Kinder das Geheimnis weitererzählt haben, und dieser Jemand schrieb dann die Worte auf einen Notizblock in Kat Allens Wohnung, bevor oder nachdem er eine Metallstange auf ihren Kopf

niedersausen ließ. Wenn ich mich wieder erinnern kann, wo ich dieses abgerissene Blatt Papier gesehen habe, werde ich wissen, wer von den Menschen, die ich kenne, ein Mörder ist. *Ich werde mir meiner Sache sicher sein.*

»Hypnotherapie ist ein großartiges Mittel, um verdrängte Erinnerungen ans Licht zu bringen«, sagt Ginny, »aber ich muss ehrlich zu Ihnen sein, Amber, denn es würde keinem von uns helfen, wenn ich es nicht bin: Ich spüre da ein potentielles Problem, und zwar ein ernstes.«

Ich will nicht hören, was alles schiefgehen könnte. Das hier muss

einfach klappen. »Ich bin bereit, zu tun, was notwendig ist, um herauszufinden, was ich wissen muss«, sage ich. »Ich komme so oft wie nötig und zahle so viel wie ...«

»Amber, Amber – hören Sie auf.« Ginny hebt beide Hände wie ein Pantomime, der ein Fenster darstellen will. »Es ist keine Frage der Zeit. Es ist komplizierter. Unser Unterbewusstsein ist sein eigener Herr. Wirklich, das ist so. Ja, verdrängte Erinnerungen kehren unter Hypnose wieder ins Bewusstsein zurück, aber nur sehr willkürlich. Obwohl es oft einen Grund dafür gibt.« Sie seufzt. »Ich erkläre das nicht sonderlich gut, oder? Nehmen wir mal

Ihren Fall. Sie wollen wissen, wo Sie ein bestimmtes Blatt Papier gesehen haben. Jedenfalls denkt Ihr Bewusstsein, dass es das ist, was Sie wissen müssen. Und dass das alles ist, was Sie wissen müssen. Aber sehr wahrscheinlich ist Ihr Unterbewusstsein da ganz anderer Ansicht. Es wird andere Erinnerungen hochkommen lassen – nicht die Erinnerung, nach der Sie suchen, sondern Dinge, die Ihnen vollkommen unerheblich erscheinen werden ... nur dass Sie nicht unerheblich sind.«

Ich hasse den wissenden Blick in ihren Augen. Das ist mein Albtraum, nicht ihrer – mein Leben ist ein einziges Chaos, meine Mädchen sind in Gefahr –,

und sie denkt, sie wisse mehr darüber als ich.

»Dadurch, dass diese Erinnerungen sich immer wieder dem Bewusstsein präsentieren, beweisen sie, dass sie keineswegs irrelevant sind. Man denkt sich: ›Warum taucht diese blöde, total irrelevante Erinnerung bloß immer wieder auf?‹ Hoffentlich erkennt man dann irgendwann, dass sie alles andere als nebensächlich ist. Die Wahrscheinlichkeit ist groß, dass diese irrelevante Erinnerung sich als wichtiger erweisen wird als die Frage, wo Sie Ihr Blatt Papier gesehen haben.«

Nein, wird es nicht. Sie weiß gar nichts.

»Was Sie wissen müssen und was Sie wissen wollen, sind zwei völlig verschiedene Dinge«, fährt sie fort und genießt den Klang ihrer Stimme, die Weisheiten von sich gibt. »Ich glaube, Sie würden ungeheuer von einer Hypnotherapie profitieren. Ich bin überzeugt, dass ich Ihnen helfen kann. Sie werden verschiedene Rätsel lösen, von denen Sie noch gar nichts wissen. Keine Morde – Rätsel in Ihnen, in Ihrem Charakter, in Ihrem Alltag. Eins kann ich allerdings nicht garantieren, dass Sie sich an dieses eine Detail erinnern werden, und ... ich muss Ihnen mitteilen, je mehr Sie sich darauf versteifen, das für das Wesentliche zu halten, desto geringer ist die Wahrscheinlichkeit, dass

Sie sich daran erinnern werden.«

»Schön«, sage ich, obwohl es das keineswegs ist. Es ist von schön so weit entfernt wie Mozarts Requiem von einem enttäuschenden Beitrag im Eurovision Song Contest, aber wenn ich weiterkommen will, muss ich wohl kooperieren. »Schön. Ich habe doch schon gesagt, ich tue, was immer nötig ist. Wenn Sie denken, es hilft, wenn ich aufhöre, das wissen zu wollen, was ich wissen will, versuche ich eben, damit aufzuhören.«

Ginny presst die Hände zusammen.

»Warum lehnen Sie sich nicht zurück, entspannen sich und hören auf, sich über Ergebnisse und Resultate Gedanken zu

machen?«, schlägt sie vor. »Wir haben drei Stunden, also fangen wir mit Hypnose und freier Assoziation an und schauen mal, wohin uns das führt, einverstanden?«

»Sie haben keine persönlichen Erfahrungen mit Mord, oder?«

»Nein. Stört Sie das?«

»Was ist mit Ihren Patienten? Misshandlungsoffer haben Sie zweifellos wie Sand am Meer, aber haben Sie noch jemanden wie mich?«

»Nein, und ...«

»Hatten Sie schon jemals einen Klienten,

bei dem es um Mord ging?«

»Amber, Mord ist nicht das Thema, um das es bei Ihnen geht. Das denken Sie nur.«

»Komisch, dass alles, was ich denke, falsch ist, oder?«, fahre ich sie an. »Ich mache Ihnen einen Vorschlag. Ich gehe und lasse mir die Beine enthaaren. Währenddessen können Sie ja alle meine Probleme lösen, da Sie ja so viel mehr darüber zu wissen scheinen als ich.«

Ginny lächelt, als gefalle ihr der Witz. »Sie glauben, dass Sie wissen wollen, wer Katharine Allen ermordet hat, aber Sie fragen sich nicht, wie es kommt, dass Ihnen das so wichtig ist. Sie haben

Katharine Allen nicht gekannt, oder? Es ist Aufgabe der Polizei, den Mörder zu finden, nicht Ihre.«

Ich lache. »Ist das Ihr Ernst? Nein, ich habe sie nicht gekannt, aber ich weiß genau, ich habe irgendwo ein Blatt Papier gesehen, das in ihrer Wohnung von einem Block abgerissen wurde. Und das bedeutet, es besteht die Möglichkeit, dass ich ihren Mörder kenne, falls Sie zu dämlich sind, das selbst herauszuarbeiten.«

»Genau«, sagt Ginny.

Wer sagt »genau!«, wenn man gerade bewiesen hat, dass er total bescheuert ist?

»Am Dienstag sind Sie zu mir gekommen, weil Sie hofften, ich könnte Sie von der Schlaflosigkeit heilen.«

Für den Scheiß fehlt mir die Geduld. Ich weiß, was ich am Dienstag gemacht habe.

»Sie teilten mir mit, Sie wüssten, warum Sie nicht schlafen können – Stress –, stellten aber klar, dass Sie nicht bereit seien, über die Ursachen zu sprechen. Und nun, dank einer Verkettung von Umständen, die niemand hätte vorhersehen können, sind Sie in eine Mordermittlung hineingeraten, und wieder kommen Sie mit einem ganz bestimmten, klar umrissenen Anliegen zu mir. Sie wollen nicht abgelenkt werden,

Sie wollen nur diese eine Sache herausfinden, damit dann alles wieder gut ist. Ebenso wie Sie am Dienstag glaubten, dass alles wieder gut wäre, wenn ich einen Zauber auf Sie lege, der Sie wieder schlafen lässt.«

Diese Frau ist unglaublich. Und ich bin eine Heilige, weil ich nicht rübergehe und ihr eine runterhaue.

»Kann sein, dass Sie Dienstag nicht gelogen haben, aber jetzt tun Sie es«, sage ich. »Ich habe nie gesagt oder gedacht, dass alles gut wäre, wenn ich nur schlafen könnte. Ich habe allerdings sehr wohl gedacht – und es tut mir leid, falls ich mich nicht klar ausgedrückt

haben sollte –, dass ich vielleicht die nächsten vierzehn Tage überleben würde, wenn ich wieder schlafen könnte. Erkennen Sie den Unterschied?«

»Amber, ich will mich nicht mit Ihnen streiten. Wir sollten damit aufhören und mit der Hypnose anfangen. Wenn wir so weitermachen, drehen Sie mir nur die Worte im Mund herum.«

»Und Sie mir.«

»Ihr Problem ist weder die Schlaflosigkeit noch ein ungelöster Mordfall. Sie sind heute hier, und Sie waren am Dienstag hier, weil irgendwas in Ihrem Leben ganz fürchterlich falsch läuft und Sie keine Ahnung haben, was

es ist. Das macht Ihnen Angst. Das ist das Rätsel, bei dessen Lösung ich Ihnen helfen kann, wie ich hoffe – wenn Sie mich lassen. Warum lehnen Sie sich nicht zurück? Stellen Sie den Stuhl in Liegeposition, schließen Sie die Augen und ...«

»Warten Sie«, sage ich. »Es gibt etwas, das ich Ihnen erzählen muss, bevor wir anfangen.«

»Nein, müssen Sie nicht. Das glauben Sie nur.«

Unglaublich. »Ich komme mir vor wie dieser Baum«, sage ich, hauptsächlich weil ich weiß, dass es sie verwirren wird.

»Baum?« Sie schaut auf die botanischen Drucke an der Wand. Auf keinem ist ein Baum zu sehen. *Raten Sie nochmal.*

»Der Baum, der im Wald umstürzt, und niemand hört es. Kann man sagen, dass es ein Krachen gab, obwohl niemand dort war, der es hören konnte?«

Ginny runzelt die Stirn. »Und ... Sie fühlen sich wie dieser Baum?«

»Ich weiß gar nicht, warum mein Gehirn heute Morgen extra vorbeigeschaut hat, wenn Sie jeden Gedanken abtun, den es hervorbringt.«

»Ihr Gehirn ist ein kleiner Tyrann«, sagt Ginny. »Es sollte sich mal

zurückziehen.«

»Dasselbe Gefühl habe ich wegen Ihres Gehirns«, teile ich ihr mit.

»Das ist bereits eine Verbesserung.« Sie lächelt. »Ein Gefühl ist immer eine Verbesserung gegenüber einem Gedanken, von der therapeutischen Warte aus gesehen. Schauen Sie, wie wäre es mit einer Abmachung. Sie erzählen mir, was Sie für wichtig halten, und danach bin ich der Boss. Sie schalten Ihr Gehirn ab und nehmen die Befehle von mir entgegen. Einverstanden?«

»Okay.« Sozusagen.

Jetzt, wo ich die Erlaubnis habe, weiß ich nicht, wo ich anfangen soll. Und dann fange ich an, ihr von den geheimnisvollen Worten zu erzählen. Ich erzähle ihr, wo ich mit meinen Gedanken war, als ich bei der Sitzung am Dienstag damit herausplatzte, ohne dass mir bewusst war, was ich da sagte, nämlich bei Jos Verschwinden vor sieben Jahren. Ich hatte gerade überlegt, ob das zu ausgefallen sei, eine zu gute Geschichte – konnte es als Erinnerung durchgehen, die gerade in mir aufgestiegen war, wenn ich dermaßen oft daran dachte?

Ich schildere ausführlich, was an diesem Weihnachten in Little Orchard geschah. Es ist eine größere Erleichterung, als ich

mir vorgestellt hatte. Ich verstehe es danach nicht besser als vorher, aber trotzdem fühlt es sich gut an, die Fakten zusammenzustellen und jemandem zu unterbreiten, der kein Mitglied der Familie ist. Als ich fertig bin, erscheinen mir die Lücken in meinem Wissen deutlicher.

Ich erzähle Ginny von Sharons Tod, von Dinah und Nonie, von Marianne, der Adoption, die ansteht oder auch nicht. Es besteht keine Notwendigkeit dazu, aber ich merke, dass ich noch mehr sagen will, also erkläre ich die Sache mit Terry Bond und der Anwohnerinitiative, dem Verkehrserziehungskurs und dem Schwindel, den Jo und ich durchgezogen

haben. Ich gestatte mir eine kleine Tirade darüber, wie heuchlerisch Jos Missbilligung ist, die sich ausschließlich auf mich richtet und nicht auf sich selbst, ich rege mich über ihre Behauptung auf, ich hätte die Erinnerung an Sharon verraten, indem ich die Eröffnungsfeier von Terrys Restaurant besuchte.

Mittlerweile scheint es notwendig geworden zu sein, Jo in einen größeren Zusammenhang zu stellen, also erzähle ich Ginny alles, was sie meiner Ansicht nach wissen muss. Ich erzähle von Neil, Quentin, William und Barney, Sabina, Ritchie, Kirsty, Hilary, von dem zu kleinen, mit Leuten vollgestopften Haus.

Wieder und wieder höre ich mich diesen

einen Namen sagen: Jo, Jo, Jo.

Ich muss das Thema wechseln. Ich kehre zu Dienstag zurück und erkläre Ginny, wie es dazu kam, dass ich in Charlie Zailers Wagen landete. Ich erzähle von dem Notizbuch, von DC Gibbs, der kurz darauf bei mir zu Hause auftauchte, wie ich ins Polizeipräsidium gebracht und vernommen wurde. Meine Versuche, zu schildern, wie grässlich DI Proust ist, bringen sie zum Lachen. Ihre Miene wird wieder ernst, als ich zu den Kopien der Akte Katharine Allen komme, die Charlie Zailer mir durch den Briefschlitz geschoben hat, aber sie unterbricht mich nicht. Sie ist eine gute Zuhörerin. Ihre ruhige Aufmerksamkeit überzeugt mich

mehr als alles, was sie bisher gesagt hat, dass ich hier nicht meine Zeit verschwende. Niemand in meinem wirklichen Leben würde mir so lange ruhig zuhören, ohne zu versuchen, sich einzumischen.

Aber ist das ein Grund dafür, dass ich schon wieder anfangen, von Jo zu sprechen, dass ich aufliste, was sie im Laufe der Jahre alles gesagt und getan hat, sämtliche trivialen Kleinigkeiten? Warum kann ich nicht damit aufhören?

Ich zwinge mich, über andere Leute zu sprechen, über Simon Waterhouse, über den jungen Polizisten mit der vom Rasieren geröteten Haut, den er als »Polizeipräsenz« bezeichnete. Ich

erzähle Ginny von dem Gefallen, um den ich Charlie gebeten habe, von ihrer Weigerung und wie peinlich mir das war. Wie konnte ich nur annehmen, selbst in meinen kühnsten Träumen, dass sie sich zu so etwas bereiterklären würde? Das wäre mir nicht passiert, wenn ich in der Nacht ordentlich durchgeschlafen hätte, aber das war, bevor wir in Hilarys Haus zogen. Es war nach einer Nacht, in der ich gar keinen Schlaf bekommen hatte, nach der Brandnacht, der Nacht, in der ich der Eigentümerin von Little Orchard eine E-Mail schrieb, weil ich mir in den Kopf gesetzt hatte, dass ich dorthin zurückkehren müsste, dass ich dieses linierte Blatt Papier dort gesehen haben

musste, obwohl ich gleichzeitig genau wusste, dass das nicht sein konnte. Und das ergibt überhaupt keinen Sinn.

Ebenso wenig Sinn ergibt es, dass Neil in aller Herrgottsfrühe am Weihnachtsmorgen aufgeweckt wurde, den Befehl erhielt, die Kinder zu holen und gegen seinen Willen unterzutauchen, sich vor den Leuten zu verstecken, die er und Jo eingeladen hatten, um mit ihnen Weihnachten zu feiern.

Schließlich geht mir die Puste aus, und ich verstumme. Die Information, die ich zurückhalte, hallt in meinem Kopf wider, so laut, dass ich mir einbilde, Ginny müsse es hören. Ich habe nichts über Dinahs Geständnis gesagt, darüber, dass

ich weiß, was »Lieb – Grausam –
Liebgrausam« bedeutet. Ich versuche mir
einzureden, dass es keine Rolle spielt.
Ginny wird kaum vermuten, dass ich ihr
meine vollständige Lebensgeschichte
erzählt habe, ohne irgendwas
auszulassen. Es gibt noch andere Dinge,
die ich nicht erwähnt habe, viele Dinge,
die alle unwichtig sind.

»Sie hatten Recht«, sagt sie. »Sie
mussten sich das von der Seele reden.
Ich hätte nicht versuchen dürfen, Sie
davon abzuhalten. Bevor wir anfangen,
möchte ich nur noch kurz auf etwas
zurückkommen, das Sie ganz nebenbei
erwähnt haben. Sie haben angedeutet,
dass Sie besser schlafen können, seit Sie

in das Haus von Jos Mutter gezogen sind?«

»Ja. Es war bisher nur eine einzige Nacht, aber ... ich habe richtig gut geschlafen.«

Ginny nickt. »Wegen der Polizeipräsenz vor dem Haus.« Sie lächelt. »Sie sind nicht mehr im Dienst. Jemand anders sorgt dafür, dass Dinah und Nonie in Sicherheit sind, also können Sie ruhig schlafen.«

Nein. Fast hätte ich mir gar nicht die Mühe gemacht, etwas zu erwidern, aber dann finde ich doch, dass es wichtig ist. Ich kann nicht zulassen, dass Sie mir Dinge über mich erzählt, die nicht wahr

sind. »Ich glaube nicht, dass es daran liegt«, sage ich. »Vielmehr, ich weiß, dass es nicht daran liegt.«

Ginny schüttelt den Kopf. »Sie haben mir erzählt, Sie, Luke, Dinah und Nonie seien aus dem Fenster auf ein Flachdach geklettert.«

»Und?«

»Vielleicht geschah es unbewusst, aber aus diesem Grund haben Sie sich ausgerechnet für dieses Haus entschieden und nicht für ein anderes. Sie sahen dieses Fenster und das Dach und dachten: ›Notausgang. Fluchtweg.««

»Stimmt, aber ich schlafe nicht deshalb

gut in Hilarys Haus, weil ein Polizist vor der Tür steht.«

»Achtzehn Monate waren Sie ganz allein und niemand anderes dafür verantwortlich, dass das, was Sharon passiert ist, nicht wieder geschah. Jedenfalls empfanden Sie es so. Deshalb mussten Sie jede Nacht durchs Haus patrouillieren.«

Ich starre aus dem Fenster auf den fallenden Schnee. Er fängt an, liegen zu bleiben. »Und was erwarten Sie jetzt, ein Goldsternchen?«, frage ich.

»Luke würde es nicht verstehen. Sie haben nicht mit ihm darüber gesprochen, weil das gar keinen Sinn hätte. Er würde

nur sagen, es sei verrückt anzunehmen, Sharons Mörder würde auch ihren Kindern etwas antun wollen. Wenn er das vorgehabt hätte, hätte er sie bei ihrer Mutter im Haus gelassen, bevor er es in Brand steckte.«

»Könnten Sie bitte aufhören ...«

»Was hätten Sie dem entgegensetzen? Nichts. Es stimmt ja, aber das ist Ihnen egal. Nichts, was Luke sagen könnte, kann etwas an Ihrer Überzeugung ändern, dass dasselbe noch einmal geschehen wird: Brandstiftung. Und beim nächsten Mal würden die beiden kleinen Mädchen vielleicht nicht so viel Glück haben. Wie also hätten Sie da schlafen können? Das Risiko ist viel zu hoch.

Wie können Sie jemals wieder schlafen?«

Ich räuspere mich. Ich fühle mich, als wäre ich von einem Lastwagen überfahren worden. Niemand kann die Prellungen und Brüche sehen, nur ich kann sie spüren. »Danke, dass Sie das für mich klargestellt haben«, sage ich. »Da dachte ich, ich bräuchte eine Therapie gegen Schlaflosigkeit, und wie sich herausstellt, brauchte ich nur einen vertrauenswürdigen Babysitter. Für jede Nacht.«

»Und in Hilary Haus haben Sie das«, sagt Ginny. »Und daher konnten Sie gestern Nacht schlafen.«

»Nein, das ist nicht der Grund.«

»Amber ...«

»Scheiße noch mal. Sie mit Ihrer herablassenden Art ...« Ich bin aufgesprungen. Nur gut, dass ich den Stuhl noch nicht in Liegeposition gebracht habe. Es ist schwer, empört hinauszustürmen, wenn man sich erst aus einer liegenden Position hochrappeln muss. *Könnten Sie mich mal kurz hochstellen, damit ich gehen kann?*

»Bedaure, aber offenbar haben Sie doch nicht immer Recht. Glauben Sie wirklich, ich würde mich darauf verlassen, dass irgendein jugendlicher Bulle, über den ich gar nichts weiß, für Dinahs und Nonies Sicherheit sorgen

kann? Dass ich irgendjemandem außer mir selbst zutrauen würde, mit dem Bösen fertigzuwerden ...? Hören Sie, vergessen Sie's. Das bringt doch nichts.« Ich taumle und greife nach der Türklinke. Ginny sagt irgendwas über das Böse, aber ich kann es nicht hören. Alles, was ich höre, ist eine klare, beharrliche Stimme in meinem Kopf, die niemandem zu gehören scheint. Sie glaubt offenbar, sie könne meine veränderten Schlafgewohnheiten erklären, wenn ich nur zuhören würde.

Halt den Mund. Halt den Mund. Du bist niemandes Stimme, du bist nicht meine Stimme, du weißt gar nichts.

Die Polizeipräsenz. Das war der Unterschied. Ginny hat Recht. So muss es sein.

*Warum bist du dann so wütend auf sie?
Warum gehst du?*

Es erfüllt den ganzen Raum: das volle Gewicht all dessen, was ich jetzt mit Sicherheit weiß und nicht länger leugnen kann. Es füllt meine Nase und meinen Mund, bis ich fürchte zu ersticken. Ich muss hier raus.

Ich reiße die Tür auf, laufe in den Schnee hinaus und Simon Waterhouse in die Arme.

Da Sie ja nicht herablassend behandelt werden wollen, werde ich absolut offen zu Ihnen sein. Ich finde Ihr Ansinnen empörend. Dass Sie sich auf Augenhöhe fühlen wollen, ist eine Sache, aber zu verlangen, dass ich Ihnen erzähle, welchen Geheimnissen ich mich im Verlauf meiner eigenen Therapie stellen musste, welcher Schuld und welcher Scham, ist nicht hinnehmbar. Und ich werde es nicht tun. Wenn das Ihre Vorstellung von einem fairen Deal

ist, müssen Sie verdammt nochmal einen an der Waffel haben!

Erstaunlich. Eine Therapeutin, die ihre Klientin beschimpft. Aber wo liegt das Problem, Amber? Ich behandle Sie als Gleichgestellte. Sie gehen auf mich los, ich gehe auf Sie los. Vollkommene Gleichbehandlung.

Ich will Ihnen Ihre Geheimnisse nicht entlocken, damit ich etwas in der Hand habe, das ich später gegen Sie verwenden kann. Ich fordere Sie auf, sich der Wahrheit zu stellen und sie offen auszusprechen, zu Ihrem eigenen Besten. Das wäre meine Empfehlung als Therapeutin, aber

ehrlich gesagt, mittlerweile ist es mir ziemlich egal, ob Sie es tun oder nicht. Wenn Sie für alle Ewigkeit mit einem Problem herumlaufen wollen, leugnen Sie einfach weiter. Nur zu.

Ich kann Ihnen nicht im Austausch dafür meine eigenen Geheimnisse verraten. Wir sind nicht zwei Frauen, die miteinander plaudern. Ich bin Therapeutin, und ich bin stolz auf meine Arbeit. Ich habe viel Zeit und erhebliche Mühen aufgewandt, um Ihnen zu helfen, und ich will verdammt sein, wenn ich das ruiniere, indem ich mich Ihnen anvertraue, als wären wir beste Freundinnen. Wenn ich anfangs,

Ihnen von meinem Leben zu erzählen, meiner persönlichen Geschichte, meinen Fehlern, würde ich Ginny die Frau werden, und glauben Sie mir, die wird Ihnen längst nicht so von Nutzen sein wie Ginny die Therapeutin. Ich habe es vorhin schon gesagt, ich bin hier nur ein Mittel zum Zweck, nichts weiter. Meine Persönlichkeit und meine Erfahrungen spielen hier überhaupt keine Rolle.

Tut mir leid, Simon. Sie hoffen wahrscheinlich, dass ich irgendeine Lüge über mein Leben erfinden werde, um Amber glücklich zu machen, damit sie uns verrät, was

sie verschweigt, aber das werde ich nicht tun. Oder hoffen Sie vielleicht, ich würde die Wahrheit sagen?

Ihnen beiden meine intimsten Geheimnisse anvertrauen, im Dienst der guten Sache, um einen Mörder zu fassen? Tja, bedaure, aber dazu wird es nicht kommen. Ich habe heute etliche Ausnahmen von meinen normalen Regeln zugelassen, aber diese Grenzüberschreitung wäre eine zu viel.

Lassen Sie mich eins ganz klarstellen, Amber. Wenn wir heute keine weiteren Fortschritte machen, liegt das nicht an meiner fehlenden Bereitschaft, Geheimnisse mit Ihnen

auszutauschen. Sie können ruhig Ihre eigene, wenig hilfreiche Einstellung dafür verantwortlich machen. Ich war bereit, Ihnen einen ganzen Vormittag zu reservieren, ich habe deswegen sogar zwei Termine abgesagt. Und was habe ich davon? Sie beschimpfen mich und laufen aus der Praxis, genau wie am Dienstag. Dann überredet Simon mich, Ihnen auch noch meinen Nachmittag zu opfern, und Sie überredet er ... ehrlich gesagt weiß ich nicht, zu was er Sie überredet hat. Ganz bestimmt dazu, mit mir zu kooperieren. Sie kommen hier wieder reinstolziert, mit einer ganzen Liste absurder Regeln.

Ich darf keine direkten Fragen stellen, ich dürfe keine Antworten erwarten, Sie werden reden, wenn Ihnen danach ist, und abgesehen davon werden Sie einfach daliegen und mich die ganze Arbeit machen lassen, wobei Sie mir deutlich zeigen, dass Sie mich für eine absolute Idiotin halten. Und was mache ich? Ich erkläre mich damit einverstanden. Ich stimme Ihren lächerlichen, kontraproduktiven Regeln zu, ich sage weitere Termine ab, weil auch ich Simon helfen will. Ich musste meinen Hypnose-Text dreimal wiederholen, weil Sie mich ständig unterbrachen, um darüber zu

diskutieren, wie viele Stufen eine imaginäre Treppe haben sollte! Sie werden richtig redselig, wenn Sie eine Gelegenheit sehen, mich zu reizen, und den Rest der Zeit strahlen Sie stummen Hohn aus, sind distanziert. Trotzdem war ich bereit, Ihnen eine Chance zu geben. Ich rede mich heiser. Ich zermartere mir das Hirn nach Dingen, die ich erklären kann, ich erkläre Ihnen den Unterschied zwischen Erinnerungen und Geschichten, ich spreche mit Ihnen jedes Detail Ihres Lebens und Ihrer Sorgen durch, alles, um das Ihre Gedanken ständig kreisen, als wäre ich der Moderator irgendeiner

»Das war Ihr Leben«-Show, weil ich hoffe, sie dadurch in einen Dialog ziehen zu können, aber vergebens. Sie beharren darauf, Ihre Äußerungen auf das absolute Minimum zu beschränken.

Ja, ich will Simon helfen, aber ehrlich gesagt bin ich mir nicht mehr sicher, ob ich Ihnen helfen will. Ich bin mir nicht sicher, ob Sie es verdient haben. Da, fühlen Sie sich jetzt gleichbehandelt? Keine Gönnerhaftigkeit, oder?

Ja, auch ich habe meine Geheimnisse. Haben wir das nicht alle? Ich habe Dinge getan, wegen

denen ich mich schuldig fühle, und es gibt Dinge, die mich mit Scham erfüllen, aber eins kann ich Ihnen versprechen, Ihnen mal die Meinung gezeigt zu haben, wird nie dazugehören. Und jetzt verlassen Sie meine Praxis, alle beide.

12

3. 12. 2010

»Machen Sie sich keine Vorwürfe«, sagte Simon. Er und Amber saßen mit voll aufgedrehter Heizung in seinem Wagen gegenüber von Ginny Saxons Haus, Simon wollte noch nicht losfahren. Ginny hatte ihn aus ihrer Praxis geworfen, aber er konnte sein Auto schließlich so lange auf einer öffentlichen Straße stehen lassen, wie es ihm passte. »Sie hat überreagiert. Sie haben sie gebeten, etwas zu tun, was sie nicht tun wollte. Das hätte sie ja einfach

sagen können, ohne einen Wutanfall zu bekommen.«

»Es wird nicht funktionieren.« Amber lehnte den Kopf gegen die Fensterscheibe.

»Was wird nicht funktionieren?«

»Schmeichelei. Mein Ego zu massieren. Ich hatte kein Recht, sie darum zu bitten.«

»Sie wollten Streit anfangen«, sagte Simon. »Sie wollten, dass wir rausfliegen.«

»Denken Sie das ruhig, wenn Sie wollen.«

»Es stimmt nicht?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ginny hat gesagt, sie sei bereit, gegen die Regeln zu verstoßen, um mir zu imponieren. Ich wollte sehen, ob das ernst gemeint war. Ich wollte sie nicht auf die Palme bringen, ich wollte nicht, dass sie sich unbehaglich fühlt. Eigentlich will ich ihre Geheimnisse gar nicht wissen. Wir haben nichts miteinander zu tun. Ich würde es vorziehen, ihre Geheimnisse nicht zu kennen.«

»Warum haben Sie dann darum gebeten?« Simon fühlte sich unbehaglich. Er hatte Ginny zu lange zugehört und irgendwie vorübergehend die Fähigkeit verloren, zwischen

Vernehmungsfragen und Therapiefragen zu unterscheiden. Hatte er das eben gefragt, weil es dazu dienen könnte, ein oder mehrere Verbrechen aufzuklären, oder weil es ihn interessierte, wie Ambers Kopf funktionierte? Es war zu einfach, sich selbst zu sagen, dass es auf dasselbe hinauslief.

»Ich wollte nur ... ich wollte, dass sie begriff, was sie da von mir verlangte«, erklärte Amber. »Sie macht es sich ein bisschen zu einfach, wenn sie jemanden auffordert, in aller Öffentlichkeit sein Herz aufzuschneiden und vor fremden Leuten die ganze Scheiße rausquellen zu lassen. Ich wollte, dass sie das empfand, was ich empfand – Grauen ist ein zu

starkes Wort, ich werde zur Abwechslung mal moderat sein und es extremen Widerwillen nennen.« Sie wandte sich Simon zu. »Ein so extremer Widerwille, dass es auch körperlich spürbar ist. Ich habe mir nicht nur vom Kopf her gesagt, dass ich es lieber für mich behalten würde. Kann sein, dass ich unsere Klient-Therapeuten-Beziehung«, sie malte Führungszeichen in die Luft, »vermurkst habe, aber zumindest weiß Ginny jetzt, wie ich mich gefühlt habe, als sie mir befahl, zum Besten meiner Psyche alles rauszulassen.«

Simon nickte. Wie viele Patienten schluckten die »Es-ist-zu-Ihrem-eigenen-

Besten«-Sprüche ihres Therapeuten?
Sicher niemand, dem ernsthaft etwas an seiner Privatsphäre lag. Er wollte nicht riskieren, Amber gegen sich aufzubringen – aus irgendeinem Grund, den er nicht einmal erraten konnte, schien sie ihm gegenüber positiv eingestellt zu sein – aber eigentlich fand er ihre Haltung zweifelhaft. Entweder sie konnte es ertragen, über ihr Geheimnis zu sprechen, oder nicht. Wenn sie es konnte, wenn es ihr nicht absolut unmöglich war, es auszusprechen, warum zum Teufel gab sie ihm dann nicht die Informationen, die er brauchte?

»Ich hätte die moralische Unterstützung

gebrauchen können, um ehrlich zu sein«, fuhr sie fort. »Warum sollte ich die Einzige sein, die ihre Schuld auf einem Tablett vor sich herträgt? Wäre es denn so schlecht, wenn Therapeuten auch etwas von sich erzählen und damit ihren Klienten das Gefühl vermitteln, dass beide gemeinsam auf dem Weg sind, dass beide gleichermaßen zerbrechlich und verkorkst sind?«

»Und wenn ...« Simon dachte nach. »Sie wissen doch selbst, dass in der Therapieausbildung Grundregeln darüber vermittelt werden, wie man mit Klienten umgeht, die die Grenze überschreiten und zu persönlich werden.«

»Wie ich, meinen Sie?«

»Es wird irgendeinen vorgefertigten Text dafür geben. Und Ginny muss ihn kennen, so wie sie den Rest ihrer Sprüche kennt: ›Ihre Atmung fließt ruhig und regelmäßig, ruhig und regelmäßig.« Eigentlich müsste sie in der Lage sein, mit so was umzugehen, ohne die Beherrschung zu verlieren.«

»Das sagen Sie so, aber kaum jemand kann mit mir umgehen, ohne die Beherrschung zu verlieren.« Amber lächelte. »Nur Sie.«

»Seien Sie nicht albern.« Simon wehrte das Kompliment ab, wenn es denn eins war. Es kam ihm eher vor wie ein

Übergriff. Aber es brachte ihn auf eine Idee. »Wie wär's mit mir?« Die Worte waren heraus, bevor er Gelegenheit gehabt hatte, sie zu überdenken. Jetzt war es zu spät. War das ein ernsthaftes Angebot, oder würde er mogeln, wenn es darauf ankam, und irgendwas erfinden? »Würde es funktionieren, wenn ich es stattdessen machte?«

»Was machte?«

Simon deutete auf den Holzbau in Ginny Saxons Garten, ihre Praxis. »Ginny hat nichts mit alledem zu tun. Jemand hat Kat Allen umgebracht, Ihre Freundin Sharon ist ermordet worden, ein Brandstifter zündet Ihr Haus an – das alles geht Ginny nichts an, oder? Wir

sind diejenigen, denen das wichtig ist, Sie und ich. Vergessen Sie Ginny. Wenn ich Ihnen etwas über mich erzähle, das ich noch nie jemand anderem erzählt habe, werden Sie mir dann sagen, was Sie ihr nicht sagen wollten?« Es entsprach nicht ganz der Wahrheit, dass er noch nie mit jemandem darüber gesprochen hatte, obwohl er sich in der Version, die er Charlie erzählt hatte, auf ein Minimum beschränkt hatte. Er hatte gespürt, dass es noch viel mehr gab, was er hätte sagen können, wenn er gewollt hätte, aber er gestattete sich nicht, weiter darüber nachzudenken.

Nein, er würde es Amber nicht erzählen. Lieber würde er sich die Zunge

rausschneiden.

»Ich hatte mich schon gefragt, ob und wann Ihnen der Gedanke kommen würde«, sagte sie.

»Das klingt bedauernd.«

»Ich hasse es, großmütig zu wirken, besonders da ich alles andere als großmütig bin, aber trotzdem kann ich das nicht zulassen. Es wäre nicht fair. Sie wollen mir nichts über sich erzählen, und warum sollten Sie auch? Ginny ist Therapeutin. Austeilen kann sie, also sollte sie auch in der Lage sein einzustecken. Sie hingegen ... Sie sind ein unbeteiligter Zuschauer. Ginny hat sich einen Beruf ausgesucht, der ihr eine

Freikarte dafür gibt, anderen Leuten den Kopf aufzubrechen und in dem ganzen ekligen Kram herumzustochern.«

»Das ist in meinem Beruf nicht so viel anders«, sagte Simon.

Amber lächelte ihn an. »Halten Sie den Mund und seien Sie froh, dass ich Sie nicht in die Grube gestoßen habe, die Sie sich selbst gegraben haben. Sie hätten sich nur eine überzeugende Lüge auszudenken brauchen, und wenn es geklappt hätte, wären Sie sich vorgekommen wie der letzte Dreck. Erzählen Sie mir lieber, seit wann Sie wissen, dass Little Orchard Jo und Neil gehört. Damit werde ich mich zufriedengeben.«

»Seit gestern.«

»Charlie hat Ihnen von unserer Unterhaltung im Café erzählt?«

Simon nickte.

»Warum sollte Jo lügen?«, murmelte Amber. »Warum hat sie uns nicht einfach erzählt, dass sie einen Zweitwohnsitz haben? Es wäre doch niemand neidisch gewesen.«

»Wissen Sie Bescheid über Neil Uttings Firma? Hola Ventana?«

Amber nickte. »Den Namen hat Jo sich ausgedacht. Sie machen Fensterfolien.

Es ist ein blöder Name für eine Firma.
Das ist Spanisch und bedeutet ›Hallo,
Fenster‹.

»Sie haben sich nie gefragt, wo der ganze Gewinn bleibt?«, wollte Simon wissen. »Warum sollte der Inhaber einer so erfolgreichen Firma in einer baumlosen Straße in einer schäbigen Ecke von Rawndesley wohnen, in einem Reihnhaus, das viel zu klein für seine Familie ist?«

Die Überraschung auf Ambers Gesicht sagte alles. »Ich hatte keine Ahnung, dass die Firma erfolgreich ist und so viel Gewinn abwirft. Um ehrlich zu sein, ich konnte nie verstehen, wie sie sich eine Vollzeit-Kinderfrau leisten können.

Neil spricht nicht über seine Arbeit, und bei Jo klang es immer so, als könnte Hola Ventana sich gerade mal so über Wasser halten.«

»Weit davon entfernt.« Simon hatte sich vorhin beim Finanzamt über Neil Uttings rezessionsresistentes Unternehmen informiert.

»Dachte sie, wir würden die Hand aufhalten? Nein.« Amber schüttelte den Kopf. »Was immer man sonst über Jo sagen mag, sie ist nicht geizig. Ganz im Gegenteil. Sie lädt ständig Leute ein. Sie unterstützt ihren Bruder Ritchie, sie sagt, er sei das Baby der Familie, und es mache ihr Spaß, ihn zu verwöhnen.«

»Sie wissen ja nicht mal die Hälfte.«
Simon erzählte ihr, was er gestern
Abend von Sam erfahren hatte, über
Hilarys Testament und Jos Bemühungen,
dafür zu sorgen, dass ihre Mutter das
Haus nur Ritchie hinterließ. »Ich kann
mir keinen Reim darauf machen«,
schloss er. »Alles weist darauf hin, dass
Jo großzügig ist, und doch will sie nicht,
dass jemand erfährt, wie viel Geld sie
hat. Vielleicht gibt es ihr einen Kick,
wenn es so aussieht, als müsste sie
Opfer bringen. Oder vielleicht hat sie
Angst, dass die Familie die Hand
aufhalten würde, wenn sie wüssten, wie
reich sie sind – alle würden mehr haben
wollen, als sie zu geben bereit ist. Wenn
sie hingegen als arme Kirchenmaus gilt,

wäre jeder dankbar für das, was sie zu geben bereit ist.«

Amber schüttelte den Kopf. »Nein, das glaube ich nicht. Wenn man paranoid ist und auf keinen Fall will, dass die Familie erfährt, wie viel Geld man hat, gehört man auch zu der Sorte Mensch, die überzeugt ist, nicht einen Penny ihres großen Vermögens entbehren zu können. Man verschenkt nichts, man lädt nicht mal eine Freundin an ihrem Geburtstag auf eine Pizza ein.«

Das war genau der Gedankengang, den er verfolgt hatte, bis ins letzte Detail. Simon empfand den Wunsch, etwas Distanz zwischen sich und Amber zu legen. Vielleicht würde es helfen, den

Scheibenwischer zu betätigen. Simon würde sich weniger eingeengt fühlen, wenn er noch etwas anderes sehen könnte als Schnee.

Amber stieß ihn mit dem Ellbogen an. »Sehen Sie mal«, sagte sie. Die Blätter des Scheibenwischers hatten die weiße Schneedecke entfernt, und man konnte Ginny erkennen, die am vorhanglosen Fenster ihrer Praxis stand und zu ihnen hinüberstarrte. »Was macht sie da?«

»Fragt sich, warum wir immer noch hier sind. Wünscht sich, wir würden endlich abhauen.«

»Kann ich nachempfinden. Beides.«
Amber seufzte. »Aber wir werden nicht

wegfahren, oder? Es gibt einen Grund dafür, dass wir im Auto sitzen und reden, anstatt woanders hinzufahren. Einen Grund, den Sie mir nicht verraten.«

Simon schwieg.

»Jo hat Neil allein ins Bett geschickt, damit sie mit ihrem Bruder und ihrer Mutter über das Testament reden konnte«, sagte Amber langsam. »Wenn wir alles zusammenfügen, was wir aus den verschiedenen Quellen erfahren haben, ist diese Schlussfolgerung naheliegend, oder?«

»Ja, vermutlich.«

»Der Streit über das Testament war also der Auslöser für Jos und Neils Verschwinden. So muss es sein. So war es mit Sicherheit, würde Ginny sagen. Simon, wenn ich ...« Sie unterbrach sich.

»Was?« Er konnte nicht begreifen, warum er so geduldig war. Normalerweise hätte er mittlerweile schon alles Menschenmögliche getan, um an die Informationen zu kommen, die sie zurückhielt. Was hatte Amber Hewerdine nur an sich, das ihn dazu brachte, mehr an ihre Bedürfnisse zu denken als an seine eigenen? Er musste sich zusammenreißen, er durfte nicht vergessen, warum er hier war. »Wenn

Sie nicht genau wissen, ob Sie mir etwas erzählen sollen oder nicht, könnten Sie sich einen Ruck geben und auf die Stimme hören, die sagt: Na los, erzähl's ihm endlich?«

Amber schloss die Augen. Simon konnte sie atmen hören, kurz und stoßweise. »Ich glaube, Jo hat mein Haus angezündet«, sagte sie. »Ich glaube, sie hat Sharon getötet. Kat Allen kann sie nicht ermordet haben, weil sie bei einem Verkehrserziehungsseminar war und sich für mich ausgab, aber sie hat dafür gesorgt, dass Kat umgebracht wurde. Ich weiß nicht, wen sie dazu gebracht hat, es zu tun. Neil oder Ritchie vermutlich. Wahrscheinlich Neil. Ritchie hätte nur

alles vermässelt.«

»Warum, warum und warum?«, fragte Simon.

»Ich kann nur eine dieser Fragen beantworten«, sagte Amber. »Die letzte Brandstiftung war eine Warnung. Jo weiß, dass ich unter Schlaflosigkeit leide. Ich bin immer fast die ganze Nacht wach oder war es zumindest. Es war ein Risiko, aber sie wird sich ziemlich sicher gewesen sein, dass schon niemand zu Schaden kommen würde. Sie will Dinah und Nonie nichts antun. Sie könnte allerdings versuchen, mich und Luke loszuwerden, wenn sie sicher sein könnte, dass die Mädchen dann bei ihr landen. Ich würde es Jo zutrauen, dass

sie uns vorschlägt, ein Testament zu machen, in dem wir festlegen, dass die Mädchen zu ihr kommen, wenn uns etwas zustoßen sollte. Nach der Adoption.« Amber lachte und vergrub das Gesicht in den Händen. »Was rede ich da?«, murmelte sie zwischen den Fingern hindurch. »Bitte sagen Sie mir, dass ich Blödsinn rede.«

»Nun mal ganz langsam«, sagte Simon.
»Zurück zu der Warnung. Wovon sollten Sie abgehalten werden?«

»Mit der Polizei zu reden. Mit Ihnen zu reden. Hat nicht richtig geklappt, oder?«

»Also ... Jo hat Sharon getötet und Kat Allen umbringen lassen, aber Sie wissen

nicht warum? Keine Idee?«

»Keine. Gar keine bei Kat Allen und nur blöde Ideen bei Sharon.«

»Zum Beispiel?«

»Jo wusste, wie nahe wir uns stehen, Sharon und ich. Eifersucht. Sie wollte, dass ich niemanden habe außer ihr.«

»Was bedeuten würde, dass Sie der Preis sind, hinter dem Jo her ist«, machte Simon sie auf den Widerspruch aufmerksam. »Und doch haben Sie gesagt, dass Jo Sie umbringen würde, um die Kinder zu bekommen.«

»Warum sagen Sie mir nicht, dass ich

verrückt bin?«, fuhr Amber ihn an. »Ich muss mich täuschen. Alles andere ist unvorstellbar.«

»In einem haben Sie sich nicht getäuscht, Little Orchard gehört Jo. Vielleicht war Ginny diejenige, die es ausgesprochen hat, aber es war Ihnen längst klar. Ich konnte Ihnen vom Gesicht ablesen, dass Sie Bescheid wussten.«

Amber sah aus, als würde sie das am liebsten abstreiten. »Ich hätte es damals wissen müssen, 2003. Es war offensichtlich für jeden, der ein Gehirn hat. Es gab so viele Hinweise. Die Art und Weise, wie Jo ausgerastet ist, als ich vorschlug, die abgeschlossene Tür zu öffnen, völlig unverhältnismäßig. Es

hätte mir schon damals aufgehen müssen, dass sie sich nur deshalb so aufgeregt hat, weil die privaten Dinge in diesem Zimmer ihr gehörten – die Katze wäre aus dem Sack gewesen, wenn einer von uns da reingegangen wäre und angefangen hätte rumzuschnüffeln. Und das blöde Trampolin im Garten, genau dasselbe Modell wie bei ihnen in Rawndesley. Und auf Jos und Neils Bett lag eine elektrische Heizdecke, auf den anderen Betten nicht. In Rawndesley hat Jo auch eine elektrische Heizdecke. Und ... es gab ein Handbuch für die Gäste, in dem erklärt wurde, wie alles funktioniert. Jo hat nicht mal reingeschaut. Sie hat sogar damit geprahlt! ›Diese Dinger sind doch

witzlos«, hat sie gesagt. »Jeder Idiot weiß, wie man sich für ein paar Tage in einem Haus zurechtfindet.««

Ambers Gesicht war voller Zorn, ihre Stimme ebenfalls. »Sie hat immer über das abgeschlossene *Arbeitszimmer* gesprochen. Woher wollte sie wissen, dass es das Arbeitszimmer war, wenn sie keinen Blick in das Gästehandbuch geworfen hatte? Wenn sie das Ding nicht *geschrieben* hatte. Wie kann man nur so blöd sein? Wieso erkenne ich das erst jetzt?«

»Sie können sich nicht vorwerfen, dass Sie das nicht erkannt haben«, sagte Simon. »Ihnen wurde mitgeteilt, es sei ein gemietetes Ferienhaus. Warum

sollten Sie auf den Gedanken kommen, das anzuzweifeln?«

»Ich habe gesehen, dass Jo den Schlüssel für das Arbeitszimmer nicht wieder dorthin zurückgehängt hat, wo wir ihn gefunden haben.« Amber schüttelte zornig den Kopf, war nicht bereit, sich selbst so ohne weiteres zu entlasten. »Da hätte ich es wissen müssen, aber ... ich wollte es nicht wissen. Ich wollte es nicht wahrhaben. Leugnung, etwas ganz anderes als Verdrängung, Sie erinnern sich? Wenn ich mir gestattet hätte, die Wahrheit über Little Orchard zu erkennen, wie hätte ich dann all die anderen Wahrheiten abwehren sollen, die ich nicht sehen

wollte?«

Simon wartete. Ginny stand nicht mehr am Fenster. Ob sie sich wohl darüber freuen würde, dass Amber sie zitierte?

»Ich habe nie wirklich geglaubt, dass jemand aus der Anwohnerinitiative Sharon ermordet hat. Warum habe ich bloß versucht, die Polizei davon zu überzeugen? Nicht um Terry Bond zu retten.«

»Um Jo zu schützen.«

»Obwohl ich sie hasse. Wenn sie stürbe, wäre ich erleichtert. Wenn ich beweisen könnte, dass sie Sharon getötet hat, würde ich sie mit eigenen Händen

umbringen.« Simon konnte hören, dass sie weinte. Er würde sie erst wieder ansehen, wenn sie damit aufgehört hatte. Charlie hasste das. Sie nannte es seine »Weinpolitik«, aber nichts, was sie sagte, konnte ihn davon überzeugen, dass er sich nicht richtig verhielt. Wer wollte schon beobachtet werden, wenn er sich in einem solchen Zustand befand?

»Ich habe so lange geschwiegen und nichts getan«, flüsterte Amber.

»Man läuft ja auch nicht rum und bezichtigt Leute des Mordes, wenn man es nicht beweisen kann. Falls Sie das tröstet – mir geht's ähnlich, und ich habe Erfahrung mit Mordermittlungen. Allerdings nicht mit so etwas. Das ist

neu für mich.« Er hörte ein Schniefen und hoffte, dass die Tränen am Versiegen waren und Amber sich zusammenreißen würde.

»Was meinen Sie damit?«, fragte sie.

»Als ich Jo gestern befragte, wusste ich es plötzlich, genau wie Sie. Ohne zu verstehen warum, ohne vernünftigen Grund. Es gibt keine Beweise, aber das macht mir wenig Sorgen. Wir werden welche finden. Aber dass ich keine Ahnung habe, was das Motiv sein könnte, nicht einmal eine Theorie ...« Ob er sie jetzt wieder ansehen konnte? Simon beschloss, es zu riskieren.

»Genau wie Sie weiß ich, dass Jo es

war, aber ich habe keine Ahnung, warum sie es getan hat. Es muss ein Motiv geben. Niemand begeht drei schwere Verbrechen, zwei davon Morde, ohne ein Motiv zu haben.« Er fluchte leise und bereute es sofort. Er wollte Amber gern glauben machen, dass er dieses Durcheinander einigermaßen im Griff hatte.

Erst erreichten ihn ihre nächsten Worte gar nicht, so unerwartet kamen sie. »Ich weiß, was ›Lieb – Grausam – Liebgrausam‹ bedeutet.«

Simon hörte zu, wie vor den Kopf geschlagen, als sie anfang, es zu erklären. Bei jedem anderen wäre er wütend geworden, aber Amber hatte von

Anfang an auf einer Spezialbehandlung bestanden, und er hatte sich reinlegen lassen und geglaubt, dass sie es verdient hatte. Warum hatte sie es ihm nicht sofort gesagt, nachdem sie es herausgefunden hatte? Aber sie machte es wieder wett, indem sie alles haarklein erzählte. Dinahs und Nonies Schule, ihre politisch korrekte Schulleiterin und die Projektwoche über die Weltreligionen, das Kastensystem der Hindus, das Dinah inspiriert hatte, ein eigenes Kastensystem zu entwickeln. Amber unterbrach ihren Bericht ständig, um anzumerken, dass ihm das alles nicht helfen würde, und dass sie sich noch immer nicht erinnern könne, wo sie das Blatt Papier gesehen hatte, das

möglicherweise von dem Block in Kat Allens Wohnung abgerissen worden war.

Interessant, dass sie es für notwendig hielt, das so oft zu wiederholen. Er hatte sie selbst zu Ginny sagen hören, dass sie sicher war, den linierten Zettel in Little Orchard gesehen zu haben. Er hatte gehört, wie sie die irrationale Idee eingestand, dass sie ihn in dem verschlossenen Arbeitszimmer finden würde, wenn sie dort nur hineingelangen könnte. Hatte sie das vergessen? Ginny hatte am Anfang der Sitzung betont, dass Hypnose keine negativen Auswirkungen auf das Gedächtnis oder die Selbstkontrolle hatte. Man wusste, was

man sagte und tat, und man erinnerte sich hinterher daran.

Simon überlegte gerade, ob Dinah und Nonie Lendrim am Tag des Mordes in Kat Allens Wohnung gewesen waren und »Lieb – Grausam – Liebgrausam« auf einen Block geschrieben hatten, als Amber sagte: »Die Mädchen haben mir geschworen, dass sie die Worte nie aufgeschrieben haben. Nie, nirgendwo. Dinah könnte lügen, um keine Probleme zu bekommen, aber Nonie nicht.«

Wenn sie behauptet hätte, beide Kinder würden nie lügen, hätte Simon ihre Meinung einfach abgetan. Aber so glaubte er ihr. Aber wenn die Mädchen es nicht gewesen waren ...

»Sie haben es zwei Leuten erzählt und sie schwören lassen, es geheim zu halten.«

»William und Barney Utting«, sagte Simon. Er wollte ihr beweisen, dass er selbst darauf gekommen war, blöd von ihm. Er dachte an Williams Erklärung transitiver und intransitiver Relationen. Dinah erzählt Nonie ein Geheimnis, Nonie erzählt William ein Geheimnis, William erzählt Barney ein Geheimnis ... Bedeutete das, dass Dinah Barney ein Geheimnis erzählt hatte? Indirekt ja, direkt nein. War »ein Geheimnis erzählen« also transitiv oder intransitiv? Hing davon ab, ob es dasselbe

Geheimnis war. »Jos Söhne«, fügte er hinzu. »Wir kommen immer wieder auf Jo zurück.«

»Als Kat Allen ermordet wurde, waren Herbstferien«, erklärte Amber. »An dem Tag fand das Verkehrserziehungsseminar statt. Jo war damit beschäftigt, ich zu sein. Sabina wird auf die beiden Jungs aufgepasst haben. Aber ... könnte es eine Frau gewesen sein?«

»Was, die Kat Allen umgebracht hat? Glauben Sie, es war Sabina, dass Jo sie dazu aufgefordert hat?«

»Nein, ich ...« Amber sah verwirrt aus und hörte sich auch so an. »Niemand, der einen Mord begehen will, würde

zwei Kinder mitnehmen. Insbesondere nicht Sabina. Ich weiß, es klingt verrückt, schließlich ist sie eine ausgebildete Nanny, aber alleine kommt sie nicht gut mit Kindern klar. Sie ist dann gestresst und gerät unter Druck. Es fällt nie jemandem auf, weil Jo fast immer da ist, um den Druck wegzunehmen, und Sabina freistellt, damit sie sich um die Erwachsenen kümmern kann. Erwachsene allgemein und Jo im Besonderen.«

»Also ...«

»Wenn Sabina einen ganzen Tag lang allein für die Jungs verantwortlich war, würde sie das schwer erträglich oder unerträglich finden. Sie hätte den

einfachsten Ausweg gewählt. Sie hätte die Kinder vor den Fernseher gesetzt und wäre ins Nebenzimmer verschwunden, um auf Facebook zu gehen. Sie hätte nicht versucht, einkaufen zu gehen, geschweige denn, einen Mord zu begehen. Und ... sie ist ein ganz reizender Mensch.« Amber sagte das, als beschriebe sie eine unbekannte exotische Spezies. »Es ist verrückt, dass wir überhaupt darüber reden. Sabina könnte nie jemanden umbringen. Es ist nur, ich habe vorhin gesagt, Neil oder Ritchie müssten es getan haben, und dann fiel mir Sabina ein, und ich fühlte mich schuldig, weil ich sie aus der Sache rausgehalten hatte. Ich bin gar nicht auf den Gedanken gekommen, dass

eine Frau ...« Sie unterbrach sich. »Neil ist ebenfalls kein Mörder. Und Ritchie auch nicht. Unnütz, ja, aber kein Mörder.«

Simon dachte an Hilary, Jos Mutter. Seiner Erfahrung nach waren Eltern diejenigen, die furchtbare Verbrechen begingen, um ihren Kindern zu helfen.

Warum? Die Frage nagte an seinem Gehirn. Warum war Sharon tot? Warum Kat Allen? »Sie müssen etwas für mich tun«, sagte er zu Amber. »Lassen Sie Ihren Wagen hier stehen und kommen Sie mit mir nach Little Orchard. Charlie wird mittlerweile schon dort sein.«

»Charlie? Aber was ...«

»Rufen Sie Luke an und sagen Sie ihm, er soll Dinah und Nonie von der Schule abholen und sie irgendwo hinbringen, weg von Hilarys Haus. Jo darf nicht erfahren, wo sie sind.«

»Nein.« Amber runzelte die Stirn.

»Nicht ›Nein, ich komme nicht mit Ihnen nach Surrey‹, sondern nein zu allem Übrigen. Warum kann ich Ihnen nicht hinterherfahren?«

»Ich will, dass Ihr Auto hier stehen bleibt, wo Ginny es sehen kann. Und ich will, dass Ihre Familie außerhalb von Jos Reichweite ist. Das Haus wird zwar von der Polizei bewacht, aber Jo weiß, wo sie sind.«

Amber winkte ab. »Entspannen Sie sich«, sagte sie. »Die Polizeipräsenz vor Hilarys Haus ist irrelevant. Nicht aus diesem Grund sind die Mädchen dort sicher. Und es liegt auch nicht daran, dass ich jetzt besser schlafen kann, obwohl Ginny uns das glauben machen wollte. Was ist das mit Ihnen und Ginny?«, fragte sie Simon. »Warum soll sie sehen, dass mein Auto vor ihrem Haus steht?«

»Warum können Sie in Hilarys Haus schlafen?«, fragte Simon. So passierte es schließlich doch noch, ohne formale Übereinkunft, ein Austausch von Informationen und Geheimnissen.

»Hilary ist Jos Mutter«, sagte Amber.

»Sie ist heilig. Jo würde unter keinen Umständen das Haus ihrer Mutter anzünden, nicht einmal, wenn alle ihre Feinde dort versammelt wären.«

Alle ihre Feinde. Simon fragte sich, wie zahlreich die wohl sein mochten. Jo Utting hatte auf ihn gewirkt wie eine Frau, die gegen viele Leute einen grundlosen Groll hegte. Seine größte Angst war, dass ihre Mordmotive derart irrational sein könnten, dass er nie im Leben darauf kommen würde, so lange er auch darüber nachgrübeln mochte. Es konnte damit enden, dass er alle Beweise hatte, die nötig waren, damit sie verurteilt wurde, aber sie sich weigerte zu sagen, warum sie es getan

hatte. Ihre Gründe für sich zu behalten wäre an diesem Punkt ihre einzige Möglichkeit, noch Macht auszuüben.

»Wenn Jo meiner Familie noch einmal etwas antun will, wird sie damit warten, bis wir wieder zu Hause sind.« Ambers Stimme unterbrach seine Gedanken.

»Dann wird sie die Notwendigkeit dazu verspüren – wenn wir ihrem Klammergriff entronnen sind. Solange wir bei Hilary wohnen, hat sie alles unter Kontrolle oder glaubt das jedenfalls. Ich weiß, es klingt merkwürdig, aber ... bitte.« Sie umklammerte Simons Ärmel. »Lassen Sie Luke und die Kinder bei Hilary. Da sind sie sicherer als irgendwo sonst.«



Simon konnte es nicht sein, dachte Charlie. Vor einer halben Stunde hatte sie eine SMS von ihm erhalten, in der er ihr mitteilte, er und Amber seien gerade von Great Holling losgefahren. Also wer hatte an der Tür geklingelt? Würde sie die Bekanntschaft der attraktiven Jo Utting machen, Eigentümerin des riesigen Hauses, in dem Charlie sich seit vier Stunden aufhielt, obwohl niemand sich die Mühe gemacht hatte, ihr zu erklären, was sie hier sollte? Wenn es Jo war, würde Charlie ihr drei Fragen stellen. Warum ist das Arbeitszimmer abgeschlossen, wo ist der Schlüssel, und warum wurde im Gästehandbuch betont,

dass es einen verschlossenen Raum gab, in dem Gäste nichts zu suchen hatten? Es war freundlicher formuliert: »Nutzen Sie gerne das ganze Haus und die gesamten Gartenanlagen, abgesehen von unserem privaten Arbeitszimmer, das wir verschlossen halten.« Es hatte Charlie sofort gegen diese Frau eingenommen, der sie nie begegnet war.

»Arbeitszimmer« für sich genommen wäre okay gewesen, aber »privates Arbeitszimmer«, das klang arrogant und überheblich. Charlie hatte an sämtlichen Stellen nachgesehen, die ihr einfielen, und mehrere Schlüssel gefunden, aber keiner passte.

Es klingelte wieder. »Komme!«, rief sie,

obwohl sie immer noch so weit von der Tür entfernt war, dass keiner sie hören konnte. »Ich komme ja schon!« Als sie aus dem Wintergarten zur Hintertür lief, fragte sie sich, wie viele Leute hier wohl aufgaben und unverrichteter Dinge wieder abzogen. In ihrem kleinen Reihenhaus in Spilling war das kaum ein Problem, aber in Little Orchard waren die Aussichten gering, dass man es bis zur Tür schaffte, bevor die Person, die geklingelt hatte, an Altersschwäche gestorben war. Heute Abend würde die Todesursache vermutlich Unterkühlung sein. Charlies Fahrt nach Surrey war abenteuerlich gewesen. Für Simon würde es vermutlich noch schwieriger werden. Sie hatte ihn per SMS gebeten,

es lieber nicht zu riskieren, im Radio hätten sie davor gewarnt, irgendwelche längeren Autofahrten zu unternehmen. Simons Antwort bestand aus vier Worten: »Die meinen nicht mich.«

Berechtigter Einwand, hatte Charlie einräumen müssen. Niemand, der Simon nicht persönlich kannte, meinte ihn, wenn er über Menschen im Allgemeinen sprach. Er war eben anders, so wenig ein Durchschnittstyp, wie man nur sein konnte.

Es war gut, dass er kam, sogar in Begleitung von Amber, obwohl Charlie ihn sehr gern für sich allein gehabt hätte und sie nicht begriff, warum Amber mitkommen musste. Sie betete, das

Schneetreiben möge nachlassen. Das hätte ihr gerade noch gefehlt. Simon, der ihr simste, er stecke in einem Schneesturm auf der M25 fest, vermutlich für die nächsten elf Stunden. Allein in einem kalten Auto mit Amber Hewerdine als einziger Gesellschaft.

Amber war keineswegs umwerfend attraktiv, aber sie hatte etwas – einen seltsamen Reiz, sogar für Charlie.

Es klingelte zum dritten Mal, länger und beharrlicher, als Charlie durch die Küche lief. Sie stöhnte, als sie die Tür öffnete und Olivia erblickte. »Was zum Teufel machst du denn hier?«

»Was für ein erstaunliches Haus!« Liv

starrte zu den erleuchteten Fenstern
hinauf. Nach ihrem Eintreffen hatte
Charlie erst einmal überall Licht
gemacht. »Allerdings sollte eine
Hintertür keine Klingel haben«, fuhr Liv
fort. »Klingeln sind etwas für
Vordertüren. Wenn man eine ständige
Hintertür-Politik betreibt, sollte sie
lauten: Ausschließlich Klopfen, alles
andere ist nicht Sinn der Sache. Kann ich
reinkommen, idealerweise jetzt gleich?
Es schneit.«

»Ist mir auch aufgefallen.« Charlie trat
zur Seite und ließ die Invasion zu. Sie
ärgerte sich, als sie merkte, dass sie sich
nach dem ersten Schock über die
Gesellschaft ihrer Schwester freute.

»Wie bist du hergekommen? Du hättest nicht fahren sollen.«

»Wie hätte ich denn sonst herkommen sollen? Das liegt ja am Arsch der Welt. Und du bist doch auch gefahren. Dein Auto steht vor der Tür.« Den Tonfall kannte Charlie nur zu gut aus der gemeinsamen Kindheit: *Du hast es zuerst gemacht.* »Ich hoffe, es sind ausreichend Betten bezogen. Ich will verdammt sein, wenn ich heute noch nach London zurückfahre«, bemerkte Liv.

»Ausreichend? Ein Bett reicht dir nicht? Oder hast du vor, nachts die Zimmer zu wechseln, wie du es tätest, wenn Männer drin lägen?«

Jetzt ist Liv die Schlampe, dachte sie.
Nicht mehr ich. Ich bin die treue
Ehefrau.

»Natürlich nicht. Ich meinte nur ... Ich weiß, dass Simon noch kommt. Nach allem, was ich weiß, könnten auch noch mehr Leute kommen.«

»Liv, das ist keine Hausparty.« Oder doch? Charlie hatte keine Ahnung. Sie hoffte, es würde ihr gelingen, weiter so zu tun, als wüsste sie, was vorging, bis es Realität geworden war.

»Wie viele Schlafzimmer gibt es?« Liv verrenkte den Hals, um in den Flur zu spähen. »Führst du mich durchs Haus?«

»Nein«, fuhr Charlie sie an. »Du kannst mir sagen, wie du mich gefunden hast und zu welchem Zweck.«

»Willst du mir denn gar nichts zu trinken anbieten?«

Charlie hatte ihre Meinung geändert. Sie wollte ihre Schwester nicht hier haben. »Ich bin hier nicht die Gastgeberin, Liv. Meine Beziehung zu diesem Haus unterscheidet sich nicht von deiner. Ich bin früher angekommen, das ist alles. Die Putzfrau, von der ich die Schlüssel habe, meinte, es sei Milch im Kühlschrank, und es gibt Kaffee, Tee und Zucker. Da drüben steht der Wasserkocher. Mach dir selbst was zu trinken, wenn du etwas willst.

Gleichzeitig kannst du mir ja die Frage beantworten, die ich dir jetzt schon zweimal gestellt habe.«

Liv machte keine Bewegung auf den Wasserkocher zu. »Ich habe Simon angerufen«, erklärte sie.

Charlie fluchte lauthals.

»Es ist nicht seine Schuld. Ich habe ihn gezwungen, mir zu verraten, wo du bist. Ich glaube, er war mit den Gedanken woanders.«

»Könnte ich wetten«, murmelte Charlie.

»Ich will mich nicht mit dir streiten, Char.«

»Was willst du dann?«

»Ich habe etwas herausgefunden. Chris kann ich es unmöglich sagen. Er darf nie erfahren, dass es von mir stammt, und das bedeutet, Simon darf es auch nicht erfahren.« Liv richtete sich noch gerader auf, als stähle sie sich für eine Konfrontation. »Es sollte eigentlich kein großes Problem sein. Ich erzähle es dir, und du kannst dann so tun, als hättest du die Idee gehabt ...«

»Hat es etwas mit dem Mord an Katharine Allen zu tun?«, unterbrach Charlie ihre Schwester.

Liv nickte. »Simon wird nie auf die Idee kommen, dass ich es war, die das

herausgefunden hat. Wir können ihm doch erzählen, ich sei hergekommen, um ... über unsere Probleme zu sprechen.«

Charlie begriff es nicht. »Alles, was du über Katharine Allen weißt, hast du von Gibbs. Ich habe dir gar nichts erzählt.«

»Habe ich auch nie behauptet.« Liv runzelte die Stirn.

»Und warum darf Gibbs nicht erfahren, dass du was rausgefunden hast?«

Liv nagte an ihrer Unterlippe und starrte auf den Fußboden. »Es ist zu wichtig«, sagte sie.

Charlie lachte. »Du machst dir Sorgen,

sein männlicher Stolz könne sich nie wieder erholen, wenn er feststellen muss, dass seine Bumse eine bessere Ermittlerin abgibt als er?« Sie trat zum Wasserkocher und hob ihn an. Voll. Da sie nicht wusste, wie alt das Wasser darin war, hätte sie ihn eigentlich leeren und neu füllen müssen, aber dazu hatte sie keine Lust. »Also schön, lass hören«, sagte sie. »Schau mal in dieses Handbuch auf dem Tisch. Vielleicht steht da irgendwo, wo die Becher sind.«

»Ich brauche kein Handbuch, um Becher in einer Küche zu finden«, fuhr Liv sie an. »Sieh mal im Küchenschrank über dem Wasserkocher nach.«

Charlie befolgte die Anweisungen.

»Noch mehr brillante Detektivarbeit«, bemerkte sie und starrte auf die Becher. Es waren wahrscheinlich mehr als alle, aus denen sie in ihrem ganzen Leben getrunken hatte.

Sie nahm aufs Geratewohl zwei heraus und tat Teebeutel hinein. Sie hörte gar nicht richtig zu, als Liv zu reden begann. Als sie das Wort »Kostümverleih« hörte, krampfte sich ihr Magen zusammen, und sie erkannte, dass es ein Fehler gewesen war, die Sache als Witz zu behandeln. So gern sie auch geglaubt hätte, dass ihre Schwester ihr nichts Wichtiges zu sagen hatte, etwas schrie ihr zu, dass das nicht stimmte. Sie bat Liv aufzuhören und noch einmal von

vorne anzufangen.

»Um Himmels willen, Char! Hast du denn überhaupt nicht zugehört? Hast du mitbekommen, dass ich in der Schule angerufen habe?«

»In der Schule?«

»Die Schule, in der Kat Allen unterrichtet hat.«

Charlie unterdrückte einen tiefen Seufzer. Das würde schlimm werden. Und es war etwas, auf das sie selbst hätte kommen müssen. »Nein, habe ich nicht. Warum hast du dort angerufen?«

»Weil Kat als Kind Schauspielerin war.

Sie hat in Filmen mitgewirkt. Ich habe mich gefragt, ob sie auch als Erwachsene noch theaterbegeistert war, ob sie vielleicht mit ihren Schülern Theaterstücke aufgeführt hat.«

»Und wenn?«, fragte Charlie.

»Der Brandstifter, der Sharon Lendrims Haus angezündet hat, trug eine Feuerwehruniform. Vielleicht war es ja ein Kostüm, aus einem Kostümverleih. Ich dachte, vielleicht ...« Liv wirkte verlegen. »Schön, es war ziemlich weit hergeholt, und ich hätte auch nie gedacht, dass wirklich was dabei rauskommen würde, aber ich habe mir überlegt, wenn Kat immer noch was mit dem Theater zu tun hatte, hatte sie vielleicht Zugang zu

Kostümen.«

Darüber konnte Charlie endlich lachen. Das konnte nicht Livs große Enthüllung sein. Es war absurd. »Du hast gedacht, weil Kat Allen früher mal Kinderschauspielerin war, hat sie Sharon Lendrim umgebracht? Warum sollte sie? Gibt es überhaupt irgendeine Verbindung zwischen den beiden?«

»Ja, die gibt es.« Die Beschämung auf Livs Gesicht war etwas anderem gewichen, etwas Tieferem. Gewissensbisse, erkannte Charlie, und eine Mischung aus Zorn und Neid durchzuckte sie. Ihre Schwester hatte kein Recht, diejenige zu sein, die als

Erste auf diese Idee gekommen war, und das war ihr bewusst. Sie musste wissen, wie Charlie sich fühlen würde. Aber welche Wahl hatte sie denn schon? Sie konnte es ja schlecht für sich behalten.

»Es gibt eine Verbindung zwischen Kat Allen und Sharon Lendrim?«

»Ja«, sagte Liv ernst. »Die Verbindung ist eine Frau namens Johannah Utting.«

Charlie wies auf die Küche.

»Eigentümerin dieser unserer herrschaftlichen Residenz für das Wochenende.«

»Dieses Haus gehört Johannah Utting?«

Das hast du nicht gewusst, oder?

Charlie empfand eine kindische Befriedigung.

Liv schob sie zur Seite und übernahm die Zubereitung des Tees, eine Aufgabe, die Charlie schon vor einiger Zeit als zu langweilig befunden und aufgegeben hatte. »Ich habe in Kat Allens Schule angerufen«, erklärte sie sachlich, als würde sie eine Reihe banaler Anweisungen wiedergeben. »Ich hatte Recht: Kat war immer noch theaterbegeistert. Mehr als das. Sie war in Meadowcroft allein zuständig für das Fach Theater.«

Charlie unterdrückte gerade noch rechtzeitig eine Nachfrage. Meadowcroft

war der Name der Schule.

»Ich wollte wissen, ob sie je Kostüme für Schulaufführungen ausgeliehen hat, oder ob ...«

»Augenblick mal«, unterbrach Charlie sie. »Warum sollte die Schule mit irgendeiner Feuilleton-Journalistin über ein Mitglied des Lehrkörpers reden, das ...« Sie verstummte und schüttelte den Kopf, als Wut ihr den Mund versiegelte.

»Ich konnte nicht sagen, wer ich wirklich bin, das ist doch wohl klar. Hör zu, ich bin nicht stolz darauf, aber ich musste mir etwas einfallen lassen, und ich war so wütend darüber, wie er mich abgefertigt hat ...«

»Er?«

»Sam. Ich habe mich als DS Sam Kombothekra von der Polizei Culver Valley vorgestellt. Sam ist ein Unisex-Name: Samuel oder Samantha.«

»Du hast dich also nicht als Charlie Zailer ausgegeben. Das ist doch schon mal was.«

»Ich hatte es erwogen, aber ...«

»Du bist zu dem Schluss gekommen, dass das ein Identitätsraub zu viel sein würde. Gut. Sprich weiter.«

»Nein, das war es nicht. Ich ... ich wollte so dicht bei der Wahrheit bleiben

wie möglich. Du bist nicht mehr bei der Kriminalpolizei, sondern für Suizid-Prävention zuständig.«

»Und das habe ich alles dir zu verdanken«, murmelte Charlie. »Und was hat die falsche DS Sam herausgefunden? Unglaublich, dass du damit durchgekommen bist. Wie oft war Sam nach Kats Tod in dieser Schule?«

»Gar nicht.« Liv reichte ihr einen Becher Tee. Er war zu schwach, und es war zu viel Milch drin. »Sellers hat alle Befragungen in der Schule übernommen, das weiß ich von Chris.«

»Und wie würde *Chris* sich fühlen, wenn er wüsste, dass du das alles mir

erzählst und nicht ihm?«

Liv seufzte. »Kat Allens beste Freundin aus Pulham Market, dem Dorf, in dem sie aufgewachsen ist, hat einen Kostümverleih«, sagte sie. »Kat hatte die Angewohnheit, alle paar Wochen am Wochenende ihre Familie zu besuchen. Alle Kostüme für die Weihnachtsstücke und sonstigen Theateraufführungen in Meadowcroft bezog sie von ihrer Freundin.«

»Wo kommt Jo Utting ins Spiel?«, fragte Charlie ausdruckslos. Sie wollte es hinter sich bringen, wenn es sich schon nicht vermeiden ließ.

Liv versteckte sich hinter ihrem

Teebecher, als sie antwortete. »Ich habe die Schule gefragt, ob sie den Namen dieser Freundin kennen würden. Taten sie nicht, aber sie wussten, wie ihr Geschäft hieß: The Soft Prop Shop.«

»Was für ein dämlicher Name«, bemerkte Charlie.

»Ja, diskutieren wir doch über den Namen von diesem Kostümverleih.« Liv schüttelte den Kopf. »Es ist eindeutig das wichtigste Detail.«

»Du hast dort angerufen? Wieder als DS Sam Kombothekra?«

»Ich habe mit Kats Freundin gesprochen. Genau wie das Schulbüro hat sie mir

einfach geglaubt, dass ich die sei, für die ich mich ausgab. In London würde das nicht passieren. Da würde jeder verlangen, dass man sich ausweist, jedes Kleinkind würde nachfragen. In der tiefsten Provinz sind die Leute vermutlich vertrauensseliger.«

»Nicht mehr lange, wenn ständig pathologische Lügner wie du vorbeischauen.« *Ich bin nicht vertrauensselig. Und bezeichne nicht alles, was nicht London ist, als »tiefste Provinz.«*

»Kaum zu glauben, oder?«, bemerkte Liv. »Ich wäre ja eher misstrauischer, wenn ich in irgendeinem Provinznest leben würde, völlig im Grünen. Ich

würde mir Gedanken wegen Lastwagenfahrern machen, die Prostituierte erwürgen und ihre Leichen im Wald in der Nähe meines Hauses liegen lassen.«

Den Rest der Geschichte konnte Charlie erraten. »Du hast die Freundin von Kat Allen gefragt, ob sie Feuerwehrkostüme hat.«

»Als ich sie das fragte, dachte ich: Du bist ja verrückt, Zailer, reiß dich zusammen. Aber ich hatte Recht.«

Da war er, der schmerzliche Satz, gegen den Charlie sich die ganze Zeit gewappnet hatte. Ihre Schwester hatte Recht.

»Sie führt zwei Feuerwehruniformen. Ich fragte sie, ob eine von ihnen im November 2008 verliehen wurde, teilte ihr das Datum des Brandes bei Sharon Len ...«

»Jo Utting«, sagte Charlie schnell. Sie wollte auch Recht haben. Am liebsten mehr als ihre Schwester. Wenn das überhaupt möglich war.

Liv nickte. »Johannah Utting hat eins der Kostüme ausgeliehen. Sie hat es vier Tage vor dem Brand abgeholt, bei dem Sharon Lendrim gestorben ist. Ich wollte mich gerade bedanken und auflegen, bevor noch irgendwas schiefgehen würde, aber da sagte sie: ›Wie seltsam.« Ich fragte sie, was sie damit meinte, und

sie sagte: ›Ich erinnere mich an sie. Korkenzieherlocken, blond, hübsch. Hat sie Kat umgebracht?‹ Dann begann sie zu weinen. Es war furchtbar. Ich wusste nicht, was ich machen sollte.«

»Warum wird Literaturkritikern bloß nicht beigebracht, wie man mit der Trauer der Angehörigen nach einem brutalen Mord umgeht?«, sinnierte Charlie laut. »Da muss sich dringend was ändern.«

»Ach, halt die Klappe, Char. Willst du es nun wissen oder nicht?«

Ich will nur, dass *du* nichts weißt. Gar nichts. Nur eins solltest du wissen, wo dein Platz ist.

Liv interpretierte das Schweigen als Zustimmung. »Einige Minuten lang war es echt peinlich. Ich habe versucht, sie aufzumuntern – also, nicht aufzumuntern, aber du weißt schon, was ich meine – und gleichzeitig zu kapieren, was da abging. Der erste Gedanke, der mir durch den Kopf schoss, war: Wie zum Teufel kommt es, dass sie sich an eine Frau erinnert, die vor zwei Jahren ein Feuerwehrkostüm ausgeliehen hat? Vorausgesetzt, sie hat eine normale Anzahl an Kunden.«

»Und wie kam es?«

»Kat Allen war auch da. In dem Kostümverleih. Zur gleichen Zeit wie Johannah Utting, vier Tage vor dem Tod

von Sharon Lendrim. Sie kannten sich. Sie haben sich kurz unterhalten. Kats beste Freundin hat das ganze Gespräch mitangehört. Sie erinnert sich deutlich, dass Kat sich darüber freute, Jo zu sehen, und dass das nicht auf Gegenseitigkeit beruhte.«

Es war zu viel. Zu viele Informationen, die sie auf einmal aufnehmen musste, zu viel Glück, das Liv unverdientermaßen in den Schoß gefallen war. Kein Wunder, dass sie nicht wollte, dass Gibbs etwas davon erfuhr. Er hätte ja nur noch seinen Beruf aufgeben und anfangen können, zu tischlern oder Steinmauern zu setzen. Jedenfalls hätte Charlie an seiner Stelle so empfunden.

»Jo war nicht erfreut darüber, Kat zu sehen?«, fragte sie.

»Nicht im Mindesten. Offenbar war sie geschockt. Sie sagte: ›Was tun Sie denn hier?‹, als wäre Kat unbefugt dort eingedrungen. Sie erholte sich schnell und knipste ihren Charme an, aber weder Kat noch ihre Freundin verstanden, warum sie so reagiert hatte. Jo wusste, dass Kats Eltern in Pulham Market lebten und der Kostümverleih einer engen Freundin von ihr gehörte – warum sollte sie nicht dort sein? Jo war diejenige, die nicht in der Nähe wohnte und auch noch nie in dem Laden gewesen war. Kat hingegen war Stammkundin.«

»Augenblick, warte mal.« Charlie bekam Angst, als ungestellte und unbeantwortete Fragen in ihrem Kopf um die beste Position rangen. »Woher weißt du, dass Jo wusste, dass Kats Eltern in Pulham Market leben?«

Liv dachte nach. »Das hat Kats Freundin gesagt. Sie hat Kat zitiert. Sie hat mir erzählt, was Kat zu ihr gesagt hat, nachdem Johannah Utting den Laden verlassen hatte.«

»Und was?«

»»Dämliche Pute, sie sah aus, als hätte sie einen Geist gesehen. Gott weiß warum, sie weiß doch, dass meine Familie direkt um die Ecke wohnt.«

Nicht wortwörtlich, aber ...«

»Hat die falsche DS Sam Kat Allens Eltern angerufen?«, fragte Charlie. »Und sie gefragt, woher ihre Tochter Jo Utting kannte?«

»Nein.« Liv wirkte tief getroffen, als wäre sie bei einer groben Fahrlässigkeit ertappt worden. »Ich dachte, ich hätte genug getan. Hätte ich denn ...«

»Sie kannten sich«, murmelte Charlie und tigerte in der Küche auf und ab.

»Daher wusste Kat auch, dass *Jo* keineswegs in der Nähe von Pulham Market wohnte.«

»Vermutlich«, bestätigte Liv.

»Was haben sie noch zueinander gesagt?«

»Kaum etwas, laut der Freundin. Hannah sagte: ›Was machen Sie denn hier?‹, und Kat antwortete: ›Ich leihe mir Kostüme für eine Schulaufführung aus. Ich bin jetzt Grundschullehrerin.‹«

»Du bist dir da sicher? Sie hat gesagt: ›Ich bin jetzt Grundschullehrerin.‹?«

»Natürlich nicht.« Livs Stimme zitterte.
»Ich meine, ich weiß nicht, ob Kats Freundin sich sicher war. Ich weiß nur, was sie gesagt hat.«

»Jo kannte Kat also von früher, und sie hatten sich länger nicht gesehen«,

schlussfolgerte Charlie. Sie drehte sich zu ihrer Schwester um. »Was wurde noch gesagt?«

»Kat erzählte Johannah – Jo –, dass sie eine Stelle ganz in ihrer Nähe gefunden hätte, in einer Schule in Spilling. Jo schien nicht gerade erfreut darüber zu sein. Kat und ihre Freundin haben darüber gelacht, als Jo weg war, so absonderlich war das Ganze. Warum sollte es einer Frau, die Kat nur flüchtig kannte, etwas ausmachen, dass sie sich in einem Kostümverleih trafen und dass sie Lehrerin in Spilling war? Aber offenbar störte es sie, beides. Kat konnte es überhaupt nicht begreifen. Ich habe die Freundin gefragt, ob sie etwas

Näheres über Jo wisse. Ich dachte, Kat hätte vielleicht gesagt, ach, die war schon immer verrückt, um dann irgendeine Geschichte aus ihrer gemeinsamen Vergangenheit zu erzählen.«

»Sie hatten keine gemeinsame Vergangenheit. Laut Kat Allen haben sie einander kaum gekannt, das hast du eben gesagt. Andererseits, man kennt auch jemanden, den man nur flüchtig kennt.«

»Kats Freundin hat tatsächlich gefragt, aber Kat hat nur die Augen verdreht und gelacht, so nach dem Motto, das ist eine zu langweilige Geschichte«, entgegnete Liv. »Bevor Jo Utting hereinkam, hatten sie und Kat über etwas gesprochen, das

beide mehr interessierte,
Klatschgeschichten, und kurz darauf
wandten sie sich wieder diesem Thema
zu.«

»Kat war also nicht beunruhigt über das
Zusammentreffen mit Jo«, sagte Charlie.
In dieser Küche ließ es sich gut
nachdenken. Sie war lang genug, um
Runden zu drehen und das Gehirn auf
Trab zu halten, indem man den Körper in
Bewegung hielt. »Nein, das wird sie
nicht gewesen sein. Sie hatte keine
Ahnung, dass sie Grund hatte, Angst vor
Jo zu haben. Sie wusste nicht, dass Jo
sich meilenweit von zu Hause entfernt
ein Kostüm ausgeliehen hatte, weil sie
vorhatte, darin einen Mord zu begehen.«

Liv nickte. »Ich habe mich geirrt. Kat Allen hat Sharon Lendrim nicht umgebracht. Jo Utting hat beide getötet, oder? Danach sieht es aus, oder?«

»Wenn Kat nicht an diesem Tag im Kostümverleih ihrer Freundin gewesen wäre, wenn sie einen Tag früher oder später hingegangen wäre, würde sie noch leben«, sagte Charlie.

»Sag das nicht. Es ist zu furchtbar.«

»Es stimmt aber. Das Zusammentreffen im Kostümverleih allein hätte vielleicht nicht ausgereicht, aber als Kat erwähnte, dass sie in Spilling arbeitet ...«

»Jo Utting war klar, dass ihr

höchstwahrscheinlich Sharons Tod zu Ohren kommen würde, ein Mord, der ganz in der Nähe begangen wurde«, führte Liv den Gedanken zu Ende.

»Begangen von einem Brandstifter, der eine Feuerwehruniform trug, aber kein Feuerwehrmann war. Aber warum hat sie Kat Allen dann nicht eher umgebracht? Warum erst zwei Jahre später? Gleich oder gar nicht, alles andere ergibt doch keinen Sinn.«

Charlie schüttelte den Kopf. »Simon zufolge hat Jo Utting ein Alibi für den Tag, an dem Kat starb. Sie hat anstelle von Amber Hewerdine an einem Verkehrserziehungskurs teilgenommen.«

»Char, du darfst Simon nicht erzählen,

dass du das alles von mir hast. Wenn Chris es erfährt ...«

»Er wird lernen müssen, damit zu leben«, sagte Charlie.

»Bitte. Ich flehe dich an. Ich würde alles ...«

»Alles? Die Sache mit Gibbs beenden?«

»Das nicht.«

Charlie seufzte und kniff die Augen zusammen. »Schön. Wie wär's dann damit, stattdessen das Fenster eines abgeschlossenen Zimmers mit einem Stein einzuwerfen?«

13

FREITAG, 3. DEZEMBER 2010

Zum dritten Mal in meinem Leben komme ich in Little Orchard an. Es schneit immer noch, aber der Schnee hat uns nicht davon abgehalten, unser Ziel zu erreichen. Auf der Fahrt habe ich Simon gefragt, ob ihm das Wetter Sorgen mache, und er verneinte. »Schnee war noch nie ein Problem für mich«, sagte er. »Ich fahre, als wäre er gar nicht da, und alles ist gut.«

Ich weiß, er vertraut auf die Regel, nach

der man beim dritten Mal Glück hat, er hofft, dass ich in die Küche treten werde und mir wieder einfällt, wo ich den Zettel gesehen habe, auf dem »Lieb – Grausam – Liebgrausam« stand. Denn dann wird er Jo mit dem Mord an Kat Allen in Verbindung bringen können.

Als wir schweigend durch den Schnee zur Hintertür stapfen, spreche ich ein stilles Gebet: Bitte mach, dass nicht alles von mir abhängt. Bitte lass nicht zu, dass Simon sich ausschließlich auf mein unzuverlässiges Gedächtnis verlässt. Selbst wenn es mir wieder einfallen sollte, was wäre damit gewonnen? Wenn ich den Zettel nicht herbeischaffen kann, der vermutlich längst im Papiermüll

gelandet ist, wie will er dann beweisen, dass die Mörderin von Kat Allen ihn von dem Block in ihrer Wohnung abgerissen hat? Nicht einmal Simon Waterhouse kann einen DNA-Test von einem mentalen Bild machen lassen.

Die Hintertür geht auf, als wir näher kommen. In der Tür steht eine Frau, die ich noch nie zuvor gesehen habe. Sie wird von hinten von dem Licht angestrahlt, das aus der Küche fällt. Ihr Mantelkragen und die Ärmelaufschläge wirken seltsam aufgebläht, als hätte jemand ihnen Botox injiziert.

»Liv«, sagt Simon. »Du hast es also bis hierher geschafft.«

»Hast du irgendwas mitgebracht?«, fährt die Frau ihn an, als habe er etwas falsch gemacht.

»Zum Beispiel?«

»Was zu essen, Wein, Klopapier, Seife? In diesem Haus gibt es acht Klos und nur zwei fast aufgebrauchte Rollen Klopapier. Es ist nichts zu essen im Haus. Gar nichts!« Sie wirft mir einen Blick zu, kommt zu dem Schluss, dass ich nicht wichtig bin, und wendet ihre Aufmerksamkeit wieder Simon zu. »Tut mir leid, dass ich das Niveau der Veranstaltung senke, ich weiß, du bist mit den Gedanken bei höheren Dingen. Aber da ich der einzige Mensch hier bin, dem klar zu sein scheint, dass wir in

spätestens einer Stunde total eingeschneit sein werden ...« Damit marschiert sie in die Nacht hinaus und versucht, sich an ihm vorbeizudrängen.

»Wo willst du hin?« Er stellt sich ihr in den Weg. »Bei diesem Wetter kannst du nicht fahren.«

»Sagt ein Mann, der gerade aus seinem Auto gestiegen ist und dem es egal ist, wenn wir alle verhungern.«

Ich hoffe, er wird sie gehen lassen. Ich kann ihre Stimme schon jetzt nicht mehr ertragen.

»Wo ist Charlie?«, will Simon wissen.

»Im verschlossenen Arbeitszimmer, das wir in unverschlossenes Arbeitszimmer umbenannt haben. Du kannst nach Herzenslust darin herumstöbern.«

Mein Herz schlägt schneller. Ich erwäge, ins Haus zu laufen und die Treppe hinaufzustürmen. Ich sehe vor mir, wie ich es tue. Aber ich bleibe, wo ich bin.

»Charlie hat den Schlüssel gefunden?«, fragt Simon.

»Es steht ein Schreibtisch drin. Der Schlüssel war in der obersten Schublade.« Liv lächelt mich plötzlich an, als hätte sie beschlossen, es sei okay, mich in diesen Teil des Gesprächs miteinzubeziehen. »Ich habe das Fenster

eingeworfen.«

»Du hast was?«

»Mit einem Stein aus dem Garten. Drei Steinen, genauer gesagt. Es waren drei Versuche nötig, aber schließlich habe ich es geschafft. Char und ich haben eine Leiter aus der Garage hergeschleppt, und Char ist durch das zertrümmerte Fenster eingestiegen. Es war meine Idee«, ruft sie mit erhobener Stimme hinter Simon her, der ins Haus marschiert. Ich laufe hinter ihm her. »Charlie wusste nichts davon!«

Durch die Küche, in den Flur, die Treppe hinauf. Nicht denken, nicht denken. Ich kann es schaffen, wenn ich

mir einrede, dass ich nur Simon Waterhouse folge.

Zwei Minuten später stehe ich auf dem Treppenabsatz vor dem Arbeitszimmer und schaue hinein. Ich weiß nicht, was ich erwartet hatte. Ich sehe nichts, was mich schockiert. Das Arbeitszimmer ist mit zwei Lehnstühlen, einem Schreibtisch, einem Computer, einem Teppich und einer Regalwand ausgestattet. Aber nur auf den beiden obersten Regalbrettern stehen Bücher. Der Rest ist voller Familienfotos: Jo, Neil, die Jungs mit ihren Großeltern. Es gibt auch ein Foto von mir, Luke, Dinah und Nonie in unserem neuen Haus, kurz nach unserem Einzug.

Ich versuche mir vorzustellen, wie entsetzt Jo 2003 gewesen sein muss, als ich mit dem Schlüssel in der Hand dastand und drohte, dieses Zimmer aufzuschließen, als ich witzelte, was für ein Spaß das sein würde. Was wäre geschehen, wenn ich darauf bestanden hätte? Wenn ich Jo überwältigt und gegen ihren Willen das Zimmer betreten hätte? Was hätten wir alle gesagt und getan, wenn sich herausgestellt hätte, dass im abgeschlossenen Arbeitszimmer des angeblichen Ferienhauses ganze Regalwände voller Fotos von uns stehen, von Jos Familie?

Und von Neils Familie. Neil ist kein Mörder, aber hierüber wusste er

Bescheid. Kein Wunder, dass ihm am Mittwoch so bange zumute war, als ich mich nach Little Orchard erkundigte und erklärte, Luke und ich hätten daran gedacht, mal wieder hinzufahren.

»Etwas gefunden?«, will Simon von Charlie wissen, die am Computer sitzt, als gehöre er ihr.

»Ja.« Sie reicht ihm eine blaue Mappe.
»Lag in einer Schreibtischschublade.«
Die Mappe ist mit schwarzem Stift beschriftet, aber erst als Simon die Mappe aufschlägt, kann ich erkennen, was dort steht.

»War doch eine gute Idee, nach Little Orchard zu fahren«, sagt Charlie zu mir.

Ich kann nicht antworten. Meine Schwägerin, die Frau des Bruders meines Mannes, die Frau, die Dinah und Nonie jeden Mittwoch nach der Schule was zu essen macht und meistens auch einmal am Wochenende, ist sehr wahrscheinlich eine Mörderin. Und ich befinde mich mit zwei Polizisten in einem Landhaus in Surrey und werde vermutlich bald eingeschneit sein. Wer wird es Luke sagen? Jemand muss es ihm sagen. Alles.

»Ich sollte zu Hause anrufen«, sage ich. Simon blickt nicht von den Papieren auf, die er studiert. Ich sage mir, dass ich seine Erlaubnis nicht brauche, um meinen Mann anzurufen, und gehe in das

Zimmer, das vor sieben Jahren, als wir hier Ferien gemacht haben, unser Schlafzimmer war, meins und Lukes. Nur die Bettwäsche ist anders: nicht mehr weiß mit blauer Kante, sondern einfach nur weiß.

»Ich bin's«, sage ich, als Luke ans Telefon geht. »Ist alles in Ordnung? Geht es den Kindern gut?«

»Alles bestens. Hast du vor, mir irgendwann mitzuteilen, was los ist?«

»Ja, aber ... nicht jetzt. Ich muss auflegen. Kann ich mal kurz mit Dinah und Nonie sprechen?«

»Nein, du kannst mit mir sprechen.« Ich

habe ihn verärgert.

»Lass sie nicht aus den Augen, ja? Bis ich nach Hause komme.«

»Und das war's, Gespräch beendet?«

»Ich muss auflegen.«

»Warum hast du dann überhaupt angerufen?«, fragt er. »Du kannst doch nicht einfach erklären ›Nicht jetzt‹ und ...«

»Lass sie nicht aus den Augen«, wiederhole ich und würge ihn ab, denn ich brenne ebenso sehr darauf, ins Arbeitszimmer zurückzukehren, wie ich vor ein paar Minuten darauf brannte, es

zu verlassen. Ich hätte Luke nicht anrufen sollen, es hat mir nur bewusst gemacht, wie groß die Distanz zwischen uns geworden ist.

Simon hat sich nicht von der Stelle gerührt. Er blättert immer noch den Ordner durch. »Veronique Coudert war die Vorbesitzerin von Little Orchard«, berichtet er. »Sie hat das Haus an Jo und Neil verkauft.«

Richtig, denke ich, als hätten seine Worte eine Erinnerung ausgelöst. An was? Ich weiß nicht, ob Simon es bewusst tut, aber er erinnert mich daran, dass ich nicht zusammenbrechen darf. Es gibt Dinge, die ich noch herausfinden muss. Die *wir* herausfinden müssen.

»Wie es aussieht, hatten sie einen anderen Zweitwohnsitz, bevor sie dieses Haus kauften«, fährt Simon fort. »Die Little Manor Farm in Pulham Market.«

»Kat Allen kam von dort«, sage ich.

»Sie haben es 2002 verkauft. Sich vergrößert«, sagt Charlie.

Ich zwinge mich zuzuhören, als sie Simon von einem Zusammentreffen in einem Kostümverleih erzählt: Jo traf Kat Allen und war nicht erfreut darüber. Ich will es nicht hören. Ich will wissen, was das alles zu bedeuten hat, aber ohne mich konzentrieren zu müssen. Normalerweise bin ich gut darin,

konzentriert zuzuhören, aber heute Abend ist es beängstigend, zu schwer. Meine Gedanken haben sich aufgelöst, sie werden nur durch straffe Schnüre zusammengehalten, die fast bis zum Zerreißen gespannt sind. Ich fühle mich unwirklich, während Charlie spricht, als wäre ich ein Geist, den sonst niemand sehen kann. Aber sogar dieses Gefühl ist nicht stark genug, mich davon abzuhalten, zu begreifen, was Charlies Geschichte bedeutet, auch wenn die genauen Details an mir vorbeigleiten, bevor ich sie festhalten kann. Es bedeutet, dass Jo eine Mörderin ist. Sie hat in einem Kostümverleih in Pulham Market eine Feuerwehruniform ausgeliehen. Sie hatte sie an, als sie

Sharon ermordete.

Jo hat Sharon umgebracht. Der Gedanke rollt in meinem Kopf herum, hallt in einem schwarzen Raum wider.

Denk an Dinah und Nonie. Denk daran, wie sehr sie dich brauchen. Du darfst jetzt nichts Dummes tun.

Jo hat Sharon umgebracht. Luke wird es erfahren müssen. Ich kann nicht zulassen, dass er es von jemand anderem erfährt als von mir.

Kat Allen wurde ermordet, weil sie Jos Seelenfrieden gefährdete, berichtet Charlie gerade. Jo wusste, dass Kat in Spilling arbeitete, ganz in ihrer Nähe –

das war ihr zu riskant. Kats Freundin, die mit dem Kostümverleih, sagte zu Jo: »Oh, Sie sind wegen des Feuerwehrkostüms gekommen, nicht wahr?« Sie sagte das, als Kat dabei war, die jedes Wort mitbekam und deshalb umgebracht wurde.

»Amber? Amber!« Simon schüttelt mich. Ich denke an den Baumschüttler, Ginnys Hypnotherapie-Übung. *Wenn im Wald ein Baum umstürzt und keiner hört es ...* »Warum hat Jo Sharon umgebracht? Was hatte sie durch ihren Tod zu gewinnen?«

»Nichts. Das Einzige, was mir einfällt, habe ich bereits gesagt. Sie will Dinah und Nonie.«

»Würden Sie und Luke je testamentarisch bestimmen, dass die beiden Mädchen zu Jo und Neil kommen?«

»Nie. Auch vorher nicht. Niemals.«

Simon nickte. »Und Jo weiß das. Ginny sagte, Narzissten seien schlau, sie wissen, wer für und wer gegen sie ist. Das kann nicht das Motiv sein. Es muss noch irgendetwas anderes geben.«

»Es gibt nichts«, schluchze ich und versuche, mich aus seinem Griff zu winden.

»Ich will wissen, was Sie mir

verschweigen. Jetzt sofort!«, brüllt er mir ins Gesicht.

»Ich habe ihre Adresse gar nicht aufgeschrieben«, sagt Charlie. Ich höre einen neuen Ton in ihrer Stimme, Verwunderung, Ungläubigkeit. Als würde ihr gerade irgendetwas klar werden. Sie steht auf. »Simon, warte.«

»Wessen Adresse?«, fragt er ungeduldig. Ich stehe nicht länger im Mittelpunkt seiner Aufmerksamkeit. Das ist eine überwältigende Erleichterung.

»Ginnys. Great Holling Road 77, Great Holling. Ich habe es mir nicht aufgeschrieben. Brauchte ich nicht. Die Zahl 77 kann man sich leicht merken.«

»Du hast dir Ginnys Adresse also nicht aufgeschrieben. Und?«

»Haben Sie sie aufgeschrieben, Amber?«, fragt Charlie. »Haben Sie sich Ginnys Adresse notiert und den Zettel mitgenommen, als Sie zum ersten Mal zu ihr fuhren?«

Warum fragt sie mich das? Was hat das mit alledem zu tun?

»Nicht nur die Adresse, auch die Telefonnummer, für den Fall, dass Sie sich verfahren sollten?«

»Woher wissen Sie das?«

»Augenblick«, sagt sie und

verschwindet. Ich kämpfe gegen den Drang an, hinter ihr herzulaufen. Alles ist besser, als mit Simon allein zu bleiben.

Du wirst es ihm sagen müssen. Er wird nicht zulassen, dass du weiter schweigst. Und du wirst es auch nicht zulassen, denn du weißt, wie wichtig es ist, dass er es erfährt.

Warum habe ich diesen Mann, den ich kaum kenne, zum Maßstab meines Verhaltens gemacht? Das ist doch verrückt.

»Ich warte«, sagt er. »Ich werde warten, bis Sie es mir erzählen.«

»Es hat nichts mit den Morden zu tun«, sage ich. »Ich habe Jo ein Geheimnis verraten. Es ging um etwas, was ich getan habe, um eine Lüge. Ich konnte weder mit Luke noch mit Sharon darüber reden, denn die beiden waren diejenigen, die ich anlog. Ich musste es jemandem erzählen, sonst wäre ich verrückt geworden. Ich habe es Jo erzählt.«

»Was immer es war – es ist der Grund dafür, dass sie Sharon umgebracht hat«, erklärt Simon.

»Nein! Nein, unmöglich. Das kann nicht sein. Sie müssen mir glauben. Ich habe keine neuen Informationen für Sie.«

»Wie kann das wahr sein? Wenn Sie mir etwas sagen, das ich noch nicht weiß ...«

»Weil es um Dinah und Nonie geht! Jo wusste von Sharons testamentarischer Verfügung, sie wusste, dass die Kinder zu mir kommen sollten, wenn ihr etwas passierte. Sie kann Sharon nicht in der Hoffnung umgebracht haben, die Mädchen zu bekommen, das haben Sie doch gerade selbst gesagt. Sie hatte keine Veranlassung, das zu glauben. Es gibt kein Motiv!«

»Jo wusste ...« Simon verstummt, denn er hört Charlie die Treppe heraufpoltern. Als sie erscheint, ist sie völlig außer Atem, in der Hand hält sie einen Zettel,

auf dem Ginnys Adresse steht. Und ihre Telefonnummer. »Ist das Ihre Handschrift?«, fragt sie mich.

Ich nicke. »Woher haben Sie das?«

»Er lag in meinem Auto, auf dem Fußboden.«

Ich sitze auf dem Fahrersitz, blättere in ihrem Notizbuch ...

»Er war in meiner Jackentasche«, rufe ich. »Er muss mir herausgefallen sein, als ich ...« Das Sprechen fällt mir schwer. Ich starre auf den Zettel, auf dem Ginnys Adresse steht, und beginne zu zittern. Er ist liniert, blaue Linien, eine rosa Linie markiert den Rand.

Charlie dreht das Blatt Papier um, sodass Simon und ich die andere Seite sehen können: die drei Überschriften in einer Handschrift, die nicht die meine ist, schwarze Tinte, nicht die blaue, mit der ich Ginnys Adresse geschrieben habe: »Lieb – Grausam – Liebgrausam«.

Jetzt fällt es mir wieder ein.

*

»Wann war das?«, fragt Simon mich.

Auf diesem Sessel saß ich auch am zweiten Weihnachtstag 2003, als Jo uns erklärte, es gebe nichts, was sie uns verschweigen würde, gar nichts. Die

andere Frau, Liv, reicht mir einen Drink, um den ich nicht gebeten habe. Ich nehme einen Schluck. Brandy.

»Vorletzten Mittwoch«, sage ich. Vor einer Woche und zwei Tagen. Simon kann sich das Datum ausrechnen.

»Erzählen Sie. Ausführlich«, sagt er.

»Ich war bei Jo. Wir fahren jeden Mittwoch zu ihr, ich und die Mädchen.« Kann sein, dass ich das bereits erwähnt habe, vielleicht hatte ich aber auch nur die Absicht, das zu tun. »An jenem Morgen hatte ich beschlossen, irgendwas gegen meine Schlaflosigkeit zu unternehmen. Eine ganze Reihe von Leuten hatte Hypnose empfohlen, und ich dachte, ich kann es ja mal ausprobieren.

Jo fand auch, dass es eine gute Idee war. Für die Suche habe ich ihren Laptop benutzt.«

»Für die Suche nach ...?« Simons Stift schwebt über seinem aufgeschlagenen Notizbuch.

»Hypnotherapeuten im Culver Valley. Ginny war die Einzige, deren Praxis in Great Holling lag. Die anderen hatten alle weniger anheimelnde Adressen. Ich dachte, ich gönne es mir, irgendwo hinzugehen, wo es nett ist.«

»Haben Sie diesen Aspekt Ihrer Überlegungen Jo gegenüber erwähnt?«, fragt Simon.

»Sie wollte wissen, wie ich mich für einen Therapeuten entscheiden wollte, so ganz ohne weitere Informationen, und ich sagte: ›Der mit der besten Adresse muss auch der Beste sein.« Ich war nicht wirklich dieser Ansicht ...«

»Warum haben Sie es dann gesagt?«

Es ist doch kein Problem zu antworten. Sollte es jedenfalls nicht sein. Ich kenne die Antwort. Ich kenne sie nur zu gut. Die Antwort hierauf ist so tief in meinem Bewusstsein verwurzelt, dass ich es nie in Worte fassen musste. Ich spiele ein seltsames Gesellschaftsspiel in diesem Raum, in dem sich vor sieben Jahren alle zu Lukes Weihnachtsquiz versammelten. Alle außer mir und

William – wir suchten nach dem Schlüssel zum Arbeitszimmer.

Wissen William und Barney, dass ihren Eltern dieses Haus gehört? Haben Jo und Neil ihren Söhnen das Lügen antrainiert, oder werden sie belogen wie wir anderen? Bleibt das Arbeitszimmer auch für sie verschlossen? Haben sie die Familienfotos im Bücherregal gesehen?

»Amber«, sagt Simon. »Warum haben Sie Jo einen falschen Grund dafür genannt, dass Sie sich für Ginny entschieden hatten?«

»Ich glaube, ich war nervös. Ich wollte zum ersten Mal zu einem Therapeuten gehen und mich hypnotisieren lassen. Ich

hoffte, die Erfahrung würde ein klein wenig erfreulicher werden, wenn ich irgendwo hinfuhr, wo es schön war. Es war sicher albern von mir, anzunehmen, ich könnte so eine Art Ausflug daraus machen ...«

»Eine Hoffnung, auf der Jo sicher herumgetrampelt hätte«, errät Simon ganz richtig.

Ich nicke. »Ich bekam trotzdem einen auf den Deckel. Es sei lächerlich und unverantwortlich, auf dieser Grundlage einen Therapeuten auszusuchen.«

»Aber Sie waren geschützt. Jo griff den falschen Grund an, den Sie hochgehalten hatten wie einen Schild.«

Liv macht den Mund auf, um etwas zu sagen. Charlie, die neben ihr auf dem Sofa sitzt, klopfte ihr leicht auf den Arm. Obwohl ich keine Schwester habe, erkenne ich diese Art, einem Menschen, den man nur zu gut kennt, zu bedeuten, dass er den Mund halten soll.

Was macht Charlies Schwester hier?
Was machen wir alle hier?

»Ich tat so, als hätte Jo mich überzeugt«, sage ich zu Simon. »Ich zeigte ihr die Liste von Hypnotherapeuten und fragte sie, wen ich wählen sollte. Sie suchte einen in Rawndesley aus, ganz in ihrer Nähe. Sobald sie das Gefühl hatte, ihren Willen durchgesetzt zu haben, verlor sie das Interesse und machte sich wieder

ans Kochen. Da lag ...«

Meine Kehle schnürt sich zusammen. Ich versuche es noch einmal. »Neben dem Computer lag ein Zettel. Ein leeres Blatt liniertes Papier, dachte ich jedenfalls. Es war zerknittert und sah aus wie irgendein Schmierzettel. Ich kam gar nicht auf die Idee, dass auf der anderen Seite etwas stehen könnte. Ich schrieb Ginneys Adresse und Telefonnummer darauf und steckte den Zettel in meine Handtasche. Am nächsten Tag habe ich Ginny vom Büro aus angerufen und einen Termin vereinbart. Ich erinnere mich nicht, die Worte auf der Rückseite gesehen zu haben, aber das muss ich wohl.«

»Wenn wir etwas für unwichtig halten, registrieren wir es oft gar nicht bewusst«, sagt Charlie. »Ginnys Adresse lag seit Dienstagabend im Fußraum meines Autos. Ich habe es gesehen, ohne es richtig wahrzunehmen. Gerade eben erst wurde mir klar, dass ich Ginnys Adresse gar nicht aufgeschrieben hatte. Und dass es blauliniertes Papier war.«

»Sie hatten Recht«, sagt Simon. »Es gab eine Verbindung zwischen Little Orchard und diesem Stück Papier. Jo war die Verbindung. Der Zettel stammte aus Jos Haus. Und Little Orchard ist ebenfalls Jos Haus, ihr anderes Haus. Wenn Ginny Recht hat und Sie das auf

irgendeiner unbewussten Ebene ahnten
...«

»Kirsty.«

»Was ist mit ihr?«, fragt Simon.

»Sie ist auf keinem der Fotos zu sehen.
Im Arbeitszimmer. Alle anderen mehr
als einmal. Sogar ich.«

»Sind Sie sicher?«

Ich eile ihm bereits voraus, zu weit
voraus, um zu antworten. Jo hätte ihre
Schwester auf keinen Fall unabsichtlich
ausgeschlossen. Sie wird die Fotos, die
sie aufgestellt hat, sehr sorgfältig
ausgesucht haben.

»Nach Kirsty wollte ich gerade fragen«, sagt Charlie. »Die Mutter, Jos und Kirstys Mutter, wie hieß sie nochmal?«

»Hilary«, antwortet Simon.

»Es war die Rede von Jo und Ritchie, als es um ihr Testament ging, aber nicht von Kirsty. Wird sie nichts erben?«

»Weiß ich nicht«, erwidert Simon ungeduldig. Er zieht sein Handy aus der Tasche, ohne es zu benutzen. »Sie ist so hilflos wie ein Baby. Geld ist ihr egal, sie weiß nicht mal, was das ist.«

Charlie lacht. »Simon, vielleicht sehnt sie sich nicht nach einem Ferrari, aber es wird ziemlich viel Geld für ihre

Pflege aufgewendet werden müssen, oder? Vollzeitpflege, ein Pflegeheim – ich weiß nicht genau was, aber ich bin mir ziemlich sicher, je behinderter man ist, desto teurer wird es. Hilary muss daran gedacht haben. Sie muss Kirsty in ihrem Testament bedacht haben.«

Auf den Gedanken bin ich gar nicht gekommen.

Simon starrt Charlie an. Unentwegt, als sei er in Trance gefallen.

Charlie versucht es noch einmal.

»Wurde Kirsty bei all den Diskussionen über Hilarys Testament denn überhaupt nicht erwähnt?«

»Brustkrebs«, sagt Simon ruhig.

»Das kann nicht die Antwort auf meine Frage sein. Versuch's noch mal.«

Liv und ich könnten ebenso gut nicht da sein. Die beiden haben sich in ihrem eigenen privaten Universum eingeschlossen.

»Amber lag ganz richtig mit dem, was sie zu Ginny sagte.«

Rede nicht über mich, als sei ich nicht da.

»Kirsty kann nicht sprechen, nicht richtig denken. Die Leute behandeln sie, als wäre sie gar nicht da. Sie vergessen sie.

Mich eingeschlossen. Ich habe nur an Jo und Ritchie gedacht. Werden sie Hilarys Haus verkaufen und sich den Erlös teilen? Wird Jo ihre Hälfte Ritchie übergeben, wenn Hilary nicht mehr da ist? Wird sie nochmal versuchen, ihre Mutter zu überreden, alles Ritchie zu hinterlassen, und warum will sie das? Niemand ist dermaßen großzügig. An Kirsty habe ich gar nicht gedacht.« Simon schüttelt den Kopf, verärgert über seine eigene Dummheit. »Aber sie war auch da, am Heiligabend.«

»Am Heiligabend?«, fragt Liv.

»Auch Kirsty ist Hilarys Kind«, fährt Simon fort. Er sagt das bedeutsam, aber die Bedeutung kommt bei uns nicht an.

Es gibt da einen Übertragungsfehler, den er nicht zu bemerken scheint. Selbst Charlie wirkt verwirrt. Wir schauen ihn schweigend an, wir drei, und keiner wagt zu sprechen. Er erinnert mich an einen Computer, der versucht, zu viele Daten auf einmal zu verarbeiten, und der abstürzen könnte, wenn man noch ein einziges Kommando hinzufügt.

Als er wieder das Wort ergreift, wendet er sich an mich. »Erinnern Sie sich, Ginny meinte, Sie würden annehmen, Kirsty könne irgendwas wissen. Sie kann nichts wissen. Glauben Sie, sie täuscht ihren Hirnschaden nur vor?«

»Nein.«

»Was dann?«

»Ich dachte nur ...« Gibt es noch irgendeinen Gedanken, irgendein Gefühl, das ich für mich behalten darf?

»Es ist mir egal, wenn Sie etwas über eine Behinderte gedacht haben, das Sie nicht hätten denken sollen. Warum haben Sie angenommen, dass Kirsty irgendwas wissen könnte?«

Wenn ich ihm alles sage, kann er als mein Gehirn fungieren, und ich kann abschalten. Das wäre eine Erleichterung. Ich könnte schlafen. Der Schnee würde sich draußen auftürmen, über das Dach des Hauses hinweg, und ich würde weiterschlafen, tagelang. »Damals an

Weihnachten, als Jo, Neil und die Kinder verschwanden ... verschwand Kirsty ebenfalls.«

»Was!?«

»Nur für ein paar Minuten, aber am Anfang sah es so aus, als wären fünf Personen verschwunden, nicht vier. Bis Luke Kirsty fand.«

»Sprechen Sie weiter«, sagt Simon.

»Sie lag in Jos und Neils Bett. Als ich zuvor hineingeschaut hatte, auf der Suche nach Jo und Neil, war sie nicht dort. Sie muss in das Zimmer gewandert sein, während wir alle Haus und Garten absuchten. Hilary war erleichtert.

Zumindest eins ihrer Kinder war wieder aufgetaucht.« Ich zuckte die Achseln.
»Das war's. Keine große Sache, und es bestand kein Anlass, sich irgendwas dabei zu denken, aber ... soweit ich weiß, war das noch nie zuvor passiert. Ich sehe Kirsty ziemlich oft. Das macht sie normalerweise nicht, sie legt sich nicht in die Betten anderer Leute. Und später an diesem Tag entwischte sie Hilary zweimal, ging in die Küche und stellte sich vor den Herd, genau an die Stelle, wo Jo gestanden hätte, wenn sie das Weihnachtsessen zubereitet hätte. Die Laute, die sie von sich gab, als Hilary versuchte, sie von da wegzuholen ...«

»Sie dachten, Kirsty versuche vielleicht, Ihnen etwas mitzuteilen?«, fragt Simon.

Ich glaube, sie dachte, Jo würde nie wieder zurückkommen. Ich glaube, das war ihre Art auszudrücken, dass sie ihre Schwester vermisste.

»Eigentlich nicht. Ich glaube an das Gesetz, nach dem alles, was schiefgehen kann, auch schiefgeht, und da liegt der Gedanke nahe, dass der einzige Mensch, der rein körperlich nicht in der Lage ist, einem zu sagen, was er weiß, der einzige Mensch sein muss, der etwas weiß.«

Simon legt Notizbuch und Stift hin und tritt ans Fenster. Er öffnet es, und Schnee bläst herein.

»Was tust du da?«, ruft Charlie. »Mach das Fenster zu!«

»Ich brauche frische Luft, sonst kann ich nicht denken. Wenn dir das nicht passt, geh doch woandershin.«

Weniger als eine Minute später sind wir allein im Raum, er und ich. Es ist kalt, aber das ist mir egal. Auch mir hilft es beim Nachdenken, es katapultiert mich aus meiner Betäubung. War es das, was er wollte, mit mir allein sein?

»Jo wusste also, dass Dinah und Nonie zu Ihnen und Luke kommen würden, wenn Sharon etwas zustieß«, sagt er.
»Das war Ihr großes Geheimnis?«

»Luke war derjenige, der es nicht wusste«, sage ich. »Und Sharon wusste nicht, dass ich es ihm verschwiegen hatte. Ich habe beide angelogen. Das war es, was Jo wusste. Ich hatte panische Angst, dass sie es ihm eines Tages verraten würde – wenn ich das Falsche sagte, wenn sie dachte, ich hätte sie im Stich gelassen oder ihr nicht gehorcht.« Es kommt mir vor wie ein Testlauf. Es Luke zu erzählen wird schwerer sein. »Ich wusste, wie Sharon zu ihrer Mutter stand. Sie hat sie gehasst. Sie hat immer gesagt, ihre Mutter sei gefährlich, und zu Recht. Ich habe Marianne oft genug erlebt, um zu wissen, dass Sharon Recht hatte. Wahrscheinlich kennen Sie das gar nicht, Eltern, die versuchen, ihrem

eigenen Kind die Selbständigkeit auszutreiben, und das Liebe nennen.«

»Doch, vermutlich schon«, sagt Simon.

»Die meisten Leute denken nicht über ein Testament nach, wenn sie noch jung sind, aber Sharon schon, noch vor ihrer Schwangerschaft. Sie hat immer alles geplant. Sie wollte ein Kind, aber nur, wenn dieses Kind nicht zu seiner Großmutter kam, wenn ihr etwas zustieß. Also fragte sie mich, ob ich bereit wäre, der Vormund des Kindes zu werden. Und ... ich musste einfach zustimmen. Sie hatte sonst niemanden, den sie hätte fragen können. Ich war ihre beste Freundin.«

»Sie hat Druck auf Sie ausgeübt?«

»Nein, im Gegenteil. Ich dürfe nur zustimmen, wenn ich ein richtig gutes Gefühl dabei hätte, hat sie betont. Ihr war klar, wie viel sie da verlangte. Wenn ich abgelehnt hätte, hätte sie kein Kind bekommen. Nie. Das hat sie so nicht gesagt, aber wir wussten es beide. Wie konnte sie nur denken, dass es fair war, mich das zu fragen? Sie hätte wissen müssen, dass ich nicht ablehnen konnte!« Verblüfft starre ich Simon an. Woher kam auf einmal diese Wut? »Ich war damals Single. Das war, bevor ich Luke kennenlernte. Sharon wollte, dass ich gründlich darüber nachdachte, auf was ich mich da einließ. Sie war richtig

... streng deswegen. Ich versuchte, es auf die leichte Schulter zu nehmen, ich sagte, du wirst schon nicht sterben und dein Kind mutterlos zurücklassen, aber Sharon ließ nicht zu, dass ich es so sah. Man weiß nie, was passiert, sagte sie, es passieren ja alle möglichen schrecklichen Dinge, ganz unerwartet. Wenn ich zustimmen würde, betonte sie, und es mir je mit einem Mann ernst sei, müsse ich es ihm sagen. Ich müsse ihm von dem Versprechen erzählen, das ich ihr gegeben hatte.«

Ich sehe Dinahs und Nonies schöne Gesichter vor mir. »Die Mädchen waren damals noch nicht geboren«, betone ich. Von der Logik her weiß ich, dass ich sie

nicht im Stich gelassen habe, aber es kommt mir so vor. »Als sie dann da waren, wäre ich bereit gewesen, jedem Mann zu sagen, er solle sich verpissen, wenn er sie nicht haben wollte, aber ...«

»Ich verstehe«, sagt Simon. »Und dann lernten Sie Luke kennen.«

Ich nicke. »Sharon war damals mit Dinah schwanger. Luke und ich – es ging alles sehr schnell. Ich erwartete ständig, dass Sharon mich fragen würde, ob ich mit ihm über unser ... Abkommen gesprochen hatte, aber das tat sie nicht. Wahrscheinlich hielt sie es nicht für notwendig. Wir hatten alles ausführlich genug durchgesprochen, bevor sie ihr Testament machte, und der Gedanke, sie

könne sterben, bevor ihre Kinder erwachsen waren, brachte sie immer ganz aus der Fassung. Als sie dann dazu kam, mich zu fragen, waren Luke und ich bereits verlobt und hatten den Termin für die Hochzeit festgesetzt.«

»Und Sie hatten ihm noch nichts von Sharons Testament erzählt?«

»Ich konnte mich einfach nicht dazu durchringen. Ich hatte Angst, er würde ...« Ich halte inne und versuche mich zu erinnern, wovor genau ich damals solche Angst hatte. »Ich weiß nicht, warum mir so sehr davor graute. Ich habe mir nie erlaubt, darüber nachzudenken. Sharon war jung und gesund. Warum sich wegen

etwas aufregen, zu dem es sowieso nie kommen wird, sagte ich mir. Aber ich machte mir Sorgen, ich konnte nicht anders. Und weil ich mich nicht schuldig fühlen wollte, gab ich Sharon die Schuld. Warum war sie auch so blöd gewesen, mir zu vertrauen?« Ich beginne zu weinen. »Ich wollte ihr Baby nicht. Ich wollte, dass Luke und ich eigene Kinder hatten, und ich wollte nur diese Kinder haben.« Seltsam, ich kann dieses Gefühl immer noch empfinden, obwohl es sich längst geändert hat.

»Als Dinah geboren wurde, war sie so süß. Ich liebte sie vom ersten Augenblick an, und ich bekam Angst. Mir war klar, jetzt, wo es tatsächlich ein

Baby gab, musste ich es unbedingt Luke erzählen, aber ... unsere Hochzeit stand vor der Tür. Ich brachte es einfach nicht fertig. Was ist, wenn er nein sagt, dachte ich immer wieder. Warum sollte er bereit sein, das Baby meiner besten Freundin aufzunehmen? Was, wenn das dazu führte, dass ich ihn verlor oder dass ich Sharon verlor?«

»Also haben Sie es darauf ankommen lassen«, sagt Simon nachdenklich. Ich bin ihm dankbar, weil es nicht so klingt, als würde er mich verurteilen und für den schlechtesten Menschen auf der Welt halten. Vielleicht gelingt es ihm nur gut, es zu verbergen.

»Verständlicherweise gingen Sie davon

aus, Sharon würde leben, und Sie würden damit durchkommen.«

»Wie sich herausstellte, habe ich das Schicksal herausgefordert.«

»So sollten Sie nicht denken.«

»Als Nonie geboren wurde, verdoppelte sich meine Lüge: Jetzt waren es zwei Kinder, und Luke hatte keine Ahnung, dass seine Frau sich verpflichtet hatte, ihnen notfalls ein Heim zu geben. Zwei Kinder, die Sharon anbetete und die sie mir anvertrauen wollte, wenn sie sterben sollte, und ich spielte Roulette mit ihrer Zukunft. Was war, wenn Sharon starb und Luke sich schlichtweg weigerte, sie in sein Haus aufzunehmen? Was sollte

ich dann tun?«

»Sie sind zu Jo gegangen, um sich Rat zu holen«, sagt Simon.

Ich lache durch die Tränen hindurch.

»Der schlimmste Fehler meines Lebens.

Seitdem verwendet sie es gegen mich.

Sie kann nicht zugeben, dass dadurch keine Probleme zwischen Luke und mir entstanden sind. Er war großartig, als Sharon starb. Zu diesem Zeitpunkt liebte er die beiden Mädchen ebenso sehr wie ich. Er war nur zu gern bereit, sie aufzunehmen, das waren wir beide. Wir kamen überein, keine eigenen Kinder zu haben, Dinah und Nonie wurden unsere Kinder. Aber Jo konnte es nicht auf sich beruhen lassen. Manchmal erwähnte sie

es wochenlang nicht, um dann unvermittelt zu sagen: ›Weißt du, eines Tages wird Luke herausfinden, dass du mehrere Jahre vor ihm von Sharons Testament wusstest. Wie wird er sich wohl fühlen, wenn er erfährt, dass du ihm das verschwiegen hast?‹ Sie erwähnt es immer noch gelegentlich. Nein, oft. Luke ist kein Dummkopf, sagt sie: Er sei klug genug, um zu wissen, dass er seine eigenen Kinder ebenso sehr geliebt haben würde wie Dinah und Nonie, wenn nicht mehr. Aber ich hätte ihn einfach der Gelegenheit beraubt, eigene Kinder zu haben. Du bist ein Dummkopf, sagt sie, wenn du glaubst, dass er das nicht als den schlimmsten Verrat betrachten wird.«

»Klingt so, als wäre es ihr gelungen, Sie davon zu überzeugen«, sagt Simon.

Ich nicke. »Wenn ich entgegne, Luke wird es nur herausfinden, wenn du es ihm sagst, versichert sie, das würde sie nie tun, aber ich müsse es ihm unbedingt sagen. Und jedes Mal fügt sie hinzu, so was käme immer irgendwann ans Tageslicht. Das ist einer ihrer Lieblingssätze, mit denen sie mir Angst macht. Dabei wollte ich doch nur, dass sie mir versichert: ›Keine Sorge, alles wird gut.« Selbst wenn es nicht stimmt. Wie jetzt.«

»Wie jetzt?« Simon blickt über die Schulter, als erwarte er, Jo bei uns im Zimmer zu sehen. Aber ich rede nicht

mehr über sie.

»Sagen Sie mir, dass Sharon nicht gestorben ist, weil ich Jo von ihrem Testament erzählt habe. Sagen Sie mir, dass sie nicht deshalb ermordet wurde.«

Simon schließt das Fenster. Ich wische mir über die Augen, und ich weiß, ohne dass er es aussprechen muss, dass ich diesmal nicht haben kann, was ich will.

»Sie sollten mit Luke darüber reden«, sagt er. »Er wird nicht böse sein. Er wird es verstehen.«

»Sie kennen ihn doch gar nicht.«

»Das muss ich auch nicht. Ich kenne die

Wahrheit. Das reicht.«

»Und das bedeutet?«

»Sie haben es schlecht gehandhabt, aber es ist ja alles gut gegangen. Sie, Luke und die beiden Mädchen sind eine glückliche Familie.« Simon zuckt die Achseln. »Manche Wahrheiten sind längst nicht so schlimm wie befürchtet.«

Daraufhin fühle ich mich ein paar Sekunden lang besser. Bis er hinzufügt:
»Aber manche sind schlimmer.«

Ich höre ein gedämpftes Klingeln. Simon zieht sein Handy aus der Hosentasche. »Sam«, sagt er. Er lauscht längere Zeit, wirft mir anfangs einen Blick zu und

vermeidet es dann, mir in die Augen zu sehen. Seine Haltung ist starr. Er ist beunruhigt. »Was wird unternommen, um sie zu finden?«, fragt er.

Sie. Das muss nichts bedeuten.

»Setzt alle Leute dran – alles andere ist unwichtig.«

Ich bin aufgesprungen. »Geht es Dinah und Nonie gut?« Luke wollte mich nicht mit den Mädchen sprechen lassen, als ich vorhin anrief. Warum nicht? Auch wenn er noch so wütend auf mich war, er hätte mich mit den Kindern reden lassen.

»Ihr Mann hat sich an meinen Sergeant

gewandt«, erklärt Simon und schiebt das Handy wieder in die Hosentasche.

Nein. Bitte, Gott, nein.

»Als Sie vorhin anriefen und ihm sagten, er solle die Kinder nicht aus den Augen lassen, war es schon zu spät. Jo hatte sie bereits vom Schulbus abgeholt und sie mitgenommen. Sie wollte mit ihnen shoppen und essen gehen – um ihm zu helfen. Luke wollte Ihnen das nicht sagen, weil Sie bereits so beunruhigt wirkten. Er wusste zwar nicht, wovor Sie solche Angst hatten, aber er war sich sicher, dass ein Einkaufsbummel mit Tante Jo nicht dazugehörte. Allerdings hat er auch nicht verstanden, warum sie so wild darauf war, in dem

Schneetreiben mit den beiden Mädchen einkaufen zu gehen, und das ohne William und Barney.«

Ich spüre, wie ich falle. Simon fängt mich auf und hält mich fest. »Nehmen Sie nicht das Schlimmste an«, sagt er. »Den Kindern wird schon nichts geschehen. Mein Chef Sam ist der Beste. Er wird sie finden.«

14

9. 12. 2010

»Nur eins weiß ich nicht sicher, und zwar wie Sie an Sharon Lendrims Hausschlüssel gekommen sind«, sagte Simon zu Jo Utting, die nur körperlich im Vernehmungsraum anwesend zu sein schien. Ihre Augen starrten geradeaus in Leere. Gelegentlich flackerten ihre Augenlider.

»Sie werden keine Antwort von ihr bekommen«, sagte ihre Anwältin, eine junge Schwarze, die ihn in der letzten

halben Stunde in einem Ton herumkommandiert hatte, als wären sie erschöpfte Eltern und Jo Utting ihr wenig kooperatives Kleinkind. »Mir sagt sie auch nichts, dabei bin ich auf ihrer Seite.« Der Mangel an Begeisterung in ihrem Ton strafte diese Worte Lügen. »Sie haben die Beweismittel, und gestern hat sie ein Geständnis abgelegt. Seitdem schweigt sie.«

»Amber wollte nicht, dass Sie und Sharon sich kennenlernen«, fuhr Simon fort, als wären er und Jo allein im Raum. »Sie hat getan, was sie konnte, um ein Zusammentreffen zu verhindern. Sie hatte Angst, Sie könnten Sharon erzählen, dass Luke nicht wusste, dass er

im Fall ihres Todes Dinah und Nonie würde aufnehmen müssen. Aber darüber hätte sie sich keine Gedanken zu machen brauchen.«

Er genoss Vernehmungen wie diese, Vernehmungen der Art, die Sam Kombothekra hasste, bei denen man sich an einen Beschuldigten richtete, der so tat, als wäre man gar nicht da, während man die Kommentare des verärgerten Rechtsbeistands ausblendete, indem man so tat, als sei er nicht da. Eine ausreichend komplexe Situation, um hellwach zu bleiben und bei der keine Gefahr bestand, dass irgendjemand den Blick eines anderen erwidern könnte.

»Sie hätten Sharon niemals erzählt, dass

Amber sie im Stich gelassen hatte. Was, wenn sie dann so verärgert gewesen wäre, dass sie ihr Testament geändert hätte? Denn für Ihren Plan war es absolut unabdingbar, dass die beiden Mädchen zu Amber kommen würden, wenn Sharon starb. Sonst wäre alles in sich zusammengefallen.«

War da ein Flackern in Jos Augen? Wie sehr brannte sie darauf zu erfahren, ob Simon ihr Geheimnis kannte? Bei ihrer Festnahme hatte sie keinen Zweifel daran gelassen, wie egal es ihr war, dass er wusste, dass sie zwei Menschen ermordet und versucht hatte, vier weitere umzubringen. Das war für Jo Utting nicht das Entscheidende. Nein,

die Verbrechen, die sie begangen hatte, das, was ihr bewiesen werden konnte, würde sie notfalls zugeben. Aber trotz ihres unbewegten Äußeren musste sie wie auf glühenden Kohlen sitzen, weil sie nicht wusste, ob auch der Teil der Wahrheit ans Licht gekommen war, den sie unter allen Umständen verbergen wollte, obwohl ihr eine lebenslängliche Freiheitsstrafe drohte. Simon beschloss, Jo Utting erst einmal zappeln zu lassen.

»Kehren wir zu der Frage zurück, wie Sie sich den Schlüssel zu Sharons Haus besorgt haben«, sagte er. »Amber zufolge haben Sie früher immer versucht, sie zu überreden, Sharon mal zum Essen mitzubringen. Sie konnten den Gedanken

nicht ertragen, dass Amber eine beste Freundin hatte, die Sie nicht kannten. Da die Gefühle und Bedürfnisse anderer Sie nicht interessieren, werden Sie nicht verstanden haben, warum Amber nicht wollte, dass Sie und Sharon zusammentreffen. Denn *Sie* wussten ja, dass Sie Sharon nicht erzählen würden, dass Amber ihr Versprechen gebrochen hatte. Deshalb kamen Sie gar nicht auf den Gedanken, dass es genau das war, was Amber fürchtete.«

»Was wollen Sie damit erreichen, DC Waterhouse?«, fragte Jos Anwältin. Simon ignorierte sie. Ihr Name war ihm mitgeteilt worden, aber er hatte beschlossen, ihn sich nicht zu merken.

»Ich glaube, Sie haben eines Tages bei Sharon vorbeigeschaut, als Sie wussten, dass die Kinder nicht zu Hause sein würden. Sie wussten, dass sie an jenem Tag bei Amber waren, nicht wahr? Sie haben sich Sharon unter einem anderen Namen vorgestellt – als Veronique Coudert? Oder kam Ihnen der Gedanke, diesen Namen zu verwenden, erst, als Sie Ambers E-Mail mit der Anfrage wegen Little Orchard erhielten? Auf jeden Fall werden Sie einen falschen Namen benutzt haben. Sie konnten nicht riskieren, dass Sharon Ihren richtigen Namen erfuhr. Denn Sie wussten ganz genau, dass die Polizei mit allen Leuten würde reden wollen, die Kontakt zu ihr gehabt hatten, wenn Sie Ihren Plan erst

einmal in die Tat umgesetzt hätten. Sie hatten sich genau überlegt, wie Sie es machen wollten, wie ein Feigling, ohne direkten körperlichen Kontakt und verkleidet. Unter einem Vorwand und unter falschem Namen haben Sie sich in Sharons Haus eingeschlichen.

Vermutlich haben Sie die unendliche Saga von Terry Bonds Pub und der Anwohnerinitiative als Vorwand benutzt, um mit Sharon ins Gespräch zu kommen. Vielleicht haben Sie sich auch als neue Nachbarin vorgestellt, die sich darüber informieren wollte. Oder haben Sie behauptet, Sie kämen von der Stadtverwaltung? Jemand vom Gewerbeaufsichtsamt?«

Die Anwältin seufzte schwer. »Ich hoffe, Sie betrachten das Schweigen meiner Mandantin nicht als stillschweigende Zustimmung«, warf sie ein. »Schweigen ist Schweigen. Es bedeutet gar nichts, und es führt uns nirgendwohin.«

»Sie hatten nichts zu befürchten, denn Sie wussten, Sharon würde Sie nicht erkennen – schließlich hatte sie Sie nie zu Gesicht bekommen. Auch nicht bei der Hochzeit von Amber und Luke, denn die beiden haben im Ausland geheiratet, Tausende von Meilen von allen Menschen entfernt, die sie kannten. Ihretwegen, weil Sie sich angemaßt hatten, über ihre Hochzeit zu bestimmen, obwohl Ihnen das gar nicht zustand. Und

Sie brauchten auch nicht zu befürchten, dass Sharon ein Foto von Ihnen bei Amber gesehen haben könnte, weil es in Ambers Haus kein Foto von Ihnen gibt, richtig? Genau wie es keine Fotos von Kirsty in Ihrem zweiten Heim gibt, in Little Orchard. Und zwar aus demselben Grund.«

Keine Reaktion von Jo.

»Sie haben einen von Sharons Ersatzschlüsseln gestohlen. Amber meint, wenn Sie in der Küche waren, hätten Sie die Schlüssel sehen müssen. DS Ursula Shearer, die damals die Ermittlungen leitete, bestätigt das. Die Schlüssel lagen zusammen mit dem Obst in der Obstschale, stimmt's? Sechs oder

sieben lose Schlüssel, alle identisch. Sharon hatte viele Ersatzschlüssel. Sie verlegte ihre Schlüssel häufig, ließ sie im Büro oder bei anderen Leuten liegen oder warf sie mit dem Altpapier weg. Hat Amber Ihnen das erzählt, ohne zu ahnen, was Sie mit dieser Information anstellen würden? Sie kann sich nicht erinnern, ob sie es Ihnen erzählt hat oder nicht. Ich glaube, sie hat es getan. Es dürfte kein Problem für Sie gewesen sein, einen Schlüssel einzustecken, während Sharon Tee aufbrühte. Nach einem gemütlichen Schwätzchen mit Sharon gingen Sie, mit einem der zahlreichen Ersatzschlüssel in der Tasche und mit dem Gefühl von Unfehlbarkeit. Erzählen Sie mir nicht,

dass es Ihnen kein Gefühl der Macht gab, ohne Ambers Erlaubnis mit ihrer besten Freundin zu sprechen, im Wissen darum, dass Sie sie töten würden.«

»Es ist zweifellos kontraproduktiv, Sätze mit den Worten ›Erzählen Sie mir nicht‹ zu beginnen«, murmelte Jos Anwältin.

»Dann warteten Sie. Wenn Sie Amber sahen, erkundigten Sie sich nach Sharon, nach der Anwohnerinitiative, dem Four Fountains – zeigten sich freundschaftlich interessiert. Amber vertraute Ihnen mehr an als sonst, da sie und Sharon sich zerstritten hatten. Vordergründig wegen des Pubs, aber Ambers Schuldgefühle waren die eigentliche Ursache. Amber

fühlte sich schuldig, weil sie Sharon belog, und Sie schürten dieses Gefühl noch, indem Sie ihr erzählten, sie habe ihre beste Freundin verraten. Amber brach den Kontakt zu Sharon eine Zeitlang ab, erkannte aber schnell, dass sie sich ohne Sharon nur noch schlechter fühlte. Also vertrugen sich die beiden wieder. Amber hielt sie über alles auf dem Laufenden, und sie erwähnte nichts von einer Besucherin, die sich unter einem falschen Namen vorgestellt hatte, oder von einem fehlenden Haustürschlüssel. Ihr Plan war aufgegangen. Niemand wusste, dass Sharon und Sie sich je begegnet waren.

Der nächste Schritt war das Feuer. Wo

haben Sie geparkt? Nicht zu nahe bei Sharons Haus. Sie konnten nicht riskieren, dass jemand Ihr Auto sah. Die Feuerwehruniform werden Sie in einer Tüte mitgebracht haben – Sie haben sie erst übergezogen, als Sie in Sharons Haus waren.«

Wenn eine Frau, die Jo heißt, ein Haus betritt und ein unbekannter Feuerwehrmann es wieder verlässt, wer von beiden ist dann verantwortlich für das Verbrechen, das in der Zwischenzeit verübt wurde? Ginny Saxon hatte erwähnt, dass das Haus für das Ich steht. Jo Utting besaß zwei Häuser. Simon überlegte, wie schwer es ihr wohl fiel, ihr wahres Ich zu finden und mit ihm zu

kommunizieren, nachdem sie so viele Jahre lang eine Rolle gespielt hatte. Er hatte das unbehagliche Gefühl, weniger mit einer Person als mit einem Überlebensinstinkt mit einem menschlichen Gesicht zu sprechen.

»Was hätten Sie am Freitag, den dritten Dezember, mit Dinah und Nonie Lendrim angestellt, wenn Sie nicht daran gehindert worden wären?«, fragte er. Manchmal konnte man einem Verdächtigen eine Antwort entlocken, wenn man schnell und überraschend das Thema wechselte. Diesmal nicht.

Also zurück zu dem Mord an Sharon Lendrim. »Was Sie nicht gewusst haben können, was Sie erst erfahren haben

werden, als Sie es in der Zeitung lasen, war, dass Sharon am Abend ihres Todes erst spät nach Hause kam – sie war ausgerechnet im Four Fountains gewesen. Wenn Sie nur ein wenig früher gekommen wären, wäre Sie vielleicht noch wach gewesen. Sie hatten Glück. Weniger Glück hatten Sie, als Sie dasselbe noch einmal versuchten. Verkehrsüberwachungskameras haben in der Nacht auf Donnerstag Ihr Fahrzeug aufgenommen, als Sie zu Ambers Haus fuhren, um Ihr zweites Feuer zu legen. Es sind gute Aufnahmen, von verschiedenen Kameras. Mindestens einmal haben Sie angehalten, um mit Ihrem iPhone Ambers Mail-Anfrage wegen Little Orchard zu beantworten.«

»Das Belastungsmaterial sind wir doch bereits durchgegangen«, erklärte die Anwältin in gelangweiltem Ton.

»Aber wir haben noch nicht über das Motiv gesprochen«, sagte Simon. »Und es sind die Motive, die mich am meisten interessieren. Amber denkt, die Brandstiftung war eine Warnung«, fügte er an Jo gewandt hinzu. »Sie kam am Mittwoch, den ersten Dezember, zu Ihnen, und bei dieser Gelegenheit erzählte sie, dass sie in Zusammenhang mit dem Mord an Kat Allen von der Polizei vernommen worden war. Dann fragte sie auch noch Ihren Mann Neil nach Little Orchard und erklärte, sie und Luke hätten vor, das Haus mal wieder zu

mieten. Wenn Sie, nur ein paar Stunden nach diesen beiden Gesprächen, Ambers Haus anzünden, was sollte das sonst sein als eine Warnung? Es ist verständlich, dass Amber es so sehen musste. Aber sie irrt sich. Es war keine Warnung, es war Rache. Wilde Wut, Eifersucht, wie immer Sie es nennen wollen.«

Jos Augenlider flatterten und schlossen sich.

»Sie haben an diesem Mittwoch einen schweren Schock erlitten. Amber hat Ihnen etwas erzählt, was Sie nicht wussten, etwas, mit dem Sie nicht gerechnet haben. Das, was Sie da hörten, brachte Sie dazu, Ihre Schwägerin zu hassen, ganz besonders, wenn sie daran

dachten, dass Amber, Luke und die beiden Mädchen glücklich bis ans Ende ihrer Tage zusammenleben würden: Die perfekte Familie, eine Familie, die Sie selbst geschaffen hatten, indem Sie Sharon ermordeten. Unnötigerweise, wie sich herausgestellt hatte.«

»Was meinen Sie damit, unnötigerweise?«, fragte die Anwältin.

Simon beschloss, dass es an der Zeit war, sich an die einzige Person zu wenden, die ihm tatsächlich zuhörte.

»Amber dachte, Jo sei eifersüchtig, weil sie Sharons Kinder bekommen hatte, und damit hatte sie Recht. Jo hatte das Risiko auf sich genommen und einen Mord

begangen, weil sie glaubte, sie habe keine andere Wahl. Und Amber, die nichts getan hatte und es auch nicht verdient hatte, bekam Dinah und Nonie. Jo wollte die beiden nicht – sie hat selbst Kinder –, aber trotzdem nahm sie es Amber übel, dass sie etwas bekommen hatte, ohne es verdient zu haben. Ich möchte Ihnen gerne etwas über das Ungeheuer erzählen, das Sie vertreten. Nichts lässt ihr böses Herz so vor Neid überkochen wie eine perfekte Familie.«

»Bitte.« Die Anwältin zuckte zurück, als hätte Simon etwas Geschmackloses gesagt. »Es besteht kein Anlass zu überzogenen Formulierungen.«

»Schön, nennen wir sie Ihre Mandantin«, sagte Simon. »In den Augen Ihrer Mandantin hat Amber gewonnen und sie verloren. Nicht weil Amber irgendetwas hätte, was sie nicht hat. Ganz im Gegenteil, Amber hat etwas nicht und wird es auch nie haben, was Ihre Mandantin hat und von dem sie wünscht, sie hätte es nicht.«

Er merkte, dass die Anwältin nicht begriff, und bemühte sich, seine Ungeduld zu zügeln. Es war nicht ihre Schuld. Sie hatte Jo Utting gestern zum ersten Mal gesehen, hatte noch nicht die ganze Geschichte gehört.

»Jo und Amber haben einen gemeinsamen Schwiegervater«, sagte er.

»Quentin. Körperlich fehlt ihm nichts, aber in allen praktischen Belangen und psychisch ist er so abhängig wie ein kleines Kind. Er kam nicht alleine zurecht, nachdem seine Frau Pam gestorben war. Jo und Neil haben ihn zu sich genommen und leiden seitdem. Ich habe diesen Mann getroffen. Glauben Sie mir, Sie würden auch nicht wollen, dass er bei Ihnen wohnt.«

»Ich würde nicht wollen, dass irgendein Mann bei mir wohnt«, bemerkte die Anwältin und musterte Simon von oben bis unten. Er verstand die Botschaft. Ganz besonders Sie nicht.

»Am Mittwoch, den ersten Dezember,

sagte Amber zu Jo, sie sei eine Heilige, weil sie es mit diesem Mann aushalte. Jo entgegnete, sie habe ja keine andere Wahl gehabt, als ihn bei sich aufzunehmen, und fügte hinzu, Amber hätte sicherlich genauso gehandelt, wenn es nicht anders gegangen wäre. Amber stellte jedoch klar, dass sie Quentin unter keinen Umständen je unter ihrem Dach geduldet hätte, und wenn er hundertmal nicht allein zurechtkomme, und auch wenn sie sich nicht schon um Dinah und Nonie hätte kümmern müssen. Nie wäre sie bereit gewesen, im Namen der Verpflichtung gegenüber der Familie ihre Lebensqualität zu opfern. Das erklärte sie Jo, und Jo konnte sehen, dass es ihr voller Ernst war. Deshalb hat sie

versucht, Ambers Haus niederzubrennen, während Amber, Luke und die beiden kleinen Mädchen sich darin befanden.«

»Und?«, fragte die Anwältin. Sie versuchte, nicht zu zeigen, wie neugierig sie war. *Sie hört sich an wie Charlie.*

»Jo und Amber hatten nie zuvor darüber gesprochen, ob Amber bereit gewesen wäre, Quentin bei sich aufzunehmen«, sagte Simon. »Dazu bestand auch keine Notwendigkeit, da Amber und Luke genug mit ihrem Familienzuwachs zu tun hatten und damit, Dinah und Nonie in ihrer Trauer beizustehen. Keiner wäre auf die Idee gekommen, von ihnen zu verlangen, auch noch Lukes Vater bei sich aufzunehmen. Jo und Neil boten sich

an, das zu tun. Es war die offensichtliche Lösung, ihre Familie war stabiler. Ihr Haus ist klein, aber die Kinder waren gern bereit, sich ein Zimmer zu teilen, als Jo ihnen erklärte, dass es um ihren Großvater gehe. Sie hätten das große Haus in Surrey verkaufen können – Neil hat es vorgeschlagen, wie er mir gestern erzählte –, aber Jo wollte kein größeres Haus. Es war ihr wichtig, dass man sah, dass sie keinen Platz hatte und dass sie die volle Last der Pflege ihres Schwiegervaters zu tragen hatte.«

Simon wandte sich an Jo, deren Verhalten sich nicht verändert hatte. Ihre Augen waren immer noch geschlossen. »Das Komische ist, ich weiß nicht, ob

ich ohne die Hilfe Ihres Sohnes darauf gekommen wäre«, teilte er ihr mit.

»William hat uns sehr geholfen, auf ganz unerwartete Weise. Er erinnerte sich an die Herbstferien und daran, dass Sie in der alten Getreidebörse in Spilling jemandem einen Besuch abgestattet haben – Sie wollten mit einer Frau sprechen, die dort wohnte. Er erinnert sich, dass er mit Barney im Wohnzimmer zurückgelassen wurde. Seine Mutter hatte den Fernseher angestellt und dann die Tür geschlossen, damit der Lärm Sie und die Frau nicht bei ihrem Gespräch störte.«

Simon hielt inne, um sich zu sammeln. Am liebsten hätte er sie angebrüllt.

Welche Mutter nimmt ihre beiden Kinder mit, wenn sie vorhat, jemanden zu ermorden? Es hätte nichts geändert. Jo würde nicht reagieren, und ihre Anwältin würde jeden Respekt vor ihm verlieren. Er kannte die Antwort. Eine Frau, die ihre Söhne mitnahm und sie im Nebenzimmer ließ, während sie mordete, war eine extrem intelligente Täterin. Sabina war der einzige Mensch, der wusste, dass Jo an dem Tag, an dem Kat Allen getötet wurde, nicht in Ambers Verkehrserziehungskurs gewesen war. Selbst Neil wusste es nicht. Er hätte es missbilligt. Wenn Jo das Gesetz brechen wollte, um Amber zu helfen, war das ihr Bier, aber er hätte es für falsch gehalten, das Risiko auf

Sabina abzuwälzen. Sabina würde vermutlich von dem Mord in Spilling erfahren, das wusste Jo. Sie wusste aber auch, dass Sabina sie keine Sekunde lang verdächtigen würde. Und zwar nicht nur deshalb, weil Leute, die wir persönlich kennen, die wir mögen und denen wir vertrauen, niemals die Bösen sind, sondern auch, weil Jo mit ihren beiden Söhnen unterwegs gewesen war. Simon konnte fast hören, wie Jo zu Sabina sagte: *Es wird allerhöchste Zeit, dass wir mal wieder etwas Schönes zusammen unternehmen, ich und die Jungs, dass wir mal aus diesem überfüllten Haus rauskommen, weg von Quentin. Du wirst es auch viel besser hinbekommen als ich, dich für Amber*

auszugeben. Du bist viel mutiger als ich. Ich würde nur Angst bekommen und alles verraten. Das Gegenteil der Wahrheit.

»Wir haben William ein Foto von Kat Allen gezeigt«, sagte er zu Jo. »Er hat sie als die Frau identifiziert, der Sie einen Besuch abgestattet haben. Er sagte, sie sei erfreut und überrascht gewesen, als Sie alle unangekündigt vor ihrer Tür standen. Er hat uns auch erzählt, dass Sie Kat vor einem Monat in der Stadt getroffen haben, ganz zufällig, als er und Barney dabei waren. Was hat Kat zu Ihnen gesagt? ›In letzter Zeit laufen wir uns ja ständig über den Weg‹? Erwähnte sie dabei auch Ihre letzte zufällige

Begegnung in Pulham Market, bei der Sie ein Feuerwehrkostüm ausgeliehen hatten? William erinnert sich, dass Kat erzählte, dass sie an eine andere Schule wechseln wollte – an Barneys Schule. Das war der Auslöser, stimmt's? An diesem Tag beschlossen Sie, dass Kat Allen bestraft werden musste, weil sie zu viel wusste, weil sie Ihnen zu nahe kam.«

Jo gab einen kaum hörbaren Laut von sich. Vielleicht war es ein Räuspern, vielleicht hatte Simon es sich aber auch nur eingebildet.

»Zurück zu dem Mord an Kat, zu Ihrem Besuch in Kats Wohnung«, sagte er.
»William und Barney schauten im

Wohnzimmer fern, bis es ihnen langweilig wurde. Da bemerkten sie den Block und den Stift, und sie hatten die Idee, ein Spiel zu spielen, von dem Dinah und Nonie ihnen erzählt hatten, ein Spiel, bei dem sie ihre Klassenkameraden in drei Kategorien einteilen mussten. Sehr weit sind sie nicht gekommen, oder? Plötzlich wurden sie gerufen, Sie sagten, es sei Zeit zu gehen. William riss das oberste Blatt vom Block ab, faltete es und stopfte es in seine Hosentasche – die beiden wollten zu Hause weitermachen. Nur dass es nie dazu kam. Als Sie ins Wohnzimmer kamen, zitterten Sie. Sie hatten Blut an Ihrer Kleidung und etwas, das Ihr Ältester »so Zeugs« nannte, und

da schien das Spiel auf einmal nicht mehr wichtig zu sein. Die beiden Jungen vergaßen es.«

Jos Kleiderschränke waren ausgeräumt und der Inhalt zur Analyse gebracht worden. Wenn sie Glück hatten, würde etwas forensisch verwertbares Material die Waschmaschine überlebt haben, aber es spielte auch keine große Rolle. DNA-Spuren, die man nach dem Mord in Kats Wohnung sichergestellt hatte, waren identisch mit der Probe, die man vor drei Tagen von Jo genommen hatte. Zusammen mit Williams Aussage reichte das aus, um sie für lange Zeit ins Gefängnis zu schicken. Simon war aus einer ganzen Reihe von Gründen nicht

bereit, barmherzige Gefühle ihr gegenüber zu entwickeln, vor allem deshalb, weil er überzeugt war, dass Kat Allen nichts von einer Verbindung zwischen der Frau, die früher mal ein Ferienhaus in der Nähe ihrer Eltern besessen hatte, und einem Mord in Rawndesley geahnt hatte. Jedenfalls hatte sie es weder ihrem Freund noch sonst jemandem erzählt. Soweit Simon feststellen konnte, hatte Kat noch nicht einmal etwas von Sharon Lendrims Tod gehört.

»Sie haben Ihren Söhnen erzählt, es wäre zu einem Streit zwischen Ihnen und der Dame gekommen, sie hätte Sie geschlagen, und Sie hätten Nasenbluten.

Sie haben den Kindern das Versprechen abgenommen, nichts davon ihrem Vater oder Sabina zu erzählen, weil die sich nur Sorgen machen würden. William und Barney konnten sehen, wie mitgenommen Sie waren, und sie hatten Angst. Alles wird wieder gut, haben Sie Ihren Söhnen versichert, solange wir schnell vergessen, was vorgefallen ist. Barney hat es vergessen. Er ist jünger. An ein paar Dinge erinnert er sich aber dennoch, hauptsächlich an das Blut auf Ihrer Kleidung. William ist älter – er erinnert sich an ein bisschen mehr. Als Sie die Wohnung verließen, fragte er Sie, wo die Frau sei, warum sie sich nicht von Ihnen verabschiedete. Dank William wissen wir auch, warum die

Kinder an diesem Tag bei Ihnen waren, nämlich weil Sabina zu dem Verkehrserziehungskurs gehen musste. Sabina leugnete anfangs, sich als Amber ausgegeben zu haben, und behauptete, ihren freien Tag in ihrer Wohnung verbracht zu haben, gab es schließlich aber zu, als man sie darauf hinwies, dass mehrere Kursteilnehmer sie leicht identifizieren könnten.«

Simon hätte sich selbst in den Hintern treten können, weil er es nicht früher kapiert hatte. Sabina, die bei ihrer ersten Begegnung einen Cockney-Akzent nachgeahmt hatte, einen typischen Verdächtiger-trifft-auf-Ermittler-Satz gespielt hatte und das furchtbar komisch

fand. Sabina, die nach Jos Pfeife tanzte. Jo hätte es keinen Spaß gemacht, die Rebellin im Kurs zu spielen und empörende Thesen zu äußern, Ansichten, die sie für Ambers Meinung hielt. Sabina sehr wohl. Da sie Ambers Culver-Valley-Akzent nicht nachmachen konnte, hatte sie stattdessen ihr bestes Upper-Class-Englisch eingesetzt.

»Ich wollte von Ihnen wissen, warum Sie Amber nichts von der kleinen Ansprache erzählt haben, die Sie im Kurs gehalten hatten, Sie erinnern sich? Sie mussten sich schnell etwas einfallen lassen. Warum hatte Sabina Ihnen dieses Detail vorenthalten, obwohl sie Ihnen doch alles hätte erzählen sollen, damit

Sie wiederum Amber Bericht über alles erstatten konnten, was im Kurs vorgefallen war? Die Erklärung, die sich Ihnen aufdrängte, war richtig. Sabina hat versucht, so viel Spaß wie möglich in einer furchtbar langweiligen Situation zu haben. Sie kam bloß gar nicht auf den Gedanken, etwas, das sie selbst gesagt hatte, könne wichtig genug sein, um an Sie weitergegeben zu werden. Sie hat genau berichtet, was alle anderen Kursteilnehmer gesagt und getan haben. Ihre Provokation, der Unfug, den sie zu ihrer eigenen Unterhaltung trieb, war nicht wichtig genug, um erwähnt zu werden. Wie wütend Sie gewesen sein müssen, als Sie erkannten, dass Sabina Ihnen eine entscheidende Information

vorenthalten hatte und Sie als Folge davon fast erwischt worden wären. Es ist schließlich Ihr gottgegebenes Recht, alles zu erfahren, oder? Auch wenn Sie selbst nichts von sich preisgeben.«

»Sie sind doch derjenige, der gerne alles mitteilen möchte«, bemerkte die Anwältin.

»Sie erfährt nichts, was sie nicht bereits weiß«, konterte Simon. »Wollen Sie wissen, wie Sabina Sie nennt?«, fragte er Jo. »Sie nennt Sie ihre beste Freundin. Wir haben ihr gesagt, was Sie getan haben. Sie glaubt es nicht. Sie vertraut Ihnen, sagt sie. Sie würden nie einen Menschen ermorden, versichert sie. Sie hingegen vertrauen Sabina nicht

wirklich, oder? Sabina hatte keine Ahnung davon, dass Sie ein zweites Haus besaßen, sie erfuhr es erst von uns. Wie Amber glaubte sie, Little Orchard sei ein Ferienhaus, das Sie und Neil Weihnachten 2003 gemietet hatten.«

Simon war entschlossen, weiter zu fragen, alles zu fragen, was ihm in den Sinn kam. Denn wenn er aufhörte, würde es keine Fragen mehr geben, die Jo beantworten konnte, wenn sie ihre Meinung änderte und doch noch redete. Es ist immer leichter, auf eine Frage zu reagieren als von sich aus Informationen anzubieten. Er wollte, dass Jo seine Vermutungen bestätigte. Es war ihm egal, wie lange es dauerte, solange es

irgendwann dazu kam.

»Sie vertrauten nicht einmal Ihrem eigenen Mann. Sie haben ihm nicht verraten, warum er mitten in der Nacht heimlich verschwinden musste oder warum er verschweigen musste, dass er ein Haus in Pulham Market und danach ein Haus in Surrey besaß. Sie waren kaum jemals in Little Orchard, nicht einmal, wenn Sabina in Italien war. Selbst dann brauchten Sie eine Ausrede für den Rest der Familie, sie haben behauptet, irgendwo anders hinzufahren. Neil hatte schon häufiger vorgeschlagen, das Haus in Surrey zu verkaufen. Das würden Sie niemals zulassen, aber den Grund dafür können Sie ihm nicht

verraten, oder? Es ist leichter, auf ihn loszugehen, in Tränen auszubrechen, den Raum zu verlassen. Mittlerweile macht er sich nicht mehr die Mühe. Wissen Sie, was er zu mir sagte? ›Ich glaube, es ist Jo wichtig, dass sie einen Schlupfwinkel hat.« Das ist nicht das Wort, das ich verwenden würde. Doch es gibt kein Wort für ein Haus, das man als sein Zuhause betrachtet, aber in dem man nicht wohnt und in dem man sich kaum jemals aufhält.«

Simon stand auf, ging um den Tisch herum und stellte sich hinter Jos Stuhl. Wie würde sie sich fühlen, wenn sie ihn hören, aber nicht sehen konnte? Würde das irgendetwas ändern?

»Ich weiß, was Sie getan haben, und ich kann es beweisen«, fuhr er fort. »Wir haben Ihre DNA in Kats Wohnung gefunden, wir haben Williams Aussage, die Aussage der Frau, die den Kostümverleih in Pulham Market führt, und in Ihrem Schmuckkästchen haben wir Sharons Haustürschlüssel gefunden. Wie haben Sie sich gefühlt, als Sie von Amber erfuhren, dass die Polizei Terry Bond verdächtigte? Haben Sie Sharons Schlüssel herausgenommen und ihn betrachtet, ihn berührt? Sich gefragt, was wahr ist und was nicht? Es ist schwer, eine Erinnerung von einer Geschichte zu unterscheiden, oder? Noch schwieriger wird es, wenn man mit drei Kategorien zu tun hat: Erinnerungen, Geschichten

und Lügen. Wenn man sich mächtig vorkommen will, aber nicht schuldig. Schwierig. Überlegen Sie, was für eine Erleichterung es wäre, die Wahrheit zu sagen. Überlegen Sie, wie es wäre, in dem Haus, das man als sein Zuhause betrachtet, auch zu wohnen.«

Jo riss ruckartig den Kopf zurück und ließ ihn dann nach vorn sinken.

»Sie denken, alles, was ich beweisen kann, sind die Fakten, aber da irren Sie sich«, fuhr Simon fort. Es ermutigte ihn, dass er ihr eine Reaktion entlockt hatte, auch wenn er diese Reaktion nicht interpretieren konnte. »Ich kann auch das Motiv beweisen. Draußen wartet jemand, der bereit ist, uns zu sagen,

warum Sie das getan haben, was Sie getan haben. Das glauben Sie nicht? Ihre Lügen nehmen Sie so in Anspruch, dass Sie gar nicht auf die Idee kommen, Sie könnten selbst angelogen werden. Sie kommen gar nicht auf die Idee, jemand könne Ihnen nur sagen, was Sie hören wollen, damit Sie ihn in Ruhe lassen.«

»Könnten Sie vielleicht etwas deutlicher werden?«, zischte die Anwältin gereizt.

»Sie haben Amber eine Hypnotherapeutin ausgesucht. Oder vielmehr, Sie dachten, Sie hätten das getan. Amber war offenbar der Ansicht, die Praxis mit der attraktivsten Adresse, die in Great Holling, sei auch die beste.

Anstatt sich zu fragen, ob es für diese Annahme irgendeinen rationalen Grund gab, drehten sie durch. Amber bekommt immer das Beste, nicht wahr?

Unverdientermaßen. Sie hat Dinah und Nonie bekommen. Sie wollten nicht, dass sie auch noch die beste

Hypnotherapeutin bekam, also haben *Sie* ihr einen Therapeuten ausgesucht – den Therapeuten, dessen Praxis in der schlechtesten Gegend lag. Amber tat so, als wäre sie einverstanden, und dann ging sie nach Hause und machte einen Termin bei Ginny Saxon aus, ihrer ersten Wahl. Sie haben ebenfalls einen Termin mit Ginny Saxon vereinbart. Nachdem Sie Amber davon abgebracht hatten, beschlossen Sie, selbst zu Ambers erster

Wahl zu gehen. Bevor Amber davon anfang, hatten Sie noch nie über Hypnose nachgedacht, aber wenn es gegen Schlaflosigkeit half ...«

Jo begann zu stöhnen und sich mit dem Rücken gegen den Stuhl zu werfen. Simon ging um den Tisch herum, damit er ihr Gesicht sehen konnte. Das Wehklagen wurde lauter und schriller, ihr Mund war halb offen. Und was hatte sie mit ihren Augen angestellt?

»Was tut sie da?« Die Anwältin wirkte eher angewidert als beunruhigt.

Simon erhob die Stimme, damit Jo ihn über den Radau hinweg hören konnte, den sie veranstaltete. »Ginny wartet

draußen«, rief er. »Wenn Sie mit mir reden, muss ich sie nicht reinholen.«

»Was ist los mit ihr? Warum kann sie ihren Kopf nicht mehr halten?«

»Sie kann schon. Sie hat beschlossen, es nicht mehr zu tun.«

»Warum zum Teufel sollte sie ...?«

»Sie tut so, als sei sie ihre geistig behinderte Schwester«, sagte Simon.

*

»Wie gut kennen Sie ihn?«, fragte Ginny Saxon und musterte die geschlossene

Tür des Vernehmungsraums.

»Besser als alle anderen«, erwiderte Charlie. »Aber nicht so gut, wie die meisten Frauen ihren Mann kennen.«

»Simon Waterhouse ist Ihr Mann?« Ginneys Ton hatte sich verändert: Das war ihr Holzhäuschen-im-Garten-Tonfall. Das war Ginny die Therapeutin.

»Wenn er es nicht wäre, würde ich Sie heute nicht begleiten. Ich würde mit meiner eigenen Arbeit weitermachen.«

»Machen Sie einen neuen Termin aus«, sagte Ginny. »Nehmen Sie sich die Zeit.«

Nein. Mir geht's gut. Und du bist zu teuer.

»Ich kann Ihnen helfen. Ihnen beiden.«

»Es hätte Simon geholfen, wenn Sie ihm früher die Wahrheit über Jo Utting gesagt hätten.«

»Er hat mich nicht gefragt. Als er dann fragte, habe ich ihm gesagt, was er wissen wollte, nach einem Gespräch mit meinem Supervisor. Simon muss lernen, sich besser mitzuteilen. Er kann nicht erwarten, dass ich von mir aus vertrauliche Informationen über einen meiner Klienten weitergebe, ohne die Zusammenhänge zu kennen. Warum hat er mir nicht gesagt, dass Jo Utting eine

Verdächtige in einem Mordfall ist?«

»Zwei Mordfällen«, berichtigte Charlie.

»Stattdessen hat er Amber Hewerdine dazu gebracht, ihr Auto vor meiner Praxis stehen zu lassen, in der Hoffnung, ich würde auf sein kryptisches visuelles Zeichen reagieren und Schuldgefühle entwickeln.«

»Sie hatten doch bereits Gewissensbisse.« Charlie hasste es, wenn sie sich dabei ertappte, Simon zu zitieren. »Deshalb waren Sie so bemüht, detailliert darzulegen, warum Sie Jos Verhalten besorgniserregend fanden, und deshalb haben Sie wegen Amber die Beherrschung verloren und sie

rausgeworfen. Es war eine Überreaktion, die sich nur dadurch erklären ließ, dass Sie etwas verheimlichten.«

»Oder dadurch, dass ich ein Mensch bin. Simon Waterhouse weiß auch nicht alles. Obwohl ich ganz offensichtlich in eine Dimension eingetreten bin, in der das jeder zu glauben scheint.«

»Sie wussten, wie wichtig die Information war, die Sie für sich behielten«, sagte Charlie. »Sie können nicht vergessen haben, dass Simon in einem Mordfall ermittelte. Trotzdem saß er stundenlang da und hörte zu, wie Sie und Amber Jos Charakter analysierten. Tun Sie nicht so, als hätten Sie nicht

gewusst, dass Jo Utting unter Verdacht stand.«

»*Gewusst* habe ich gar nichts. Ich habe mir Gedanken gemacht. Wenn Simon ehrlich zu sich selbst wäre, würde er zugeben, dass er auch nur Vermutungen angestellt hat. Er kann unmöglich *gewusst* haben, dass Jo Utting eine Klientin von mir war.«

»Doch. Er ist gut darin, Dinge zusammenzufügen, Dinge, die niemand sonst miteinander in Verbindung bringen würde. Ihren Wutausbruch, die Tatsache, dass Sie ihn und Amber rausgeworfen haben, Ihre Diagnose einer narzisstischen Persönlichkeitsstörung –

die Sie angeblich stellten, ohne Jo je getroffen zu haben.« Es kam Charlie merkwürdig vor, so etwas zu sagen. Sie sah sich eigentlich nicht als Frau, die mit den Großtaten ihres Göttergatten prahlte.

»Es war absolut wahr, was ich zu Simon gesagt habe. Es ist durchaus möglich, die Diagnose Narzissmus zu stellen, auch wenn man nur die Opfer anhört. Ich habe das schon oft erlebt.«

»Obwohl Sie in diesem Fall die Narzisstin persönlich kennengelernt hatten«, rief Charlie ihr in Erinnerung.

»Ja, das habe ich. Aber Simon kann das erst mit Sicherheit gewusst haben, als ich es ihm vor zwei Tagen bestätigte.

Und wenn er das anders sieht, macht er sich etwas vor. Was er vermutlich schon sein ganzes Leben lang tut. Kinder hochgradig dysfunktionaler Eltern lernen schon sehr früh, sich selbst etwas vorzumachen. Alles ist besser, als sich der erschreckenden Wahrheit zu stellen, dass man im eigenen Elternhaus nicht sicher ist, bei den beiden Menschen, die einen eigentlich am meisten lieben sollten.«

Charlie empfand diese Form der Psychoanalyse, um die sie nicht gebeten hatte, als höchst unerfreulich. Technisch gesehen war es vermutlich sogar eine übertragene Psychoanalyse, da es schließlich um Simon ging.

»Diese Kinder lernen auch, kryptisch zu denken und zu kommunizieren«, fuhr Ginny fort. »Sie werden zu Experten darin, Zeichen zu deuten und die Atmosphäre zu erspüren. Sie fangen Hinweise auf, die anderen entgehen würden. Sie geben großartige Ermittler ab, aber die Rückschläge des Lebens nehmen sie sehr mit, weil ihr Selbst so labil ist.« Sie lächelte tapfer. Charlie kam sich vor wie das Opfer irgendeines schrecklichen Unglücks. »Wenn er Jo Utting nicht dazu bringen kann, die Geschichte zu bestätigen, die er sich über sie erzählt – und da ich ihr begegnet bin, glaube ich nicht, dass ihm das gelingen wird –, würde ich erwarten, dass er depressive Symptome

entwickelt und sie auf eine Art und Weise ausdrücken wird, die alles andere als offen und direkt sein wird.«

»Warum sparen Sie sich Ihre Weisheiten nicht für zahlende Kunden auf?«, sagte Charlie ausdruckslos.

»Schon gut. Es tut mir leid.« Ginny wirkte betreten. »Wenn Sie meine Hilfe nicht wollen, werde ich sie Ihnen nicht aufdrängen.«

Charlie hütete sich, den Lieblingssatz eines jeden Verrückten am Rande eines Nervenzusammenbruchs anzubringen: »Ich brauche keine Hilfe.« Stattdessen erwiderte sie: »Wenn Simon sagt, dass er es wusste, dann wusste er es. Aber er

hat nicht verstanden, warum ein Mensch, der so viele Geheimnisse hatte wie Jo, sich ausgerechnet dieselbe Therapeutin aussuchen sollte wie die Schwägerin. Erst als wir herausfanden, dass Jo annahm, Amber wäre gehorsam woanders hingegangen, wurde das klarer.«

Die Tür des Vernehmungsraums ging auf. Simon kam heraus und schloss sie hinter sich. Er wirkte nicht glücklich.

»Neuer Plan?«, fragte Ginny.

»Nein. Es bleibt bei dem, was wir vereinbart haben, obwohl ...« Er unterbrach sich und schaute Charlie an, als hoffe er, sie würde übernehmen.

»Obwohl was?«, fragte sie.

»Sie täuscht eine geistige Behinderung vor – entweder macht sie Kirsty nach oder tut so, als wäre sie Kirsty. Was denkt sie sich dabei, was soll das?« Simon starrte Ginny durchdringend an, als wäre das ihr Fehler. »Wo ist der Mehrwert gegenüber einem ›Ich verweigere die Aussage‹?«

»Reden wir mit ihr darüber, in Ordnung?«, sagte Ginny, und Simon öffnete die Tür.

Charlie blieb etwas zurück, als sie die tierähnlichen Laute hörte, die aus dem Vernehmungsraum drangen. Simon schloss die Tür nicht hinter sich, als er

und Ginny den Raum betreten hatten. Er erwartete, dass Charlie ihnen folgte. Sie dachte an die Aktenstapel, die in ihrem Büro auf sie warteten, und entschied dann, dass sie noch ein wenig länger würden warten müssen. Simon brauchte sie hier, ob sie nun dabei sein wollte oder nicht. Es lief nicht nach Plan. War das die Antwort auf die Frage, die er eben gestellt hatte? Jeder bei der Polizei war an Beschuldigte gewöhnt, die die Aussage verweigerten, jeder wusste, wie man damit umzugehen hatte. Tat Jo Utting so, als wäre sie ihre behinderte Schwester, um Simon zu verunsichern?

Als Charlie den Raum betrat, sah sie Jo erst gar nicht. Simon und Ginny, die vor

ihr standen, nahmen ihr die Sicht. Als sie zur Seite traten, sah sie eine schwarze Frau in einem Hosenanzug, die neben einer behinderten weißen Frau saß. Sie hatte schulterlanges, lockiges blondes Haar, ein Speichelfaden sickerte aus ihrem Mund und lief das Kinn hinunter. Ihr Blick war leer, ihr Körper bewegte sich zuckend. Obwohl Charlie wusste, dass das alles nur gespielt war, kamen ihr Zweifel daran.

Ginny setzte sich zu Jo an den Tisch und beugte sich zu ihr hinüber. »Hallo«, sagte sie. »Sie erinnern sich doch an mich, nicht wahr? Ich bin Ginny Saxon. Sie sind in meine Praxis gekommen.«

Jo gab einen grunzenden Ton von sich,

und ihr rechter Arm flog zur Seite.
Charlie stand neben Simon vor der Tür.
Sie spürte die Anspannung in seinem Körper, vielleicht mehr als er selbst.

»Ich bin nicht hier, um der Polizei zu helfen, obwohl ich der Polizei sagen musste, worüber wir gesprochen haben«, sagte die Therapeutin zu Jo.

»Ich bin hier, um Ihnen zu helfen. Ich glaube nicht, dass es eine vernünftige Idee ist, so zu tun, als wären Sie jemand anderes. Ich glaube nicht, dass das gut für Sie ist.«

»Was ist, wenn sie mal muss?«, fragte die Anwältin. »Was dann?«

»Ich verstehe, dass Sie es leid sind, sich

um andere zu kümmern«, fuhr Ginny ruhig fort. »Ich begreife, dass Sie möchten, dass man sich auch mal um Sie kümmert, und das ist auch möglich. Ich werde Ihnen helfen. Andere auch. Aber nicht so. Wenn Sie mit diesem Verhalten weitermachen, werden nicht Sie es sein, um die man sich kümmert, sondern die Person, die Sie zu sein vorgeben, eine Person, die es nicht gibt. Was ist mit der wahren Jo? Hat sie nicht auch etwas Fürsorge und Aufmerksamkeit verdient, nachdem sie so lange nur für andere da war? Wenn Sie diese Frau verstecken, kann sie nicht das bekommen, was sie braucht. Jo? Ich sage ›diese Frau‹, aber ich meine Sie. Niemand kann nachvollziehen, wie Sie sich fühlen,

nicht wahr? Warum erzählen Sie DC Waterhouse nicht, was Sie mir erzählt haben?«

»Das wird nicht klappen«, murmelte Simon. Niemand außer Charlie hörte ihn. Der Radau, den Jo machte, übertönte seine Worte.

»Als Sie zu mir kamen, waren Sie wütend.« Ginny sprach mit erhobener Stimme. »Wo ist diese Wut geblieben? Drücken Sie sie nicht mit Geräuschen aus, fassen Sie sie in Worte. Erzählen Sie uns davon.«

»Oder erklären Sie noch einmal, dass Sie keine Aussage machen werden«, fuhr Jos Anwältin sie an. »Sie machen sich

zum Narren und vergeuden meine Zeit.«
Sie schaute zu Simon hinüber. »Sie alle
vergeuden meine Zeit.«

»Wie lange, glauben Sie, können Sie das
durchhalten, Jo?« Ginny sprach fest und
ohne jede Aggression, neutralisierte die
Ungeduld der Strafverteidigerin. »Es ist
eine eindrucksvolle Darbietung, aber sie
lässt sich nicht aufrechterhalten. Nichts
an dem Leben, das Sie geführt haben,
ließ sich aufrechterhalten, und deshalb
sind Sie hier gelandet – weil Sie vor der
Wahrheit davongelaufen sind, statt sich
ihr zu stellen. Jo? Warum sagen Sie DC
Waterhouse nicht, was Ihre Mutter an
Ihrem sechzehnten Geburtstag zu Ihnen
gesagt hat? Hören Sie mir zu, Jo. Ich

machte mir Sorgen, dass Sie sich krank machen könnten, wenn Sie ...«

Es war unmöglich für Ginny, mit den Geräuschen zu konkurrieren, die Jo von sich gab: Jämmerliches Grunzen, gelegentlich unterbrochen von schrillum Gejaule. Es waren keine Wörter, aber man hatte das Gefühl, Worte wären verzerrt und von innen nach außen gekehrt worden. Charlie erschauerte. Was machte Ginny so sicher, dass Jo nicht in der Lage war, das aufrechtzuerhalten? Und wie sollte sie es wieder aufgeben? Es war kaum vorstellbar, dass sie sich urplötzlich den Mund abwischte, ihr verzerrtes Gesicht glättete und erklärte, die Aussage

verweigern zu wollen.

Ginny hatte ihren Posten verlassen, ging zur Tür und bedeutete Simon mit einer Geste, sie müssten draußen reden.

Charlie verließ den Raum als Erste und überlegte, wie sie es vermeiden konnte, ihn wieder zu betreten. Jo Uttings besondere Form von Geistesgestörtheit war die unattraktivste, die ihr in ihrer bisherigen Berufslaufbahn untergekommen war.

»Sie haben ein Problem«, sagte Ginny zu Simon. »Ein großes.«

»Wir haben drei abgeschlossene Fälle«, sagte er. »Sie hat gestanden.«

»Und sie wird den Rest ihrer Tage in irgendeiner Einrichtung zubringen. Sie wird niemandem mehr Schaden zufügen. Nur das zählt. Aber wenn Sie auf ein Strafverfahren hoffen ...«

»Kommen Sie mir nicht mit diesem Prozessunfähigkeitsscheiß! Sie haben es selbst gesagt, Jo Utting kann das nicht durchhalten.«

»Als ich das sagte, dachte ich, es sei nur gespielt«, sagte Ginny. »Oder vielmehr, ich hoffte es.«

»Was, Sie glauben, das sei echt?«, brüllte Simon. »Was für ein Schwachsinn! Niemand ist urplötzlich geistig behindert, nur weil er das gerne

hätte.«

»Nein, aber es gibt Zusammenbrüche. Nach einem solchen Nervenzusammenbruch kann fast alles passieren. Ich leugne ja nicht, dass Jos spezielle Reaktion ungewöhnlich ist ...«

»Nein. Ich höre mir diesen Scheiß nicht länger an. Nein!« Er donnerte mit der Faust gegen die Wand. »Sie haben doch die Anwältin gehört! Selbst sie fällt nicht darauf herein.«

»Jo hat Kirsty ihr ganzes Leben vor sich gesehen, auch dann, wenn sie versuchte, nicht hinzusehen«, sagte Ginny traurig. »Sie hat Kirsty gehört, auch wenn sie versuchte, nicht hinzuhören. Ihr ganzes

Leben lang. Sie hat zugesehen, wie ihre Mutter sich in der Pflege für ihre behinderte Tochter aufgerieben hat, und sie wusste, dass Hilarys Leben dafür nicht ausreichen würde. Wessen Leben würde als Nächstes geopfert werden, wenn Hilary nicht mehr da war? Wissen Sie, was für ein Gefühl das ist – ein Mensch, der abhängig ist, der alles nimmt und nichts gibt? Es ist, als würde man diesen Menschen in sich tragen. Man ist sich dieses Menschen ständig bewusst, und das bedeutet, dass man nie ganz man selbst sein kann. Führen Sie sich das vor Augen, und wenn dann noch der Stress der Aussicht auf eine lebenslange Gefängnisstrafe dazukommt, die Trennung von den Kindern ...«

»Sie tut Ihnen leid«, sagte Charlie und hatte das Gefühl, wenn man Ginny so zuhörte, müsste jeder Mitleid mit Jo haben. Und das wollte Charlie nicht.

»Mir tun alle Beteiligten leid«, erwiderte Ginny diplomatisch. »Sie spielt das nicht nur, Simon. So leid es mir tut, aber Sie müssen da wieder reingehen und darauf bestehen, dass die Anwältin dafür sorgt, dass ihre Mandantin psychiatrische Betreuung bekommt.«

»Keine Sorge«, sagte Simon. Er sah Ginny nicht an. Er sah niemanden an. »Ich gehe da wieder rein. Allein.«

Er verschwand im Vernehmungsraum

und knallte die Tür hinter sich zu.

Ginny wandte sich an Charlie. »Er wird sie terrorisieren. Und ich bin machtlos. Sie müssen etwas tun.«

»Was hat ihre Mutter an ihrem sechzehnten Geburtstag zu Jo gesagt?«, fragte Charlie. Sie hatte angenommen, dass Simon ihr alles erzählt hatte, aber offenbar stimmte das nicht. Und die Therapeutin verstand nicht, dass sie nicht die Einzige war, die unfähig war, Simon von dem abzuhalten, was er gleich tun würde. Darin lag seine besondere Macht, dass er jeden um sich herum machtlos machen konnte, wenn es ihm passte.

»Sie hat Jo das Versprechen abgenommen, sich um Kirsty zu kümmern, wenn sie selbst nicht mehr dazu in der Lage sein sollte – etwas, was niemand von seinem sechzehnjährigen Kind verlangen sollte. In gewisser Weise ist Hilary für all die Morde und versuchten Morde verantwortlich, die stattgefunden haben.«

Das nahm Charlie ihr nicht ab. »In Ihrem Beruf mag das anders sein, aber wir hier haben klare Richtlinien, was die Frage angeht, wer für einen Mord verantwortlich ist – nämlich derjenige, der den Mord begeht.«

»Jo war ein braves Mädchen. Natürlich

sagte sie ja. Von klein auf bekam sie eingebläut, wie wichtig die Familie sei. Die Familie ist wichtiger als du, das war die Botschaft, die ihre Mutter ihr nach Kirstys Geburt vermittelte. Jo selbst mit all ihren eigenen Wünschen und Bedürfnissen zählte nicht mehr. Etwas in ihr wusste, dass das nicht richtig war. Sie wollte, dass ihr Leben auch zählte, das Leben, das sie sich aufgebaut hatte und das sie wegen des Damoklesschwertes der familiären Verpflichtungen, das über ihr hing, nie richtig genießen konnte. Deshalb kam sie zu mir. Sie wollte, dass ich ihr half, daran glauben zu können. Ich denke, sie wollte den Mut besitzen, in aller Öffentlichkeit das zu sagen, was Amber

später ohne jedes Schuldgefühl zu ihr sagte: »Niemand ist verpflichtet, sich das eigene Leben zu ruinieren, um anderen zu helfen.« Ginny zuckte die Achseln. »Vielleicht hätte ich Jo helfen können, vielleicht auch nicht. Wir Therapeuten nennen das Dehypnose. Wenn ein Kind von einem starken Elternteil eine Gehirnwäsche erfahren hat und etwas glaubt, das nicht wahr ist, kann die Wirkung nicht immer ungeschehen gemacht werden.«

»Gilt das auch für die Polizei, die eine Gehirnwäsche erfahren hat und glaubt, dass Mörder bestraft gehören?«, bemerkte Charlie.

»Jo hat mir versichert, dass sie Kirsty

liebt. Nichts, was ich sagte, konnte sie dazu bringen einzugestehen, dass sie sie hasst. Nicht einmal ihrem Mann gegenüber konnte sie zugeben, dass ihr der Gedanke unerträglich war, nach Hilarys Tod Kirstys Pflege zu übernehmen. Mir gegenüber gab sie allerdings offen zu, dass sie es nicht ertragen kann, Kirsty zu berühren oder auch nur in ihrer Nähe zu sein. Hilary durfte auf keinen Fall annehmen, dass es nur Kirsty war, die sie nicht berühren mochte, also erfand sie sich neu und behauptete, dass sie sich bei Berührungen generell unwohl fühlte. Sogar ihr Mann glaubt das. Sie hat ihre eigene Regel nur für ihre Kinder gebrochen, und das auch nur, wenn sie

glaubte, dass niemand es sah.«

»Seltsame Art, jemandem aus dem Weg zu gehen«, sagte Charlie. »Sie hat ihre Mutter und Kirsty jeden Tag gesehen, hat sie bei sich übernachten lassen, für sie gekocht ...«

»Das war ihre Tarnung«, erklärte Ginny. »Ja, Hilary und Kirsty waren ständig da, aber sie gingen im allgemeinen Betrieb unter: der alternde Schwiegervater, Kinder, Bruder, Ehemann, Schwager und Schwägerin, eine Nanny, die ein Vermögen dafür bezahlt bekam, dass sie nichts tut. Ich glaube, Sabina war Jos letzter Ausweg. Wenn alle Stricke rissen, konnte Sabina vielleicht überredet werden, nach Hilarys Tod

Kirstys Pflege zu übernehmen. Zweifellos hat Jo ihr viele Jahre lang viel Geld bezahlt, ohne dass sie sonderlich viel dafür tun musste. Das muss der Grund sein, weshalb sie Sabina behalten hat.« Ginny runzelte die Stirn. »Wie Amber so scharfsinnig bemerkt hat, Sabina mag als Kindermädchen eingestellt worden sein, aber ihre Rolle in diesem Haushalt war eigentlich immer schon, sich um Jos Bedürfnisse zu kümmern, nachdem sie sie wie durch Osmose entziffert hatte – nichts wurde je offen ausgesprochen. Im Augenblick, Hilary lebt ja noch, ist Jos Hauptbedürfnis, dass Sabina Quentin bei Laune hält. Jo wird Sabina nicht gebeten haben, das zu übernehmen. Es ist ihr

unmöglich, ihren eigenen Bedürfnissen Ausdruck zu verleihen, das ist ja ihr Problem.«

»Das und dass sie eine gewissenlose Mörderin ist«, versetzte Charlie gereizt.

»Vorausgesetzt, Sabina hätte sich dem gegenüber aufgeschlossen gezeigt – was wir nicht wissen können, und ich persönlich halte es für eher unwahrscheinlich –, hätte Jo es sich ganz allein als Verdienst anrechnen lassen können. Es hätte so ausgesehen, als würde sie sich um die geliebte Schwester kümmern. Niemand hätte je darauf hingewiesen, dass es eigentlich Sabina war, die die ganze harte und intime körperliche Pflege leistete, oder

dass Jo niemals in die Nähe ihrer Schwester ging.«

»Wie viel davon hat Jo Ihnen erzählt, und wie viel denken Sie sich aus?«, fragte Charlie. Simon hatte es so dargestellt, als wäre es eine Tatsache, dass Jo fest entschlossen war, sich nicht die Verantwortung für Kirsty aufladen zu lassen. Aber alles, was Ginny sagte, klang alarmierend nach Spekulation.

»Sie hat mir mehr als genug erzählt.«

»Kirsty jeden Tag bei sich zu Hause zu haben war also eine PR-Aktion für Jo?«

Ginny nickte. »Genau. Sie konnte sich in der Küche verstecken, hinter einem Berg

von Kochutensilien, und sie wusste ja, Hilary war da, um Kirsty zu betreuen. Ihre Mutter würde es nicht ahnen. Und sie ahnte tatsächlich nichts. Niemand ahnte etwas. Alle nahmen an, Jos Haus sei immer zum Bersten voll, weil sie nichts lieber tat, als sich um alle und jeden zu kümmern. Jo sorgte dafür, dass alle, die ihr nahestanden, überzeugt davon waren, wie sehr sie an Kirsty hing. Wer sie nicht angemessen behandelte, bekam es mit Jo zu tun, der loyalen Schwester. Für diese Täuschung hat Jo ihr Heim und ihr alltägliches Leben geopfert. In ihrem Herzen betrachtete sie die Häuser, die sie vor ihrer Mutter geheim hielt und selten besuchen konnte, als ihr wahres

Zuhause, die Häuser in Pulham Market und später in Surrey. Einmal machte sie eine Ausnahme und lud die ganze Familie nach Little Orchard ein, eine sehr deutliche große Geste. Sie mietete ein Luxus-Ferienhaus an, damit die ganze Familie darin Weihnachten feiern konnte. Gab es eine bessere Möglichkeit, das Haus zu besuchen, das sie liebte, in das sie aber kaum jemals einen Fuß setzen konnte? Wie hätte sie ihr Image als Familien-Göttin besser zementieren können, die alle so sehr liebt, dass sie Weihnachten unbedingt im Kreis der gesamten Großfamilie feiern will? Zudem wollte sie, dass ihre Mutter ihr Testament zugunsten von Ritchie änderte – indem sie zeigte, dass sie

genug Geld übrig hatte, um einen Riesenkasten als Ferienhaus zu mieten, zeigte sie auch, dass sie und Neil nicht unter Geldmangel litten, während ihr Bruder das Geld ganz offensichtlich gut gebrauchen konnte.«

»Die Symbolik hat Hilary offenbar nicht überzeugt«, bemerkte Charlie.

»Nein. Hilary lehnte ab, und Jo konnte nicht damit umgehen, konnte aber auch nicht offen und ehrlich mit ihrer Familie über ihre Wünsche und Bedürfnisse sprechen. Stattdessen erlitt sie einen kleineren Nervenzusammenbruch und beschloss, mit ihrem Mann und den Kindern zu verschwinden. Nach zwei Nächten und einem Tag auf der Flucht

wird sie sich ausreichend erholt haben, um zu erkennen, dass Flucht keine Lösung sein konnte. Sie kehrte in ihr Leben zurück und tat so, als wäre gar nichts gewesen.«

»Um dann was zu tun?«, fragte Charlie.
»Fünf Jahre zu warten, dann einen Mord zu planen und zu begehen, um dann zwei Jahre später noch einen Mord zu begehen?«

»Klingt außergewöhnlich, oder?«, sagte Ginny. »Es sei denn, man ist Jo, dann ist es vollkommen verständlich. Sie hat Kirsty kein Haar gekrümmt. Sie wusste, damit wäre sie in den Augen ihrer Mutter für immer erledigt gewesen. Und

es gab ja noch andere Optionen. Hilary vermittelte Jo während ihrer ganzen Kindheit eine ganz klare Botschaft: Es gab nur eins, was zählte – sich um Kirsty zu kümmern. Alles und jeder andere war unwichtig. Wenn Jo selbst also nicht wichtig war, warum sollte dann das Leben von Sharon Lendrim und Katharine Allen irgendetwas wert sein? Warum also sollte Jo nicht das Risiko auf sich nehmen, zwei Morde zu begehen? Sie hatte ihre Mutter nie sagen hören, dass sie, Jo, nicht in irgendeiner Einrichtung landen dürfe, im Gefängnis oder in der Psychiatrie. Kirsty ist diejenige, die nicht abgeschoben werden darf, die zu Hause gepflegt werden muss, eingehüllt in die Liebe ihrer

Angehörigen, solange diese Angehörigen noch einen Atemzug in sich haben.«

Charlie starrte auf die geschlossene Tür des Vernehmungsraums. Dieser Teil des Präsidiums war neu und gut schallgedämmt. Man konnte unmöglich sagen, was da drin vor sich ging.

»Danke, dass Sie uns Ihre Zeit geopfert haben«, sagte sie. »Eigentlich sollte Simon sich bei Ihnen bedanken, aber das wird er nicht tun.«

»Machen Sie sich meinetwegen keine Gedanken«, sagte Ginny und deutete auf die Tür. »Tun Sie, was Sie können, um Jo zu helfen, was immer sie auch getan haben mag. Und verleugnen Sie Ihre

eigenen Bedürfnisse nicht. Das ist der direkte Weg in die Tragödie.«



»Transitive und intransitive Relationen«, sagte Simon, der im Raum auf und ab ging. Die Anwältin hatte ihren Stuhl in eine Ecke gerückt, so weit entfernt vom Geschehen wie irgend möglich.

»William hat es mir erklärt. Gewinnt Jo irgendetwas durch Sharons Tod? Nein. *Amber* gewinnt etwas: Sie bekommt Dinah und Nonie. Gewinnt Jo etwas durch *Pams* Tod? Wieder nein. Jo bekommt Quentin, aber das ist kein Gewinn. Es ist eine Bürde, ein Albtraum.« Er beugte sich über den

Tisch und sah in die leeren Augen der sabbernden Kreatur vor sich. »Aber genau das war Ihre Taktik, nicht wahr? Wenn es Ihnen schlecht dabei geht, wenn Sie durch die Hölle gehen, dann können Sie sich das unmöglich gewünscht haben – das sollten jedenfalls alle denken, oder? Sie verstoßen gegen Ihre Prinzipien, um Amber zu retten, indem Sie an ihrer Stelle an einem Verkehrserziehungskurs teilnehmen, und haben panische Angst davor, dass das rauskommen könnte. Sie flehen mich an, es niemandem zu erzählen, damit mir ja nicht der Gedanke kommt, dass Sie vielleicht gar nicht bei diesem Kurs waren. Das perfekte Alibi. Sie sind so sichtbar bemüht, Ihr Geheimnis zu

bewahren, Ihre Schuld zu verbergen, dass ich annehmen muss, es ist die Wahrheit. Denn wer macht sich schon die Mühe, etwas geheim halten zu wollen, das gar nicht stattgefunden hat?

Wenn Amber und Luke nach Pams Tod alle Hände voll damit zu tun haben, sich um Sharons Kinder zu kümmern, kommt es gar nicht in Frage, dass sie auch noch Quentin aufnehmen. Ambers Gästezimmer ist belegt, es ist jetzt das Kinderzimmer. Ihre Söhne hingegen können sich ein Zimmer teilen, damit Platz für Quentin ist. Wenn Sie Quentin dann erst einmal bei sich haben und Ihr Haus voll ist, wie könnte da irgendjemand von Ihnen erwarten, dass

Sie auch noch Kirsty bei sich aufnehmen, wenn Hilary den Löffel abgibt? Warum sollte das nicht Ritchie übernehmen? Stimmt, er ist ein Mann und auf den ersten Blick keine zuverlässige Pflegeperson. Aber schließlich hat er ja sonst nicht gerade furchtbar viel zu tun. Dafür haben Sie gesorgt. Sie unterstützen ihn finanziell und bestärken ihn darin, ja nicht irgendeinen Job anzunehmen, sondern darauf zu warten, dass etwas Wichtiges daherkommt, etwas, das seinem Leben Sinn geben wird. Etwa, sich um seine behinderte Schwester zu kümmern. Wenn Sie dann noch Ihre Mutter überreden können, Sie aus dem Testament zu streichen und das Haus allein Ritchie zu vermachen, umso

besser. Die Lösung würde dann noch eher auf der Hand liegen: der unbeschäftigte, kinderlose Bruder, der ein großes Haus ganz für sich allein hat.

Aber leider hätte das nie funktioniert. Wenn Sie nicht so verzweifelt gewesen wären, hätten Sie das erkannt. Ritchie hätte sich nicht um Kirsty kümmern können. Er schafft es ja kaum, allein zurechtzukommen. Sie hätten sich etwas anderes einfallen lassen müssen, aber was? Eine Vollzeit-Pflegerin einzustellen kam nicht in Frage – unmöglich, denn das hätte jeder mitbekommen. Hilary hätte sich im Grabe umgedreht. Soll ich Ihnen sagen, was letztlich passiert wäre? Ein Kissen

auf Kirstys Gesicht drücken, das wäre langfristig die einzige Lösung gewesen. Oder ein Unfall. Aber das wissen Sie ja wahrscheinlich selbst. Solange niemand die ergebene Schwester, Sie, im Verdacht hatte, hätte es klappen können. Niemand hätte es erfahren, Hilary jenseits des Grabes ebenso wenig wie der Rest der Welt. Niemand hat die Macht, in Ihren Kopf einzudringen und Ihre Gedanken zu lesen, nicht einmal ein Geist. Insbesondere nicht der Geist Ihrer Mutter. Alles, was die lebendige Hilary kümmert, ist die Frage, wie ihre Tochter in den Augen der Welt dasteht. Sie sieht nur das Äußere, und mehr will sie auch gar nicht wissen. Es ist ihr gleichgültig, wie Sie sich fühlen, sie versucht nicht

einmal, es sich vorzustellen. Ihre Mutter sagt Ihnen, wie Sie sich fühlen sollen. Das stimmt doch, oder? Warum sollte ihr Geist, nach ihrem Tod, es anders halten?«

»Offenbar besitzt aber jemand anders die Macht, in ihren Geist einzudringen«, knurrte Jos Anwältin.

»Sie denken viel über Ihre tote Mutter nach«, fuhr Simon fort. »Obwohl sie noch gar nicht tot ist. 2003 wurde bei ihr Brustkrebs festgestellt. Er wurde rechtzeitig entdeckt. Sie wussten, die Chancen waren gut, dass Ihre Mutter wieder gesund werden würde, aber die Sache zwang sie dazu, sich einer Wahrheit zu stellen, die Sie vorher nicht

hatten wahrhaben wollen.

Möglicherweise stand Hilarys Tod nicht unmittelbar bevor, aber irgendwann würde sie sterben, und dann würde man von Ihnen erwarten, dass Sie Ihr Versprechen einlösen. Sie müssten sich um Kirsty kümmern, ihr ein Zuhause geben. Sie gerieten in Panik – daher Ihr angeblich so selbstloser Vorschlag, Hilary solle ihr Testament zugunsten von Ritchie ändern. Es muss ein Schock gewesen sein, als Ihre Mutter das ablehnte. Sie erklärte, das käme gar nicht in Frage, es sei ihr wichtig, all ihre Kinder gleich zu behandeln. Aber das ist noch nicht die ganze Geschichte, oder?«

Simon malte sich aus, wie er Jo an den

Haaren packte und ihren Kopf zurückriss. Er wollte es tun, aber er konnte nicht. »Ich habe mit Hilary gesprochen«, sagte er. Jos Schultern zuckten. »Nachdem Ritchie ins Bett gegangen war, sagte Ihre Mutter Ihnen die Wahrheit. Sie konnte das Haus nicht Ritchie hinterlassen, weil Sie, Jo, den Erlös aus dem Verkauf brauchen würden, um ein größeres Haus für sich und Ihre Familie zu kaufen, ein Haus, in dem auch Platz für Kirsty sein würde. Wenn Ritchie das Haus bekäme, würden Sie sich das nicht leisten können, jedenfalls glaubte ihre Mutter das. Kirsty würde bei Ritchie leben müssen, und Hilary traute ihm nicht zu, sie anständig zu versorgen. Das hatte sie vor

ihm nicht sagen wollen, weil es nach mangelndem Vertrauen geklungen hätte. Dabei weiß Ritchie nur zu gut, dass Hilary nicht viel von ihm hält. Sie sind die Verlässliche, er ist eine Enttäuschung. Der Versager.«

Jo hatte mit dem Stöhnen aufgehört und war verstummt. Sie saß da, den Kopf nach vorn gebeugt. Es sah aus, als hätte sie sich das Genick gebrochen.

»Nur kam Ihnen das gar nicht so vor, oder?«, fuhr Simon fort. »Sie kamen sich vor wie eine Versagerin. Ihr Plan war nicht aufgegangen. Hilary würde ihr Testament nicht ändern. Kirsty sollte immer noch zu Ihnen kommen. Was haben Sie getan, als Sie feststellen

mussten, dass es nichts nützte, mitten in der Nacht wegzulaufen? Haben Sie es verdrängt? Sich gesagt, dass Hilary noch geraume Zeit nirgendwohin gehen würde, gehofft, dass Ihnen in der Zwischenzeit schon noch etwas anderes einfallen würde? Und Ihnen fiel etwas ein, stimmt's? Als bei Pam Leberkrebs festgestellt wurde, entwickelten Sie Plan B. War Ritchie denn wirklich so hoffnungslos, dass er nicht lernen konnte, Kirstys Pflege zu übernehmen? Sicher würde Hilary sich die Sache noch einmal überlegen, wenn sie sah, dass Sie und Neil keine andere Wahl hatten, als Neils Vater Quentin bei sich aufzunehmen. Bestimmt würde sie dann sagen, doch, dein Vorschlag war gut,

Ritchie soll das Haus erben und nach meinem Tod die Verantwortung für Kirsty übernehmen. Ritchie würde Kirsty pflegen müssen, denn Sie waren ja bereits bis an Ihre Grenzen belastet. Sie wollten, dass Ihre Mutter ganz offiziell Ritchie die Verantwortung übertrug, Sie brauchten das. Hilary musste anerkennen, dass Sie an Ihre Grenzen gekommen waren – sie musste *Ihr Recht anerkennen*, das zu sagen. Aber das hat sie nie getan, oder? Warum sollte sie auch? Was sie sah, war, dass ihre Tochter fröhlich die ganze Welt verköstigte und beherbergte. Sie nahm an, Sie könnten mit allem fertigwerden. Gestern sagte sie mir, sie hätte nie bezweifelt, dass es Ihr Wunsch war, sich

um Kirsty zu kümmern. So überzeugend waren Sie. Ihre Tochter, die Heilige, die aus rein altruistischen Gründen wollte, dass ihr kleiner Bruder ein großes Haus bekam.«

Jo gab Laute von sich, die nach wenigen Sekunden nachließen. Ginny hatte sich geirrt, als sie sagte, Jo könne das nicht aufrechterhalten. »Transitive und intransitive Relationen«, sagte Simon. »Ich würde diese Beziehung transitiv nennen, obwohl William mir da vielleicht widersprechen würde. Amber profitiert von Sharons Tod. Sie bekommt Dinah und Nonie. Ihr besetztes Gästezimmer und die voll in Anspruch genommenen emotionalen Ressourcen

stellen sicher, dass Jo von Pams Tod profitiert: der zweifelhafte Gewinn ist Quentin. Kein Raum mehr in der Herberge. Von Hilarys Tod hätte potentiell Ritchie profitieren können, mit Ihrem Segen: ein großes Haus und die Vollzeitpflege seiner Schwester. Sie bemerken, das ist transitiv. Wenn wir die Kette zurückverfolgen, sehen wir, dass Ritchie von Sharons Tod profitiert, und Jo ebenfalls, die von Ritchies Gewinn profitiert. Ihr Gewinn ist der Verlust einer Bürde, die Pflege der behinderten Schwester. Wenn Sharon nicht gestorben wäre, hätten vielleicht Amber und Luke Quentin aufgenommen, denn dann hätten sie nach Pams Tod noch ein freies Gästezimmer gehabt.«

Simon beugte sich herunter und brachte sein Gesicht so dicht an Jo heran, wie er es ertragen konnte. »Ein Zimmer, in dem Quentin nie gelandet wäre, wie Sie am Mittwoch, den ersten Dezember, feststellen mussten. Im Gegensatz zu Ihnen meuchelt Amber nicht unschuldige Mitmenschen, anstatt die unvernünftigen Ansprüche der Mutter abzulehnen.«

Jo presste die Lippen zusammen, dann wurden sie wieder schlaff. Oder sah Simon nur, was er sehen wollte?

»Moment mal.« Die Anwältin hievte sich aus ihrem Stuhl hoch, blieb aber in der Ecke stehen. »Spielen Sie hier ein Spiel, für das ich nicht schlau genug bin,

oder wollen Sie ernsthaft andeuten, das Motiv für den Mord an Sharon Lendrim sei es gewesen, das leere Gästezimmer der einzigen anderen Person zu füllen, die ihren Schwiegervater bei sich hätte aufnehmen können?«

»Es war mir nie ernster«, versicherte Simon. »Als bei Pam Utting Leberkrebs festgestellt wurde, führten Neil und sein Bruder Luke, Ambers Mann, ein Gespräch, von dem Jo erfuhr, Amber aber nicht – weil Luke zu große Angst davor hatte, wie seine Frau reagieren würde, wenn er es ihr erzählte. Die Brüder kamen überein, dass Luke den Vater bei sich aufnehmen sollte, wenn Pam starb. Luke war nicht glücklich

darüber, empfand es aber als seine Pflicht. Er hatte genug Platz, Neil nicht. Und Neil hatte zwei Kinder. Luke sagte zu Neil, es würde Amber nicht freuen, aber er würde sie schon überreden können. Ich weiß nicht, ob ihm das gelungen wäre oder nicht. Sie bestreitet es. Aber Jo wusste nichts von Ambers Widerstreben. Neil hatte ihr nur gesagt, sie müsse sich keine Sorgen machen, Luke habe versprochen, sich um Quentin zu kümmern. Sie könne sich entspannen, sie würde ihren Schwiegervater nicht aufgebürdet bekommen.«

»Was Ihrer Theorie zufolge alles anderes als Entspannung bei ihr bewirkt hat?«, fragte die Anwältin.

»Ja, allerdings. Sie hat gemordet«, sagte Simon. »Jo musste die Verantwortung für Quentin übernehmen, damit sie eine Chance hatte, nicht die Verantwortung für Kirsty aufgebürdet zu bekommen. Als Amber nach Sharons Tod der Ansicht war, dass sie ein größeres Haus für sich, Luke und die beiden Mädchen brauchte, tat Ihre Mandantin alles, um ihr das auszureden.«

Die Anwältin seufzte und schüttelte den Kopf. »Mit Erfolg?«

»Nein. Aber wie sich herausstellte, spielte das auch gar keine Rolle.« Er sah Jo an. »Sie müssen gedacht haben, dass Sie damit durchkommen würden. Als Pam starb, erwähnte niemand, dass

Ambers und Lukes Haus doppelt so groß war wie Ihres. Lukes Versprechen, sich um seinen Vater zu kümmern, wurde nie wieder erwähnt – weder von Ihnen noch von Neil, Luke oder irgendjemandem sonst. Alle wussten ja, wie schwer es für Luke und Amber war, die sich auf ein Leben mit zwei kleinen Kindern einstellen mussten. Sie haben dafür gesorgt, dass die ganze Familie ständig zu hören bekam, wie hart es für die beiden war. Die arme, gestresste Amber, der arme, gestresste Luke.«

»Aber warum dann Sharon umbringen?«, fragte die Anwältin. »Wenn Sie richtigliegen, wäre es dann nicht einfacher gewesen, Amber und Luke

umzubringen? Schließlich können sie Quentin nicht bei sich aufnehmen, wenn sie tot sind.«

»Wenn Amber und Luke irgendetwas zugestoßen wäre, hätte Jo automatisch zum Kreis der Verdächtigen gehört. Aber wenn sie Sharon umbringt – eine ihr völlig fremde Frau –, wer sollte sie da verdächtigen? Für alle Welt sieht es so aus, als hätte sie nichts durch ihren Tod zu gewinnen. Und ihre Mutter hat sie so indoktriniert, dass sie überzeugt ist, die Familie sei wichtiger als alles andere. Sharon gehörte nicht zur Familie, in Jos Augen war ihr Leben zweitrangig.«

Jos Anwältin seufzte. »Hören Sie, es

besteht kein Zweifel über das, was meine Mandantin getan hat, aber alles, was Sie über ihre Motive sagen, ist nicht zu beweisen.«

»Ich habe es gerade bewiesen«, erklärte Simon.

»Sie haben es gesagt. Das ist nicht dasselbe.«

»In ihrem zweiten Wohnsitz stehen Fotos von jedem einzelnen Familienmitglied, nur nicht von ihrer Schwester. Was verrät uns das?«

»Dass Kirsty nicht fotogen ist. Und dass Sie sich an Strohhalme klammern.« Die Anwältin ergriff Jos Arm. »Die

Vernehmung ist beendet, eine Stunde später als vorgesehen. Wir gehen jetzt.«

Jo stand auf.

»Sehen Sie? Sie hat Sie ganz genau verstanden.« Simon versperrte ihnen den Weg zur Tür und sagte zu Jo: »Wir werden beweisen, dass Sie eine Lügnerin sind. Sie werden ins Gefängnis kommen.« Er spuckte ihr die Worte fast ins Gesicht. »Wenn Sie dieses Theater aufgeben, können Sie mit Ihren Kindern sprechen und ihnen erklären, warum Sie das alles getan haben. Sie können vor Gericht erklären, unter welchem Druck Sie standen. Ginny wird für Sie aussagen, und es gibt mildernde Umstände.«

»Was Sie eigentlich meinen, ist, wenn sie dieses Theater aufgibt, können Sie beweisen, dass Sie richtigliegen«, stellte Jos Anwältin fest. »Was offenbar kein hinreichend großer Anreiz für meine Mandantin ist.«

Jo jaulte und bewegte den Mund, als versuche sie, ihre Lippen ordentlich aufeinanderzulegen.

»Ich kann Ihnen helfen«, rief Simon ihr nach, als die Anwältin sie aus dem Raum geleitete. Ihm war klar, dass er seinen inneren guten Bullen viel zu spät ins Spiel gebracht hatte. »Ich möchte Ihnen helfen.«

»Helfen Sie sich selbst«, riet ihm die Anwältin. »Hören Sie auf, Ihre Zeit zu verschwenden.«

Sie waren fort. Er blieb allein in dem Raum zurück, in dem das Echo der zufallenden Tür widerhallte.

15

FREITAG, 10. DEZEMBER 2010

»Du trinkst Wein«, teilt Dinah mir mit. Sie, Nonie, Luke und ich sitzen bei unserem Lieblingsitaliener in Silsford, im Ferrazzano's.

»Ich weiß, dass ich Wein trinke.«

»Wenn es schlecht ist, dass Mrs Truscott den Eltern bei Schulveranstaltungen Wein gibt, dann ist es auch schlecht, wenn du Wein trinkst.«

»Nein, falsch ist nur, dass Mrs Truscott bei Schulveranstaltungen Wein ausschenkt und so tut, als wäre er umsonst. Und außerdem ...«

»Was?«, will Dinah wissen.

»Nichts.« Luke und ich wechseln einen Blick. Beide denken wir, dass Mrs Truscott von nun an tun kann, was ihr beliebt – für uns wird sie immer eine Heldin bleiben. Ohne die Schulleiterin, über die ich mich immer lustig gemacht habe, wären Dinah und Nonie heute vermutlich nicht mehr am Leben. Jo war nicht die Einzige, die auf die Idee gekommen war, am Freitag, den dritten Dezember, nachmittags in Rawndesley bummeln zu gehen. Mrs Truscott traf sie

mit den beiden Mädchen bei John Lewis, und ihr fiel auf, dass Nonie weinte und Jo gar nicht darauf zu reagieren schien. Als Nonie ihre Schulleiterin entdeckte, rannte sie zu ihr, ignorierte Jos lauten Befehl, sofort zu ihr zurückzukommen, und sagte der Lehrerin, sie wolle nach Hause, aber Jo würde sie nicht lassen. Sie hatte Angst. Jo und Dinah hatten den Plan ausgeheckt, im Wald von Silsford im Schnee zu spielen, und Nonie wollte das nicht.

Mrs Truscott ging zu Jo, die sie erst anfuhr, sie solle sich um ihre eigenen Angelegenheiten kümmern, um sich dann plötzlich völlig unterwürfig zu verhalten. Die Schulleiterin sagte später gegenüber

der Polizei, sie habe das Verhalten der Frau derart beunruhigend gefunden, dass sie darauf bestand, die Kinder mitzunehmen und nach Hause zu bringen.

Der Wald von Silsford ist etwa eine halbe Meile von der Blantyre-Schlucht entfernt. Die Gemeindeverwaltung hat vor kurzem angekündigt, die Straße besser zu sichern und eine Absperrung anzubringen, damit niemand sein Auto in den Abgrund steuern kann.

»Lasst uns nicht über Wein diskutieren«, sagt Luke. »Reden wir lieber über die brillante Aufführung, die wir gerade gesehen haben, das brillante Stück der brillanten neuen Dramatikerinnen Dinah und Nonie Lendrim.« Am Ende ist es

Nonie gelungen, sich für Hektors zehn Schwestern einzusetzen. Dank Nonie erlitten sie jetzt ein weniger grausiges Schicksal. Sie wurden mit Schlamm beworfen, anstatt zu sterben.

»Es hat euch also gefallen?«, fragt Dinah zum etwa zwanzigsten Mal. »Wirklich?«

»Wirklich«, versichere ich. »Wir fanden es wunderbar. Alle fanden es wunderbar – ihr habt ja den Applaus gehört. Ihr seid beide unglaublich begabt.«

»Das müsst ihr ja sagen«, bemerkt Nonie. »Ihr seid unsere Eltern.«

Luke drückt mein Knie unter dem Tisch.

»Ihr seid unsere Eltern«, beharrt Dinah.

»Sag es ihnen«, flüstert Nonie ihr zu.

Ich zwinge mich, den Bissen herunterzuschlucken, den ich im Mund habe. Als Nonie ihrer Schwester zum letzten Mal befahl, mir etwas zu sagen, erfuhr ich, was »Lieb – Grausam – Liebgrausam« bedeutet. Als Nonie mir erzählte, welche Angst sie hatte, als Jo versuchte, sie zu zwingen, im Schneetreiben in den Wald von Silsford zu fahren, wie sie fast nicht den Mut gehabt hatte, sich in dem Laden an Mrs Truscott zu wenden, wollte ich das auch nicht hören – es wühlte mich zu sehr auf. *Bitte, lass es diesmal etwas Gutes sein.*

»Wir haben eine Entscheidung getroffen«, verkündet Dinah und legt ihr Besteck hin. »Ihr braucht uns nicht zu adoptieren. Wir sind ja bereits eine Familie, ihr seid bereits unsere Eltern. Wir brauchen kein Stück Papier, das uns das bestätigt.«

»Da hast du Recht«, sagt Luke. »Wir werden eine Familie sein, ob wir euch nun offiziell adoptieren dürfen oder nicht.«

»Aber wenn ihr aufhört, es zu versuchen, kann nichts Schlimmes passieren«, sagt Dinah. »Niemand kann sagen, dass ihr uns nicht adoptieren dürft.«

Nonie nickt zustimmend.

Luke schaut mich an, eine Frage in den Augen. Ich sende eine Frage an ihn zurück: Soll ich antworten? Ich will es nicht übernehmen. Oder vielleicht doch, denn ich werde auf gar keinen Fall aufgeben, egal was Luke sagt. Egal, was irgendjemand sagt. »Wenn ihr mit Sicherheit wüsstet, dass wir euch ganz offiziell adoptieren können, würdet ihr es dann wollen?«, frage ich die beiden Mädchen.

»Aber wir wissen es ja eben nicht mit Sicherheit«, sagt Nonie.

»Sie sagte ›wenn‹ und ›wüsstet‹«, fährt Dinah sie an. »Weißt du nicht, was das bedeutet?«

»Ihr würdet es wollen, oder?«, sagt Luke. »Ihr befürchtet, genauso wie wir, dass es nicht nach Wunsch verlaufen könnte. Deshalb wollt ihr, dass wir aufhören, es zu versuchen.«

Beide Kinder nicken.

»Das können wir nicht tun«, erkläre ich. »Luke und ich haben ebenso große Angst wie ihr, aber wenn wir alle wollen, dass es dazu kommt, werden wir es weiter versuchen. Und ... es könnte ja auch gut ausgehen.«

»Er wird höchstwahrscheinlich gut ausgehen«, sagt Luke.

»Amber?«

»Was ist, Nones?«

»Was wird mit Jo passieren?«

»Ich weiß es nicht, Schatz. Im Augenblick weiß das noch keiner. Aber ... sie wird niemandem mehr etwas antun können.«

»William und Barney tun mir leid«, meint Nonie.

»Wenn es nicht gut ausgeht, wird trotzdem alles gut sein«, sagt Dinah.

»Wir sind ja trotzdem eine Familie.«

Von jetzt an werden wir eine Familie sein, in der alle einander ohne Angst die Wahrheit sagen, weil jeder weiß, dass

ihm stets vergeben werden wird. Als ich das gestern Abend zu Luke sagte, lachte er und meinte: »Das ist klasse für dich und mich, aber die Mädchen werden ja größer. Sei also nicht allzu enttäuscht, wenn du in ein paar Jahren Bierdosen und tätowierte Freunde im Schrank findest.«

»Ja«, versichert er Dinah. »Wir sind eine Familie.«

Danke, dass Sie gekommen sind. Es muss Sie viel Mut gekostet haben. Ich hatte nicht erwartet, dass Sie auf meinen Vorschlag eingehen oder auch nur meinen Brief beantworten – also, großartig. Es ist gut, dass Sie Mut haben, denn Sie werden viel davon brauchen, um den Jungs darüber hinwegzuhelfen – über den Verlust ihrer Mutter, hätte ich fast gesagt, aber das klingt so, als wäre Jo gestorben. Sie wissen schon, was ich meine.

Zunächst möchte ich Ihnen sagen, dass bei meinem einzigen richtigen Gespräch mit Jo, damals, als sie aus freien Stücken zu mir kam – bei der Polizei habe ich zwar versucht, mit ihr zu reden, aber da war sie nicht ansprechbar –, ganz offensichtlich war, wie sehr sie Sie, William und Barney liebt. Sie liebt Sie aufrichtig, Neil. Und ihre Kinder. Ich weiß, im Augenblick ist sie ... unzugänglich – sie hat dichtgemacht, um die Tortur zu überleben, die ihr bevorsteht –, aber trotzdem glaube ich fest, dass Jo Sie immer noch liebt. William, Barney und Sie sind die Menschen in ihrem Leben, die

sie auf nicht-strategische Weise lieben kann, ohne jede Berechnung, ohne Komplikationen. Auf eine Weise, in der sie Hilary, Ritchie und Kirsty eben nicht lieben kann, weil sie die in gewisser Weise für ihre Probleme verantwortlich macht.

Ich habe Sie hauptsächlich hergebeten, um über die Jungs zu sprechen und darüber, wie man ihnen die Situation erleichtern kann, aber vorher möchte ich kurz noch etwas zu Jo sagen. Geben Sie sie nicht auf, Neil. Sie hat furchtbare Dinge getan, das will ich gar nicht leugnen, aber das macht sie noch nicht zu einem furchtbaren

Menschen. Jo hatte nie eine Chance, der Gehirnwäsche ihrer Mutter zu entkommen und ihr Potential zu nutzen, der Mensch zu werden, der sie hätte sein können. Mit Ihrer Hilfe und meiner – oder der irgendeines anderen guten Therapeuten – könnte ihr das immer noch gelingen. Sie durfte ihre eigenen Bedürfnisse nie empfinden oder ausdrücken, und aus diesem Grund hat sie auch getan, was sie getan hat. Ich weiß, es wird Ihnen schwerfallen, das zu verstehen, aber Jo mag juristisch eine für ihre Taten voll verantwortliche Erwachsene sein, seelisch ist sie jedoch ein

verängstigtes Kind, das gegen eine Auslöschung seiner fragilen Identität ankämpft.

Falls Sie beschließen sollten, noch einmal zu mir zu kommen, können wir gern ausführlicher darüber reden, aber denken Sie mal über Folgendes nach: warum Feuer?

Warum hat Jo eine

Feuerwehruniform ausgeliehen und Sharon Lendrim auf diese spezielle Weise getötet? Das kann nicht der einfachste Weg gewesen sein. Ich weiß, es ist schmerzlich für Sie, daran zu denken, aber Jo hat sich das Leben durch ihre Entscheidung, Sharon Lendrim auf diese Weise

anzugreifen, sehr schwer gemacht. Sie musste sich einen Hausschlüssel besorgen und nachts, während Sharon, Dinah und Nonie schliefen, das Haus betreten. Sie konnte nur hoffen, dass alle fest schlafen würden, aber sicher sein konnte sie sich da nicht, oder? Sie musste sich das Feuerwehrkostüm anziehen, die Mädchen aus dem Haus schaffen ... Wer konnte wissen, ob Sharon nicht aufwachen und sie auf frischer Tat ertappen würde? Warum ist Jo ein solches Risiko eingegangen?

Ich glaube, und Simon Waterhouse stimmt mir zu, dass es ihr wichtig war, sich auf die »Retter-Rolle«

konzentrieren zu können, die sie mit ihrer Verkleidung angelegt hat. Sie hat Dinah und Nonie in dieser Nacht tatsächlich gerettet, von Kopf bis Fuß in die Schutzkleidung eines Berufs gehüllt, der das Gegenteil dessen tut, was sie zu tun beabsichtigte. Symbolisch hat sie sich damit vor ihrem eigenen Verbrechen geschützt. Verstehen Sie, was ich meine? Sie hat ihren Körper in dieses Retterkostüm gehüllt, sodass die echte Jo vollständig verborgen war, und sie hat zwei Kinder gerettet. Darauf wird sie sich konzentriert haben. Sie wird dabei völlig ausgeblendet haben,

dass sie das Feuer selbst gelegt hatte – sie wird sich nicht erlaubt haben, an ihr wahres Ziel zu denken. Ich glaube, beim ersten Mal war es ihr nur möglich, auf diese spezielle Weise zu morden: buchstäblich umschlossen von einer Identität, die ihre wahre Identität auslöschte und ihr entsetzliches Verhalten neutralisierte. In irgendeinem versteckten Winkel ihrer Gedanken wird ihr ihre Tat ebenso entsetzlich erschienen sein wie Ihnen oder mir.

Ich glaube, obwohl ich es nicht beweisen kann, dass Jo es vorgezogen hätte, dieselbe Methode bei Kat Allen anzuwenden, aber Kat

wohnte in einer Wohnung. Sie hatte keine eigene Haustür, die von der Straße aus zugänglich war.

Wahrscheinlich sollte ich Ihnen das gar nicht sagen, aber hinsichtlich der Frage, warum Jo die Kinder in Kats Wohnung mitgenommen hat, bin ich anderer Meinung als die Polizei. Ich weiß, dieser Aspekt des Ganzen wird Sie am meisten bedrücken, aber falls Ihnen das ein kleiner Trost ist, ich glaube wirklich nicht, dass Jo die Jungs hier nur benutzt hat.

Natürlich, eine Mutter, die an jenem Tag, an dem ein Mord geschah, ihre beiden kleinen Söhne bei sich hatte, wird mit geringerer

Wahrscheinlichkeit verdächtigt werden, diesen Mord begangen zu haben, aber ich glaube nicht, dass sie die Kinder deshalb mitgenommen hat. Sie wollte nicht andere täuschen, sondern sich selbst. Sie wollte glauben, dass sie sich vor allem einen schönen Tag mit William und Barney machte, auch wenn sie vorher etwas Unerfreuliches zu erledigen hatte. Dass sie Kat an einem Tag tötete, den sie ansonsten in Gesellschaft ihrer geliebten Kinder zubrachte, wird es ihr erst erträglich gemacht haben. Sie brauchte die Jungs als moralische Unterstützung, wenn Sie so wollen.

Ich will ihre Taten nicht rechtfertigen, Neil. Ich versuche nur, Ihnen begreiflich zu machen, was in ihrem Kopf vorgegangen sein könnte, mehr nicht. Die äußere Erscheinung war Jo immer wichtiger als ihre eigene innere Realität, die sich nie entfalten durfte, die nie Anerkennung gefunden hat. Ergibt das einen Sinn? Ich will damit sagen, dass Jo sich immer noch in alle möglichen Richtungen entwickeln könnte. Ich versuche nicht, Ihnen die Verantwortung für sie aufzubürden – glauben Sie mir, das ist nicht meine Absicht. Ich will Ihnen nur Gelegenheit geben, die ganze Sache

einmal mit anderen Augen zu betrachten, das ist alles.

Was die Jungs angeht, ist vor allem eins wichtig: Mann muss ihnen begreiflich machen, dass nichts von dem, was geschehen ist, ihre Schuld ist. Sie sind Kinder und in keiner Weise verantwortlich für die Probleme der Erwachsenen. Bitte tun Sie alles, was in Ihrer Macht steht, um ihnen das einzuhämmern. Sie werden es brauchen. Die beiden werden zurückblicken und sich fragen, was sie hätten tun können, um zu verhindern, dass ihre Mutter derart unglücklich wurde. Ihre Aufgabe, Neil – die wichtigste, die

Sie in Ihrem ganzen Leben haben werden –, besteht darin, den beiden klarzumachen, dass es nichts gab, was sie hätten tun können. Sie werden die beiden nicht vor allem Leid bewahren können, aber Sie können dafür sorgen, dass sie sich nicht schuldig fühlen, wie so viele Kinder es tun.

Ich will Ihnen hierzu ein Beispiel geben: Als Kind, an meinem ersten Schultag, war ich nervös und schüchtern, und da ich eigentlich gar nicht dort sein wollte, versteckte ich mich hinter einem Puppenhaus und tat so, als wäre ich nicht da. Ich wusste, dass ich unartig war, und

irgendwann bekam ich Angst und zeigte mich. Meine Lehrerin schlug mich vor den Augen der ganzen Klasse mit einem Lineal. Ich rede immer noch sehr ungern darüber. Es war die demütigendste Erfahrung, die ich je gemacht habe. Als meine Mutter am Nachmittag kam, um mich abzuholen, erzählte meine Lehrerin ihr, was ich angestellt hatte, und meine Mutter sprach eine ganze Woche lang kein Wort mit mir. Mir war absolut klar, dass ich durch meine Tat das Recht verwirkt hatte, von ihr geliebt zu werden. Jahrelang empfand ich vor allem Schuldgefühle, wenn ich an jenen

Tag zurückdachte. Wenn ich mich nur nicht hinter dem Puppenhaus versteckt hätte ... Es war alles meine Schuld, ich war ein furchtbarer Mensch und wertlos. Es hat fast zwanzig Jahre gedauert, bis ich erkannte, wer die wirklich Schuldigen waren: meine Lehrerin und meine Mutter. Die Erwachsenen. Ich war ein ganz normales Kind, das etwas Ungezogenes getan hatte, wie Kinder es nun mal tun. Als ich das begriff, wurde ich wütend. Und ich fasste den Entschluss, Therapeutin zu werden, damit ich Menschen wie mir, Ihnen und Jo helfen konnte. Wie William und

Barney.

Mit der richtigen Unterstützung werden die beiden es schaffen, Neil. Sie haben ja Sie, ihren Vater. Lieben Sie sie, passen Sie auf sie auf, und es wird ihnen gut gehen.

Danksagung

Wie immer bin ich meinem Agenten Peter Straus von Rogers, Coleridge & White (oder Straus MD von der Princeton-Plainsboro-Literaturagentur, wie ich ihn aufgrund seiner genialisch-unorthodoxen Art lieber nenne) zutiefst dankbar. Ebenso wie meiner brillanten Lektorin Carolyn Mays, die mich immer unterstützt, Francesca Best, Karen Geary, Lucy Zilberkweit, Lucy Hale und allen anderen bei meinem wundervollen Verlag Hodder & Stoughton. Ich danke meiner langjährigen Lektorin Amber Burlinson, nach der ich ganz dreist

meine Protagonistin benannt habe, ohne vorher um Erlaubnis zu fragen. Ich danke Montserrat und Jeromin, den Besitzern des wahren Little Orchard – wieder ein dreister Namensklau, keine Erlaubnis. Ich danke all meinen internationalen Verlagen, die so hart daran arbeiten, meine spezielle Form der verdrehten fiktiven Psyche in der ganzen Welt zu verbreiten. Wie immer danke ich Mark Pannone und der Cambridger Steinkunst-Gang: Simon, Jamie, Lee und Matt. Ich danke Dr. Bryan Knight, dessen großartige Website mich dazu brachte, zu denken: »Mmm, Hypnose ...«, sowie Dr. Michael Heap, dessen Sachwissen sich als unschätzbar erwiesen hat.

Hektor und seine Schwestern war ursprünglich eine Kurzgeschichte, die ich zusammen mit meinen Kindern Phoebe und Guy geschrieben habe. Phoebe verdanke ich auch Dinahs Spruch über das hypothetische Baby, das nur erwachsen werden und in einem Büro arbeiten würde. Ich danke Dan für so viele Dinge, dass ich sie hier nicht auflisten kann (und ich würde es auch nie versuchen, nur für den Fall, dass er Listen von Dingen, die er getan hat, ebenso hasst wie Listen von Dingen, die er erledigen soll).

Und last but not least: Herzlichen Dank an Emily Winslow für ihre brillanten redaktionellen Rat- und Vorschläge.

Die folgenden Bücher haben sich als ebenso faszinierende wie unglaublich nützliche Lektüre erwiesen: *Vergiftete Kindheit. Elterliche Macht und ihre Folgen* von Dr. Susan Forward, *Der Körper lügt nie* von Dr. Alice Miller, *The Emotional Incest Syndrome: What to Do When a Parent Rules Your Life* von Dr. Patricia Love, *The Narcissitic Family* von Stephanie Donaldson-Pressman und Robert M. Pressman sowie *Verstrickt in die Probleme anderer: Über Entstehung und Auswirkungen von Co-Abhängigkeit* von Pia Mellody.

Sophie Hannah ist eine junge britische Autorin, die für ihre Werke bereits zahlreiche Auszeichnungen erhielt. *Still, Still*, ihr erster Psychothriller, galt in England als einer der besten Romane des Jahres und ist ebenso wie *Schattenmesser*, *Nimmermehr*, *Totes Herz* und *Das fremde Haus* in 20 Ländern erschienen. Sophie Hannahs Bücher werden derzeit mit großem Erfolg für das britische Fernsehen verfilmt. Die Autorin lebt mit ihrem Ehemann und zwei Kindern in Cambridge.